Charakterbilder

aus

Spanien.

Von

Schmidt-Weißenfels.

Stuttgart.
G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.
1885.

Charakterbilder aus Spanien.

Charakterbilder aus Spanien.

Von

Schmidt-Weißenfels.

Stuttgart.
G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.
1885.

K. Hofbuchdruckerei Zu Guttenberg (Carl Grüninger) in Stuttgart.

Vorwort.

Spanien gewinnt immer mehr an Bedeutung für Deutschland, seitdem dessen mächtig aufstrebender Handel den Weg dahin gefunden und mit demjenigen Englands und Frankreichs sehr erfolgreich wetteifert. Die moderne Industrie ist noch so wenig hinter den Pyrenäen vertreten, daß sie dort auf lange Zeit eines großen Marktes gewiß sein kann. Durch unsere deutschen Erwerbungen an der Westküste von Afrika, die den Zug des vaterländischen Handels energisch dahin richten werden, ist Spanien uns überdem noch viel näher gerückt, gleichsam eine Etappe dahin geworden. Aber keins der großen Kulturländer Europas ist uns noch so wenig bekannt und in seinen Eigenartigkeiten so verschleiert geblieben, wie dies.

Mein Buch möchte deshalb sein bescheiden Teil zu einer vermehrten Kenntnis Spaniens und seiner Zustände beitragen. Ich habe die reichen und viel-

seitigen Eindrücke daselbst weniger in ihrer subjektiven Unmittelbarkeit wiedergegeben, wie es in Reisebeschreibungen geschieht; sondern sie durch Studien erweitert und vertieft, um sie in allgemeine und geschlossene Bilder von Land und Leuten zu übertragen.

Viel begünstigt hat mich dafür nicht nur die lehrreiche Unterweisung in Spanien längst ansässiger Deutscher und befreundet gewordener Einheimischer in Rang und Amt, sondern auch der berühmte Besuch des deutschen Kronprinzen am königlichen Hofe von Madrid. Indem ich die Ehre hatte, den ihm so viel und glänzend daselbst bereiteten Festen als Spezialberichterstatter beiwohnen zu dürfen, bot sich Gelegenheit zu interessantesten Eindrücken außerhalb des Touristenweges und sie konnten manchen dieser Charakterbilder reichere Farbe verleihen.

Stuttgart, März 1885.

Dr. **Schmidt-Weißenfels.**

Inhalt.

Volksfiguren.

Die Pyrenäen galten früher für einen Wall, der Europa von einer ihm fremden Welt trennte, und diese Auffassung hat sich auch nicht viel gemindert, seitdem auf beiden Seiten das Gebirg von Eisenbahnen durchbrochen ist. Alexander Dumas sprach nur eine bei seinen Landsleuten stehende Meinung aus, wenn er nach seiner spanischen Reise behauptete, hinter den Pyrenäen fange Afrika an. Unverkennbar ist man nach Überschreiten der französischen Grenze dahin in einem vom anderen europäischen Leben auch durch allerlei äußere Erscheinungen merklich sich unterscheidenden Lande.

Kaum öffnen sich hinter den Felskesseln von Perpignan und Port Bou die anmutigen Thäler mit Wald und Wiesen, mit alten Burgtürmen und Schlössern auf den Höhen und mit dem glitzernden Saum einschneidender Meerbuchten, so sieht man auch schon den katalonischen Bauer und daß er ein

anderer ist, als der uns zuvor am Nordhang der Pyrenäen auf französischem Boden begegnete. Er ist ein geputzter Bauer, wie wir ihn auf dem Theater in den Opernchören zu sehen bekommen. Er hat eine schwarzsammetne Kleidung, auf dem Kopf eine rote Wollenmütze mit hängendem Zipfel, um den Hals ein rot- und weißgestreiftes Tuch, um den Leib eine rote Schärpe, an den Beinen Gamaschen und an den Füßen Sandalen. Begiebt er sich hoch zu Roß, oder nicht minder stolz auf seinem braunen Esel reitend, auf das Feld, so hängt ihm nachlässig um eine Schulter die dunkle wollene Manta, die er bis zur Nase hinaufzieht, wenn ein Lüftchen weht.

Auch anderwärts findet man Bauern in bunten, volkstümlichen Trachten und Deutschland ist noch immer reich daran. Aber, abgesehen von dem bestechenden Eindruck des Neuen auf den Fremden, wirkt bei dem spanischen Bauer nicht nur die kokett malerische Tracht so angenehm auffällig, sondern auch seine vornehme, würdevolle Haltung. Man ist eben jenseit der Pyrenäen bei einem Volke, das in allen Ständen auf die eine oder die andere Weise seinen angeborenen Nationalstolz hervorzukehren liebt, der Landmann insbesondere in der Kleidung, wie sie von Geschlecht zu Geschlecht bei den einzelnen spanischen Stämmen Überlieferung geworden ist. Anders wie der katalonische Bauer trägt sich sein Nachbar, der aragonische, und der valenzianer am gesegneten Küsten-

strich; anders der baskische und galizische, noch mehr der andalusische Landmann im breitrandigen Spitzhut, in kurzer Jacke, offener Weste, Kniehosen, die blaue oder rote Binde um den Leib, Schaffell um die Waden und leinene Sandalen mit Hanfsohlen an den Füßen. Aber allen gemeinsam ist die Eitelkeit, ihren schlanken Körper wohlgefällig zu zeigen und selbst in abgetragener und verschmutzter Kleidung spanische Würde an den Tag zu legen.

Wohl steht sie dem Katalonier und dem Valenzianer, dem vom palmenreichen Murcia und vom weingesegneten Malaga- und Jereslande an; denn diese alle sind wohlhabend und haben ein eigenes Feld, ein schmuckes Wohnhaus mit Garten. Die Bauern in den armen Provinzen der Hochebenen dagegen, welche den größten Teil des mittleren Spaniens bilden, wo dem verbrannten steinigen Boden kaum eine einträgliche Feldmark abgewonnen ist, sehen in ihrer Grandezza dürftig, finster und unzufrieden aus. Sie haben nichts, kein Eigentum, oder kein erfreuendes Einkommen daraus. Wenig mehr sind sie als billig abgefundene Taglöhner, die das Feld für den reichen Granden mit meilenweitem Grundbesitz bestellen, in elenden Steinhütten wohnen, die mitten in der kahlen, öden, wüstenartigen Landschaft sich wie ein grauer Trümmerhaufen als klägliches, einsames Dorf erheben. Fast alle gehören sie denn auch der „schwarzen Hand“ an, die ihnen der Ar-

beiter in den Minen und Kohlenbergwerken hingereicht hat — jener kommunistischen Verbindung in Spanien, welche von dem Glück träumt, einmal die Reichen arm zu machen, den Gutsbesitz der Einzelnen zum Besten der socialistischen Staatskasse zu konfiszieren und dann in ungebundener Freiheit wachsen zu lassen, was Gott will. Es wäre ihrer Meinung nach genug für das wenige, was sie für sich und die ihrigen beanspruchen: es erbittert sie nur zumeist, daß es Reiche giebt, die ungeheuren Überfluß haben. Sie wissen es nicht oder nicht mehr, daß bei so sorgloser Auffassung um die Kultur des Landes, wie sie der Spanier nach Vertreibung der fleißigen arabischen Bevölkerungen in seinem arbeitsscheuen Hochmut einst walten ließ, schreckliche Hungersnot oftmals ihre Geißel über ihn geschwungen. Muß doch das eine gesegnete Drittel des spanischen Bodens aus seinen Oasen das übrige Land mit Nahrung versorgen, und hat doch erst da die frühere Not den Spanier zum Landbebauer werden lassen, was er vordem unter seiner Würde hielt.

Ein halber Bauer ist der H i r t. Er vertritt seit alten Zeiten in Spanien ein starkes Bruchteil des Volkslebens. Lieber als der anstrengende Ackerbau war dem armen Spanier von jeher das Wanderleben des Hirten, und dies trug nicht wenig dazu bei, in ihm den romantischen Sinn nach Abenteuern und Regellosigkeit zu stärken. Nirgends ist denn der Hirt

mehr ein nationaler Typus, als hinter den Pyrenäen. Von Nord bis Süd findet man ihn in Spanien, einsam in den Schluchten der Sierras seine Schaf- oder Ziegenherde weidend, wo dem abgespülten Boden noch etwas Pflanzenwuchs entsprießt; oder auf den endlosen Steppen Altkastiliens, der Mancha, des nördlichen Andalusiens und Estremaduras, mit seiner großen Stier- oder Pferdeherde, die dem hohen Herrn oder der Herrin gehört, welche in Madrid ihr Leben froh genießen. Der Hirt denkt darüber und über die socialen Unterschiede nicht nach; er liebt sein Vieh — diese feisten Merinos, welche mit ihrer Wolle so viel Geld einbringen; diese Pferde von reiner Rasse; diese Stiere, welche er davor hütet, daß sie ihre Wildheit bis zu dem Tage nicht einbüßen, an dem sie in der Arena der großen Stadt zur Begeisterung der Zuschauer nach grausamem Neckspiel den Todesstoß vom Espada erhalten. Er zieht mit seinen Schutzbefohlenen, wohin er will, mit dem Recht der freien Weidung; er betet um sein eigen Seelenheil bei Sonnenaufgang und bei Sonnenuntergang und um Regen, wenn monatelange Hitze alles Gras hat verdorren lassen und Tag um Tag ihm durch verhungert hinfallende Tiere die Herde gelichtet wird. Da sitzt er, mit seinem zottigen Hunde, dem treuen, klugen Gefährten, auf der Erde, den langen Stab neben sich, den zerlumpten Mantel mit der Kapuze um seinen Rücken, den alten Filzhut mit der großen

Krempe auf dem Kopf, um den noch ein Tuch gewunden ist, die Füße in den dicken Fellhüllen, das dolchartige Stoßmesser im Gürtel, den Schnappsack an der Seite, aus dem er sein Brot und eine Melone, eine Zwiebel oder einen Schafkäse zum Imbiß nimmt. Der Quell im Gebirg giebt ihm den erquickenden Trunk, oder er nimmt ihn von da mit sich im bauchigen Krug von leichtgebranntem Thon mit zwei kleinen Löchern am kurzen Halse, in dem sich der Trank wunderbar kühl erhält. Kommt in der gebirgigen Einsamkeit einer zu ihm, um ihm eine Weile Gesellschaft zu leisten, so ist's der Schmuggler, der Wilderer oder der Bandolero, der flüchtig streifende Bandit. Er ist mit ihnen allen Freund, ohne sich um ihr Geschäft zu kümmern. Zuweilen fragt wohl eine Gendarmenpatrouille bei ihm an; aber er weiß nichts von dem, was sie wissen möchte. Am liebsten ist ihm der Holzschläger, der für den Staat, die Gemeinde oder den Gutsherrn den Wald ausforstet.

Nicht gar häufig ist im Innern des Landes diese kraftvolle, verwetterte Figur zu treffen. Denn außer in dem Pyrenäen- und kantabrischen Gebiet, in Galizien und Asturien, giebt es wenig Naturwälder mehr im Lande. Die alten Spanier haben sie überall niedergeschlagen und das Erdreich damit entwässert, das schließlich noch durch die häufigen Überschwemmungen der Sturzbäche auch seines Humus beraubt

ist. Alle Sierras mit ihren zackig ragenden Höhen sind kahl; nur zuweilen in den Gebirgen von Altkastilien und Aragon ist noch ein alter Pinienwald versteckt. Ein Land wie Spanien muß Bauholz aus England oder Amerika kaufen. Der Ertrag, den seine Staatsforsten liefern, beträgt 800 000 Pesetas, während ihr Unterhalt 2 200 000 kostet. Kein Staat in Europa ist derartig waldarm wie Spanien. In Preußen giebt es auf 100 Hektaren 27 beforstete, in Italien noch 17, in Frankreich 16, in Spanien nur 7.

Auch die Bediensteten an den Eisenbahnen charakterisieren sich hier anders als diesseit der Pyrenäen. Sie sind nicht uniformiert; nur die Zugführer haben eine dunkle Tuchmütze mit feinen, goldbortigen Streifen. Wer sich sonst an den Stationen mit dem Eisenbahnzug zu schaffen macht, sieht wie ein Knecht oder Arbeiter aus. Die Wärter sind Bauern und werden oft von ihrer Frau oder einem ihrer Kinder beim Vorüberfahren des Zuges vertreten. An jeder Haltestation läuft ein alter oder ein junger Bursche die Reihe der Wagen ab, indem er den Namen der Ortschaft und was sonst auszurufen ist, wie Umsteigen, Abzweigung der Linie, Dauer des Aufenthalts, näselnd absingt, so daß die fremden Reisenden so gut wie nichts davon verstehen. Er öffnet auch die Coupéthüren und schließt sie, nachdem er nach dem Glockenzeichen zum Einsteigen auf-

gesungen. Während der Fahrt kommt gelegentlich der Zugführer oder Inspektor ins Coupé, nach den Billets zu sehen. Betrieb und Einrichtungen sind nach französischem System; eine der größten Linien gehört dem Pariser Rothschild, und bei allen ist sein und anderes französisches Geld das Hauptkapital. Die Wagen sind meist alt und unbequem, die Bahnhöfe selbst in den Hauptstädten dürftig, an den kleineren Stationsorten jämmerlich, die Fahrpreise teuer und die Fahrten nur von mäßiger Schnelligkeit, auch bei den durchgehenden Expreßzügen. In den anderen wird die Geduld der Passagiere auf harte Proben gestellt und die Expreßzüge, außer dem täglichen Madrid-Pariser, fahren nur alle zwei Tage, sowohl von Madrid nach den Grenzen, wie umgekehrt. Die Eisenbahnen gehen jetzt von Nord nach Süd und von Ost nach West durch Spanien; aber im Innern des Landes, für Madrid ausgenommen, scheinen sie noch ganz überflüssig zu sein. Industrie und Handel ist viel zu unbedeutend, als daß sie einen regen Güter- und Menschenverkehr benötigten. Davon spricht auch die geringe Pflege der Landstraßen. Kaum sechshundert Meilen solcher Straßen sind überhaupt in Spanien vorhanden und ein großer Teil davon erhält sich aus maurischer, ja römischer Zeit her lediglich durch die Güte der Natur. Außer an den großen Abgangs- und vor den bedeutenden Endstationen der Eisenbahnen, wie Barcelona, Saragossa, Burgos,

Madrid, Cordoba, Sevilla, Cadix, Malaga, Valenzia, sind die Bahnhofsschuppen gewöhnlich menschenleer und fast niemand steigt unterwegs ein oder aus auf viele Stunden langer Fahrt. An bestimmten Punkten sind Restaurationen für die Reisenden, kläglich die Mehrzahl und unfreundlichen Aufenthalts; bei Tag oder Nacht herrscht ein unheimliches Schweigen um sie, traurig stimmende Einsamkeit der Wüste, worin der zum Einsteigen in die Wagen ertönende Singsang des Bahnhofwärters wie ein Erlösungsruf begrüßt wird.

Kaum ist der Zug in einer der großen Stationen eingelaufen, so überfallen ihn die Gepäckträger und die Kutscher mit betäubendem Geschrei ihrer Dienstanerbietungen. Hundert Hände greifen nach den Reisekoffern, hundert Stimmen rufen die Namen der Hotels. Der Kutscher spielt hierbei die Hauptrolle. Er kennt seine Notwendigkeit, denn die Bahnhöfe liegen gewöhnlich weit ab von den Städten, und wo Fremde eine Unterkunft zu suchen haben. In Madrid giebt es eine Menge und gute Droschken, die für ihre Fahrten bestimmte Taxen haben, mit welcher der mürrische Kutscher zufrieden ist. Für eine Peseta (Frank) fährt er vom Bahnhof seinen Gast nach allen Teilen der Stadt und dankt mit vornehmem Gruß, wenn er noch ein paar Kupferstücke als Trinkgeld bekommt. Auch im volk- und handelsreichen Barcelona haben die Fiaker ihre berechtigte Existenz. Sonst aber fin-

det man sie selten noch in spanischen Städten, und dann nur in bedenklichen Exemplaren, die zum Hausgebrauch eines Hotels dienen. Dagegen ist der Kutscher des privilegierten Eisenbahnomnibus in jeder Stadt zu finden und der rechte Mann, an den man sich wenden muß, um wenigstens mit seiner Börse gut zu fahren. Auch er hat seine Taxe und sie ist billig. Die Eisenbahnverwaltung hält in den Städten ein besonderes Bureau, einen Dispacho, wo man die Billets vorweg kaufen, sein Gepäck aufgeben und zur rechten Zeit mit dem Omnibus zum Zug befördert werden kann, von dem das Gefährt auch die Angekommenen abholt. Es bringt jeden dahin, wo er absteigen will, und so währt es oft sehr lange, bis man an Ort und Stelle ist. Außerdem stehen aber noch andere Wagen zur Verfügung, durchweg omnibusartig, von anspruchsloser Einrichtung. Benutzt man sie, ohne sich vorher über den Preis mit dem Kutscher geeinigt zu haben, so kann man etwas von der Prellerei spanischer Fuhrleute erleben. Sie beweisen dem Fahrgast beim Aussteigen, daß man ihnen fünf Peseten, einen Duro oder spanischen Thaler, schuldig ist, so daß die Minute der kurzen Fahrt leicht einen oder doch einen halben Frank betragen kann.

Allgemein sind die spanischen Kutscher von großem Ehrgeiz erfüllt, mit ihrem Gespann sich als Meister im Fahren zu zeigen, und es giebt wohl auch

kein Land, wo mehr Geschick darin entwickelt wird und das Fahren so sehr zur Charakteristik der Sitten gehört, wie im Vaterlande der Maulesel. Denn diese werden außerordentlich häufig anstatt der Pferde auch zum Fahren, zumal schwerer Lasten, benutzt. Die Wagen der Tramways in Madrid jagen mit einem Mauleselgespann durch die Straßen; auf dem Lande kennt man fast nichts anderes, während das Pferd und der richtige Esel zum Reiten, letzterer besonders auch für die Landfrauen dient, denen zu diesem Zweck aus Körben von Mattengeflecht, welche zu beiden Seiten des Eselrückens hängen, ein Sitz bereitet wird. Die Kutsche freilich, der Luxuswagen, wird mit Rossen zur Schau gestellt und in diesen Gefährten finden in den großen Städten die täglichen Korsos statt, die in Madrid zu so glänzenden Schauspielen gehören, wie im Hydepark von London und im Boulogner Gehölz bei Paris. Da sieht man neben dem Diener oder Groom in Livree den herrschaftlichen Kutscher in voller Grandezza, untadelhaft in der Zügelung, im ärgsten Gewirr der Wagen sicher den seinigen lenken. Hoch oben auf seinem Omnibus sitzt sein minder vornehmer Kollege und treibt mit Rufen und geschwungener Peitsche seine störrigen Mulas zu wildem Trab an, so daß die Passagiere im Innern sich die Köpfe aneinanderstoßen. In Valenzia ist die zweiräderige Tartana in Gebrauch, ihr Kasten mit Bänken, ähnlich dem unserer Hotelomni-

bus; vor ihnen sitzt der Kutscher auf der Deichsel neben seinen Mauleseln und plaudert oder zankt mit ihnen. So macht es auch der Ventero, der Frachtfuhrmann, und der Zagal, der Antreiber, welcher jeden Postwagen auf den Landstraßen begleitet. Ganze Strafreden oder Liebeserklärungen werden von ihren Führern oder Knechten an die Pferde oder die Maultiere gehalten. Im Januar, am St. Antoniotage, werden Rosse und Esel vom Priester gesegnet und mit Weihwasser besprengt, und deshalb, wenn irgend möglich, vor die Kirche geführt; in Madrid geschieht es unter glänzenden Aufzügen von massenhaft geputzten Reitern, Kutschern und Fuhrleuten aller Art. Aber in der heiligen Osterwoche, in der alle Welt in Spanien Feiertag hat, alle Arbeit ruht, ist auch kein Reiter oder gar Kutscher zu sehen; es fahren während drei Tage dann weder Posten, noch Fiaker, weder Pferdebahnwagen, noch Frachtfuhrwerke. In Madrid, wo der Lärm sonst am allermeisten von den Gefährten aller Art verursacht wird, hört man alsdann keinen Hufschlag auf dem Pflaster. Selbst die Kavallerieposten ziehen, aller Gewohnheit zuwider, zu Fuß auf.

Schon auf der Eisenbahn lernt man die imposante Figur des Guardia civil, des Gendarmen, in seiner altfranzösischen Uniform, mit dem Napoleonshut auf dem Kopf, das Gewehr in der Hand, kennen. Er steht auf jeder Station und begleitet mit einem oder mehreren Kameraden während der

Nacht den Eisenbahnzug zur Sicherheit der Reisenden vor Überfällen von Banditen, die früher in den Pyrenäen, wie in der Sierra Morena hinter Toledo und in der Sierra Nevada bei Granada, nicht ungewöhnlich waren. Kreuz und quer durchstreift er in Patrouillen das Land, ein Schrecken für das Banditenvolk, das noch immer in den einsamen Bergen haust, eine Beruhigung für den Wanderer, dem er womöglich in unsicheren Gegenden das Geleit giebt. Es sind alte, gediente, wetterfeste Soldaten, die Elitetruppen der spanischen Armee, mutige, zuverlässige, volksbeliebte Leute, die zu beleidigen oder gar tödlich anzugreifen mit schwerem Kerker bestraft wird.

Außer diesen Wächtern der Ordnung auf dem Lande giebt es in jeder Stadt und Ortschaft eine Anzahl von Polizeidienern, Alguazils, die ebenfalls in ihrer Uniformierung an die französischen, im besondern die Pariser Stadtsergeanten erinnern. In Madrid wimmelt es von ihnen. Sie sind immer zu zweien auf ihren Straßenposten und zu Hunderten bei Veranlassungen, die große Menschenmengen anzulocken pflegen. Gemessene Höflichkeit ist ihnen eigen und sie suchen auf gutem Fuß mit dem Publikum zu stehen, froh, wenn nichts sich ereignet, was ihre Beschaulichkeit inmitten des lärmenden Treibens stört, oder sie gar in die Notwendigkeit versetzt, nach dem Revolver zu greifen, den sie in einer ledernen Schutztasche an der Hüfte tragen.

Auf den Spaziergängen und den Plätzen der Städte ist der Wasserverkäufer oder die -Verkäuferin eine stehende Figur. Aus seinen tinajas, den altmaurischen Krügen, spendet er für ein paar Pfennige den kühlen Trunk, nachdem er das Glas vor den Augen des Käufers ausgespült hat. Mehr als den Wein liebt das bedürfnislose spanische Volk das Wasser als Getränk. An den Buden, wo es auch noch zu haben, kann man es sich mit einem süßen Saft, wie bei den Kokos in Paris, mischen lassen; hier giebt es auch wohl noch einen Anisette zu kaufen. In der heißen Jahreszeit wandert mit seinem Karren der horchatero, der Händler mit Gefrorenem, durch die Straßen und spendet aus seinen Zinkbüchsen in kleinen Gläsern die süße erfrischende Leckerei.

In allen größeren Städten sieht man inmitten des ruhelosen Müßigganges, welches das Straßenleben in ihnen immer festtägig erscheinen läßt, auch die schlanken und schmucken Torerofiguren. Sie sind dann nicht in der schimmernden Figarogalakleidung, wie sie sich in der Arena beim Stierkampf zeigen, sondern in einem feinen, dunkeln Tuchanzug, in eng anliegender Jacke und Beinkleid. Ein besticktes Hemd leuchtet schneeweiß aus ihrer offenen Weste und unter dem sauberen Kragen ist ein seidenes Tuch, schwarz oder hellfarbig, nach Matrosenart geschlungen, die Zipfel lang herniederhängend.

Eine Schärpe, rot oder blau, umschlingt ihre Hüfte. Das Gesicht ist immer glatt rasiert, bartlos; das schwarze, kurz geschnittene Haar von einem eleganten, breitkrempigen Filzhut, wenn nicht von der barettartigen Toreromütze mit steifem breitem Plüschrand bedeckt; bei jedem wirklichen Stierkämpfer schaut darunter hinten ein feines Zöpfchen, wie ein Rattenschwanz hervor, das untrügliche Zeichen der Gilde, welches den jungen Stutzern fehlt, die sich, wie die Majos von Sevilla, gern in der Torerotracht spreizen. Es sind gar stolze Herren, die mit dem Zöpfchen, und ihrer Popularität sich wohl bewußt. Sie drücken alle spanische Grandezza in der Überzeugung aus, würdige Nachkommen des Cid zu sein, der als der Erfinder der Stierkämpfe gilt, wie sie seitdem achthundert Jahre lang das leidenschaftlich geliebte Fest- oder Sonntagsvergnügen der Spanier bilden, und der selber mit der Lanze und zu Pferde in die Arena gestiegen sein soll. Das Stiergefecht, übrigens schon von den Arabern in Spanien betrieben, war lange Zeit ein durchaus ritterlicher Sport; der Adel widmete sich ihm mit Eifer; noch jetzt veranstaltet er zu Ehren des Königs oder bei einem nationalen Feste großartige, kostspielige Schauspiele solcher Art, woran sich dann gewöhnlich auch ein echter, aber verarmter Hidalgo als Espada beteiligt, weil ihm für seinen Sieg der Preis eines lebenslänglichen Jahrgelds zufällt. Im übrigen wird das kühne und für einen

Nichtspanier grausame Spiel nur noch gewerbsmäßig betrieben und nährt seinen Mann reichlich. Die sparsamen Toreros sind sogar Leute von Vermögen, haben ihre Villa, ihren Garten, ihre Karosse und ihre Pferde; die leichtlebigen verlassen sich auf neue Triumphe ihrer Geschicklichkeit, die ihnen glänzend bezahlte Gastspiele überall in Spanien verschafft, auf ihre Gönner, die sie alle haben, und auf ihre vornehmen Gönnerinnen, die ihnen selten fehlen.

Mit ihnen hängt der Zeitungsverkäufer, der „fliegende Buchhändler", inniger zusammen, als man es sich außerhalb Spaniens denken kann. Nicht allein, daß alle Zeitungen sich mit jeder Aufführung in der Stierhatz-Arena wie mit dem wichtigsten Ereignis vorher und nachher beschäftigen, sondern es werden auch bunte Illustrationen von jedem dieser Schauspiele gleich nach dessen Beendigung in Plakatform ausgeschrieen und ausgehängt. Die Stiere, die sich tapfer bewiesen, werden in solchen Bildern verewigt ebenso die Toreros, die Beifall geerntet; und gar erst die Scenen, die das Publikum in Begeisterung oder in Schrecken versetzt haben, entweder daß der Torero durch Kühnheit einer Gefahr entging, oder daß er vom Stier verwundet, vielleicht selbst getötet wurde. Dann giebt's ungeheuren Absatz dieser Bilderbogen; dieselben werden überhaupt von vielen Liebhabern mit beharrlichem Eifer gesammelt. Häufig dienen die Illustrationen, wie die umständlichen Be-

schreibungen der Arenakämpfe in den Journalen, zu witzigen politischen Karikaturen und sie bilden nicht minder eine gute Einnahmequelle für die Männer, Knaben, Weiber und Mädchen, die sich mit dem Zeitungsverkauf auf den Straßen abgeben. Die Mehrzahl der Morgen- wie Abendblätter, obwohl auf sie auch abonniert werden kann, wird derartig ins Publikum gebracht, die Nummer um fünf Centimos in ganz Spanien. Jedermann kauft sich auf seinem Ausgang sein Parteiblatt; in den Kaffeehäusern werden gewöhnlich keine Zeitungen zur Einsicht für das Publikum gehalten, sondern die Verkäufer kommen dahin und bieten sie den Gästen an. In Madrid abends um die neunte Stunde rennen Weiber und Kinder mit ihrem Korb voll frischer Abendblätter unter einem durchdringenden Ruf in alle Teile der Stadt, um dahin möglichst zuerst zu kommen. Man wähnt, es seien wichtige Nachrichten in Extrablättern verkündigt und gerät unwillkürlich immer wieder in Aufregung über die aufschreckende Art, wie an allen Ecken und Enden in den Straßen die „Dia", der „Correo" und vor allen die „Correspondenzia", das umständlichste Tageblatt Madrids, ausgeschrieen wird.

Noch einer echt spanischen Figur sei hier gedacht, der des Sereno, des braven Wächters der Nacht. Gegen Mitternacht sieht man ihn mit seiner kleinen Laterne und seiner langen Lanze durch die Straßen von Madrid auf seinen Posten gehen; der Polizei-

diener verschwindet alsdann. Um zwölf Uhr beginnt des Sereno Wache, dann erst werden die Häuser geschlossen, wenn auch das lärmvolle Leben auf den Straßen noch lange auf- und abflutet. Zu allen Häusern seines klein begrenzten Reviers hat er die Schlüssel an seinem großen Bund. Immer sieht man ohne langes Spähen sein Lichtlein in der Straße leuchten und immer ist er flugs da, wohin man ihn ruft, um das Hausthor zu öffnen. Er grüßt mit Freundlichkeit, schließt die Thüre auf, leuchtet dem Eingelassenen bis zum ersten Stockwerk hinauf und nimmt mit einem „buenas noches, Sennor“, das ihm zukommende Zehn-Centimosstück entgegen. Er hat auch ein Pfeifchen, und wenn er eine Feuersgefahr entdeckt, oder eine andere für das Haus, so läßt er seinen Pfiff ertönen, worauf derselbe aus allen Straßen der Nachbarschaft von seinen Kollegen erwidert wird und in wenigen Minuten zehn, zwanzig dieser Männer mit Lanzen und der Laterne vor der Brust ihm zu Hilfe sich einstellen. Und braucht man Beistand im Hause, so hat man nur aus dem Fenster zu rufen: „Sereno! Hilfe!“ und er eilt mit den von ihm herbeigepfiffenen Wächtern oder auch allein in die Wohnung hinauf, wo man ihn begehrt. Hat man sich als Fremder verirrt, so zeigt er einem auf Befragen den rechten Weg; wünscht man vielleicht noch in der Nacht im unbekannten Viertel eine Erfrischung einzunehmen, so giebt der Sereno Auskunft, wo es

noch möglich, und führt den Fragenden wohl selbst dahin. Und liegt man zu Bett, so singt er einem alle Stunden bis zum lichten Morgen Gottes Segen zu und obenein, was der Himmel für ein Gesicht macht, ob es regnet oder nicht, was für Wind weht und ob der Mond schon aufgegangen ist.

Das Land und die Städte.

Wo sich überhaupt, zunächst im nördlichen Spanien, ein großes, eigenartiges und verkehrreiches Stadtleben abspielt, ist in Barcelona. In einer noch von den Ausläufern der Pyrenäen umschlossenen fruchtbaren Ebene liegt es dicht am Meere. Südliche Luft umfächelt es in allen Jahreszeiten und ein heiterer Himmel lacht auch im stets milden Winter über ihm. Herz und Auge erfreuen sich, wenn man die schöne umkränzte Landschaft überblickt, in der es sich weithin ausbreitet, und nicht minder, wenn man sich durch seine Straßen bewegt. Überall Leben in wechselvollen, farbigen, warmtönigen Bildern; überall das Lärmen einer volkreichen und der Atem einer arbeitenden Stadt. In ganz Spanien giebt es nicht noch einmal solchen Eindruck und vollends nicht in solcher pomphaften und imponierenden Art. Madrid ist da die einzige Stadt, die größer ist als Barcelona, aber es erscheint als eine auf Hügelköpfen zusammen-

gedrängte Häusermasse viel kleiner. Es hat über ein Drittel mehr Einwohner als die Hauptstadt Cataloniens mit ihren etwa dreimalhunderttausend Seelen; aber in seinem wimmelnden, heiteren, luxusdurchzogenen Müßiggangstreiben fehlt jener anregende, lebhafte Pulsschlag, den eine wahre Großstadt durch ihren Handel und ihre Industrie, durch Arbeit und Unternehmungsgeist und durch den Reichtum spüren läßt, den sie selber erzeugt. Barcelona ist die Hauptstadt eines ernsten, fleißigen, wirtschaftlich tüchtigen Volksstammes, der dadurch unter den anderen Spaniern sich hoch emporhebt und dieser Überlegenheit sich auch bewußt ist, sie gern im besondern catalonischen Stolz gegen Aragonesen, Castilier und Andalusier hervorkehrt. Der Geist der neuen Zeit ist da thätig und rührig, wie nirgends anderswo hinter den Pyrenäen, wo noch fast überall das Volksleben nur in der Vergangenheit wurzelt. Hier an der Ostküste im Norden der Halbinsel hat die europäische Kultur seit ein paar Jahrzehnten eine große, mitschaffende Kolonie hervorgerufen in einem Staate, in dem die Empfänglichkeit für solche Berührung sonst nicht vorhanden zu sein schien und auch heute nur erst vereinzelt und in gewissen Beziehungen sich geltend macht. Barcelona wird daher, wie sie die bedeutendste Stadt Spaniens schon längst ist, auch in kurzer Zeit die größte und volkreichste daselbst werden. Sie nimmt von Jahr zu Jahr an Umfang

zu und verschönert sich um den uralten Kern seiner engen Straßen in modern prächtiger Weise. Die Festungswälle sind gefallen und haben weiten Raum zur Entfaltung des Stadtwesens gegeben. Für zehnmal größer als die alte Gemeinde ist der Wohnsitz der werdenden schon fest geplant und die luftigen Stadtviertel mit ihren geraden, breiten Straßen werden einst in zahlreichen Quadraten sich über die Markung ausbreiten bis hinauf zu den weißen, flachdachigen Villen in arabischem Stil und den prächtigen Gärten mit Turmpavillons, welche die Abhänge der Berglehnen zahlreich bedecken.

Die große Stadt Madrid ist wie eine Kreuzspinne im Netz, die aussaugt, was sich Lebensvolles darin fängt. Sie zieht alle Kraft des Landes an sich, um sie zu vergeuden, indessen die Provinzen darüber verarmt oder verödet sind. Aber Barcelona spendet Segen ins Land hinein; es giebt mit seiner fleißigen Hand. In seinem Selbstgefühl hält es auch Wacht für die Freiheit. Es verdankt den spanischen Königen nichts, und es ist längst zu der Erkenntnis vorgedrungen, daß sie an Spaniens Verfall die meiste Schuld trugen. Daher ist es größtenteils republikanisch gesinnt, und die neuere Geschichte hat gelehrt, welche führende oder entscheidende Rolle Barcelona in den Revolutionen spielt, ohne daß die Kanonen des über ihm aufragenden Forts von Monjuich es daran viel verhindert haben. Die Nähe Frankreichs, dem es

ja auch schon mehrfach zeitweilig angehören mußte, hat auf den Geist seiner Bewohner und auf ihre Sitten manchen Einfluß geübt; aber es hat doch im allgemeinen sich den Charakter einer spanischen Stadt bewahrt. Seine mächtige Kathedrale aus den ersten Jahrhunderten des Christentums erinnert an sein ehrwürdiges Alter; auch manch anderer Bau, sogar noch aus römischen Tagen. Die schöne, mit marmornen Kunstwerken, mit Gemälden und Säulen ausgestattete Börse deutet auf seine hohe Bedeutung als reiche Handelsstadt hin. Sein Lyceotheater ist wohl das größte in der Welt mit Platz für fünftausend Zuschauer und mit Ballsälen luxusvoller Ausstattung; seine Stierkampf-Arena faßt zehntausend Personen. Es hat großartige Hospitäler, wie sie der religiöse Sinn der Spanier überall den Armen und Kranken gestiftet; aber auch große Bibliotheken und die besten Schulen im Lande. Die Kaffeehäuser sind teilweise glänzender und auch freundlicher eingerichtet, wie die von Madrid. Die Palmenpromenade des neuen „Salon", der breite Boulevard der Rambla mit seinen doppelten Platanenalleen, die einen hohen und langen Laubengang vom Meerufer her bis durch die Stadt bilden, mit seinen vielen eleganten Läden, mit seinem duftenden, farbenschillernden Blumenmarkt; und dann die Promenade von Grazia — von früh bis in die späte Nacht wird es hier von Wagen und Menschen, rufenden Ver-

käufern, Bettlern, allerhand religiösen oder sonstwie festlichen Aufzügen nicht leer. Fontänen murmeln und plätschern dabei überall; eine Fülle von Gaslicht und auch von elektrischem erhellt diese Spaziergänge bei Nacht, und vor ein, zwei Uhr in derselben hört es hier nicht auf mit Rufen und Singen, mit Gekicher und Geschwätz der Hunderte, welche sich noch immer auf- und abbewegen, um die frische und doch so laue Luft zu genießen. Die Frauen in Menge darunter und meistenteils in der schwarzen Mantilla oder mit dem kurzen Schleier um das Gesicht, oft stattliche oder graziöse, glutäugige Erscheinungen.

Geht man von Barcelona gewiß nicht ohne die freudige Genugthuung, wie sie dem schauenden und sinnigen Reisenden eine genußvolle Erfahrung bereitet, so wiederholt sie sich beim Besuch der andern Städte Nordspaniens nur noch in mehr oder weniger bedingtem Maße. Man wird in ihnen zumeist doch zum Nachdenken über den Verfall des Landes angeregt, weil sie davon am meisten sprechen, und dies stimmt trüb und traurig inmitten selbst einer Bewunderung über Werke der bildenden Kunst, deren Hüter sie sind. Da ragen alte Burgruinen, riesige Türme, vielfach aus dem Landschaftsbilde empor, und da sind ummauerte Dörfer mit einem großen Klosterbau über sich, oder einem riesenhohen gotischen Kirchenschiff, und weit von einander erheben sich Städte mit Kathedralen. Die Geschichte hat hier

überall Erinnerungen für die heimische Bevölkerung hinterlassen, die ihnen lieb und wert sind und in hundert alten Balladen und Romanzen poetische Verklärung gefunden haben; aber der Fremde kennt sie nicht und sie interessieren ihn auch nicht. Anders wie in Italien, wo eine alte, mit der unsrigen geistig noch stark zusammenhängende Kulturwelt auch aus den Ruinen spricht, hat die mittelalterliche Geschichte Spaniens, und der früheren kleinen Königreiche im Norden im besondern, uns nichts Anregendes zu sagen. Und seit dem Mittelalter, hat auch die Geschichte manches Drama hier wieder aufgespielt, sind doch die Städte zumal dieselben geblieben, und ihr beharrlicher Stillstand macht den Eindruck des Erstarrten, des Zurückgekommenen und Entgeistigten nur zu unabweisbar. Es lohnt sich daher auch gar nicht, wenn man nicht vielleicht Spezialstudien an alten Architekturstücken in Klöstern verfolgt, außer in den genanntesten und bedeutendsten Städten dieses Landes irgendwo, obenein noch unbequemen Aufenthalt zu nehmen, um das Volksleben in mannigfaltigster Gestaltung kennen zu lernen. Es ist ja in all seiner Bestechlichkeit außerordentlich gleichförmig, wie auch die Städte eine ganz bestimmte spanische Physiognomie haben, die sich nirgends verleugnet und im Norden überall einen starken gotischen Zug aus dem Mittelalter her in ihren Bauten bewahrt hat.

Keine dieser Städte — es seien San Sebastian, Pampelona, Lerida, Saragossa, Burgos und Valladolid genannt — die nicht in ihren Kirchen von der Blüte der bildenden Kunst in Spaniens glorreicher Zeit mehr oder minder glänzendes Zeugnis abgäbe und zugleich von dem religiösen Fanatismus, dem das Volk im Kreuzzug gegen die arabischen Eroberer einst seinen Aufschwung und danach seinen Niedergang in hochmütiger Unwissenheit und im Aberglauben verdankte. Keine, die nicht reiche Klöster und große Hospitäler hätte, ein Theater und eine Arena, eine ehrgeizige Gemeindeverwaltung unter der Excelencia der Alkalden, welche im Äußeren der Stadt auf eine gute Ordnung sieht und dadurch ihr einen Stempel modernen Geistes aufzudrücken vermeint. In allen auch derselbe solide und flachdachige Häuserbau, wie man ihn schon im südlichen Frankreich findet; dieselben alten, engen, stillen Straßen, meist mit schlechtem Pflaster; an allen Fenstern die Gitter- oder Glaskastenbalkone. Und überall ansehnliche, architektonisch einheitlich umrahmte Plätze und Arkaden herum, wo die Einwohner an den rauhen Tagen der hier fühlbaren Winterzeit ihre gewohnten Spaziergänge machen können, und Springbrunnen und Kaffeehäuser, auch Statuen alter Könige, Bischöfe und Heiliger auf diesen Plätzen, oder auf den sommerlichen Promenaden in Parks und Alleen vor der Stadt, wo das städtisch oder in alter Tracht buntgekleidete

Volk auf steinernen Bänken jeden Feierabend zubringt.

An diesen städtischen Physiognomien ändert sich im einzelnen nur wenig. In dem freundlichen, anmutig am zackigen Felsgestade des biscayischen Meerbusens gebuchteten San Sebastian, der nahe der französischen Grenze gelegenen Baskenstadt, hat der Charakter eines vielbesuchten Badeortes sich nur dem neuen eleganten Viertel aufgeprägt, das ihm zugefügt wurde. In Pampelona, der alten Hauptstadt von Navarra, merkt man noch an dem lebhaften Verkehr auf dem großen schönen Marktplatz ihre Bedeutung für das wohlbestellte Land ringsum und den fleißig betriebenen Ackerbau der navarresischen Bauern. In Saragossa, der berühmten heldenmütigen Hauptstadt von Aragonien, mahnt der düstere Ernst seiner engen krummen Straßen mit hohen, dunklen, fensterarmen, wie inmitten von Wallmauern erscheinenden Häusern an keine lebensfreudige rührige Gegenwart mehr, nur an Vergangenes, an alte ritterliche Herrlichkeit, wie sie sich auf dem Coso einst in Turnieren, Wettrennen und Festlichkeiten anderer Art entfaltete. Dieser Coso, der als schöne breite Straße in einem weiten Halbkreis die Stadt durchschneidet, ist noch heute der Haupttummelplatz des Lebens von Saragossa. Aber was ist dies für ein Leben! Und wie es sich da tummelt, so klein und dürftig in der großmächtigen Straße, wem fiele da

nicht ein, wie zurückgekommen Spanien von heute gegen einstmals ist, als es die Welt im stolzen Geiste beherrschte. Und dann Burgos, die Stadt des ruhmreichen Cid, von dessen Andenken sie nach achthundert Jahren noch voll ist, und mit Häusern, die noch aus der Zeit der Blüte des reichsten Gemeinwesens im altkastilischen Königreich herstammen mögen und die man in allen nur denkbaren und grellen Farben angestrichen hat, um ihre grauen melancholischen Gesichter zu beleben. Es ist eine wunderlich ausgeputzte Stadt um das stolze Prachtwerk ihrer gotischen Kathedrale. Einst wohnten fünfzig-, sechzigtausend Menschen darin, jetzt ist nur der fünfte Teil davon in ihr noch vorhanden. Einst war sie berühmt wegen ihres Wohlstandes und ihres Handels; heute führt sie ein dürftiges und beschauliches Dasein mit etwas Wollenhandel. Schon im 17. Jahrhundert schreibt ein Spanier von ihr, sie hätte alles verloren, bis auf ihren Namen. Immer ist es Einst, woran man in allen diesen Städten erinnert wird, und das ist doch wie auf einem Kirchhofe. Auch in Valladolid, wo die kastilischen Könige residiert haben — und der Palast, in dem sie wohnten, steht noch da in öder Vornehmheit, manche andere Paläste sind noch aus jener Zeit vorhanden — Alles ist pomphaft und groß, aber ohne den Inhalt, der dazu gehört und der einst war. Wie in Burgos giebt es auch hier eine Universität; aber das Leben, was

von ihr äußerlich wahrnehmbar ausgeht, wirbelt nur in kleinen Strudeln durch ein paar Straßen, die nicht, wie die übrigen durch ihre Todesruhe erschrecken. Was kann man da heute noch viel suchen, während es einst im Glanz des Hofes und dann der Dichter- und Gelehrtenglorien strahlte? Hier lebte und schuf Cervantes; hier verbrachte krank und vom Undank der Spanier verbittert, Kolumbus seine letzten Lebensjahre und hier starb er auch.

Und war noch im nördlicheren Teil des Landes Gartenfrische um die Städte, überall von ihnen aus bebautes Feld, Wiesengrün an Abhängen und Waldesdunkel zu schauen, so von Valladolid, schon von Saragossa südlich, nichts als kahles Getrümmer, hingeschmettertes und zerschelltes Felsgebirg, braune baum- und graslose Steppe, endlos, schweigend, todesruhig.

Madrid liegt auf einer Hochebene, mehr als zweitausend Fuß über dem Meere, inmitten einer solchen weiten trostlosen Öde und nur die Kunst und die Sorge der Könige hat ihm Baumschmuck vor seinen Thoren gegeben. Unbegreiflich daher, daß es, statt des alten, schöneren Valladolid, die Hauptstadt und Residenz des Landes geworden ist; nichts als seine centrale Lage berechtigte es dazu. Aber darauf bildet es sich auch etwas ein. Man ist nicht zwei Tage in der parisisch heiteren, lebensfrohen, verkehrslärmenden Stadt der Beamten, Soldaten und hun-

dertfältigen Müßiggänger, ohne daß einem von ihr aus ein einsamer Hügel mit einer Kapelle und einem alten Schloß, eine Stunde davon gezeigt wird, nur darum weil dort genau der geographische Mittelpunkt der iberischen Halbinsel ist, wie ihn schon die Römer gefunden und zu ihren Messungen benutzt haben.

Jenseit Madrids, gen Süden fängt also wirklich die andere Hälfte Spaniens an und sie unterscheidet sich auch wesentlich von der nördlichen. Im äußerlichen zunächst wenig, denn die braune Ebene in ihrer traurigen Öde und Unwirtlichkeit nimmt noch lange, lange kein Ende und nur das Gebirge unterbricht sie verschiedentlich mit seinen kahlen, zerrissenen, in zackigen Höhen aufgipfelnden Felsen. Aber diese Landschaft hat doch einen südlicheren Charakterzug; sie mahnt an Afrika und umsomehr, wo sich endlich fruchtbare Marken in fast tropischer Natur wie Oasen ausbreiten. Dies schöne Spanien! Wie lernt man da erst als Deutscher sein Vaterland mit seiner reichen landschaftlichen Abwechselung, mit seinen frischen Wäldern und gesegneten Auen, mit seinen Bergen und stimmungsvollen Tiefebenen, wie eintönig sie auch seien; mit seinen zahllosen, überall das Auge erfreuenden gewerbtreibenden Städten und freundlichen, wohlhabenden Dörfern schätzen! Wie schön ist es in dieser Beziehung nicht gegen Spanien, gegen Italien, ja selbst gegen Frankreich! Und den-

noch übt auch das spanische Land einen unwiderstehlichen Zauber auf den Nordländer aus, eben durch seinen südlichen Reiz, durch die Fülle von Sonnenlicht vom immer blauen Himmelsdom, in die es getaucht ist und unter der all dies Fremde lebhaften Farbenschimmer und etwas wie magische Gewalt über uns bekommt.

Gewiß ist, daß kein Land in Europa einen so tropischen Charakter hat, wie Südspanien. Paradiesischer Segen ist stellen- und streckenweise auf einem Erdboden zurückgeblieben, den die Naturgewalten teils in eine großartige, teils in eine traurige Verwüstung versetzt haben. Ein heißes Klima im größten Teil des Jahres dörrt überdem noch den Boden aus; selten daß hier ergiebiger Regen wenigstens Gras und Disteln für Viehfutter gedeihen läßt. Jahrelang bleibt öfter solche Erfrischung aus, und der Dezember bringt wohl gar noch Frost in den Nächten, der vollends der spärlichen Vegetation dieser Wüstenlandschaften den Garaus macht. Hungersnot ist darum nichts Seltenes in diesen Provinzen gewesen; Seuchen haben immer dort die Bevölkerung heimgesucht. Die Flüsse, die das Land durchschneiden, laufen meist in tiefen Betten, ohne den Boden bewässern zu können. Regnet es, oder schmilzt der Schnee in den Schluchten der Gebirge, so erfolgen oft furchtbare Überschwemmungen; danach sind die Flußbetten monatelang trocken. Erdbeben, die seit

Jahrtausenden an der Zerklüftung und Verödung des Erdbodens der iberischen Halbinsel gearbeitet haben, setzen dies schreckliche Werk noch immer fort. Die Provinzen von Malaga, Granada, Sevilla, Cartagena, Alicante, bis nach Toledo und Madrid hinauf, werden von Zeit zu Zeit, oft durch unheilvolle Zerstörungen und Untergang von Menschen und Ortschaften daran gemahnt, daß sie vulkanische Feuer unter sich bergen.

Die letzten Erderschütterungen daselbst am Ende des Jahres 1884, sicherlich durch ihre Heftigkeit und vielen Wiederholungen die bedeutendsten dieser Naturerscheinungen seit Jahrhunderten, hatten ihr Centrum in den Provinzen von Malaga und Granada. Brachten sie in mehrfachen heftigen Stößen auch ganz Andalusien ins Wanken, so daß selbst das ebene Sevilla und Cordoba bedrohlich mitlitten und der Erdboden bis Toledo und Madrid stark erzitterte, so überfiel die vulkanische Tücke doch mit besonderer Grausamkeit gerade den paradiesischen Teil von Andalusien. In der Weihnachtsnacht begannen die schrecklichen Stöße und sie hatten nach Neujahr noch nicht völlig aufgehört. Städte und Dörfer sind da zu Trümmerhaufen geworden, viele hunderte von Menschen wurden von der aufklaffenden Erde verschlungen, viele hunderte anderer von den gestürzten Mauern erschlagen. Tausende hatten diese zur Stätte des Schreckens und Todes gewordene Heimat flüchtig

verlassen; tausende von Armen sich elende Lagerhütten auf freiem Felde errichtet, wo sie, denen winterliche Unbill sonst etwas Seltenes ist, diesmal noch besonders hart davon heimgesucht wurden, und die Unterbrechung allen Verkehrs sie noch dem Hunger und der Hilflosigkeit in ihren Ängsten und Seelenleiden preisgab. Wie man den angerichteten Schaden an Hab und Gut, an Frucht und bebautem Land auf den ersten Blick abgeschätzt, ward er auf viele Millionen gewertet. Die furchtbare Katastrophe hatte Spanien in eine Landestrauer versetzt und das berechtigte Mitleid der Welt für die unglücklichen Opfer aufgerufen, wie zwei Jahre zuvor für die von Ischia, der italienischen Felseninsel.

Dort, in den gebirgigen Zacken und Halbinseln des südlichen Europa, vom griechischen Archipel bis zu der einen alten Säule des Herkules von Gibraltar, arbeiten die unterirdischen Feuer noch immer an dem Verderben ihrer Oberwelt. Nirgends in dieser vulkanischen Zone aber mehr, denn unter dem östlichen Teil Südspaniens, als solle dieses einzig schöne, gottgesegnete Stück Erde dem Schicksal des Feuertodes verfallen, wie fast das ganze Innenland der pyrenäischen Halbinsel. Gerade dieser Gebirgswinkel ist der eigentliche vulkanische Bezirk Spaniens, und die ältesten spanischen Chroniken, wie sie von den Geschichtsschreibern herangezogen sind, wiederholen die Berichte von dort häufig stattfindenden Erdbeben.

Conde führt deren aus den Zeiten der arabischen Herrschaft an. Prescott in seiner Geschichte Ferdinands und Isabellas erzählt, daß im Jahre 1504 ein Erdbeben in Andalusien war, begleitet von einem furchtbaren Orkan, wie sich die ältesten Leute keines erinnerten, welches namentlich das nicht weit von Sevilla liegende, alte königliche Carmona mit schrecklichen Verwüstungen heimsuchte. Andere historische Werke bekräftigen, daß zumal die Provinzen Malaga, Murcia und Granada, wie durch sommerliche Schneeschmelzen und Regenstürze von Überschwemmungen verheert, so zu verschiedenen Zeiten auch durch Revolutionen ihres Erdbodens in Jammer und Elend gestürzt wurden. Die Ebene am Meer, besonders um Alicante und Cartagena, ist ebenso sehr diesen häufigen Erdbeben ausgesetzt gewesen. „In Granada und die Küste der Provinz Alicante entlang," citiert Buckle aus einem neueren englischen, geologischen Werk über Spanien, „fühlt man noch oft Erdbeben und ihre Wirkungen sind häufig unheilvoll gewesen. Viel weiter im Innern, in der kleinen Sierra de Tremédal oder dem Bezirk von Albarracia, in der Provinz Terruel, sind Eruptionen und Erdstöße von den ältesten Zeiten her äußerst häufig gewesen. Man sieht dort den schwarzen Porphyr durch die verschobenen Lagen oolitischer Bildung hindurchgehen. Die ältesten Einwohner sprechen vom Einsinken des Bodens und vom Ausströmen schwefliger Gase, als

sie noch jung waren; dieselben Erscheinungen zeigten sich (1849) vier Monate hintereinander im vorigen Winter. Erdbeben waren dabei und richteten großen Schaden in den Gebäuden von sieben Dorfschaften im Umkreis von zwei spanischen Meilen an. Todesfälle kamen indessen nicht vor, da die Leute auf die ersten Anzeichen von Gefahr ihre Wohnungen verließen.“ Das große Erdbeben von Lissabon 1755 am 1. November erschütterte ganz Andalusien; das schwerste Ereignis solcher Art in diesem Jahrhundert brachte 1829 sein Unheil über die Provinzen Murcia und Valenzia. Alle diese durch ihre Schrecken denkwürdig gebliebenen Naturerscheinungen findet man immer in den Wintermonaten November oder Dezember verzeichnet und sind auch gewöhnlich von Meeresstürmen, Orkanen, in Andalusien sonst höchst seltenen Schneefällen begleitet. Unschädlich vorübergehende schwache Erderschütterungen werden beinahe in jedem Jahr verspürt und ebenso auf der Höhe der Gebirge, wie in der Ebene; ja, selbst die Stadt Sevilla, die mitten in der andalusischen Tiefebene liegt, bleibt nicht immer bei diesen drohenden Mahnungen der Erdgeister unberücksichtigt. Im November 1883 zitterte der Erdboden dieser Provinz ganz allein.

So hat der Teil, den man das „schöne Spanien“ mit Fug und Recht nennen kann, seine sehr bedenklichen Übelstände und man kann darauf wohl das Goethe’sche Wort anwenden: „Es wandelt niemand

ungestraft unter Palmen!" Und in dem weiteren Sinne dieses Wortes lebt eine Bevölkerung nicht ewig unter solchen Beunruhigungen und Bedrohungen ihres Teuersten, ohne daß dieselben auf ihren Charakter und ihre Denkungsart von bestimmendem Einfluß sein müßten. Wir sind ja alle auch mit ein Produkt der Natur, die unseren Heimatboden bildet, und des Klimas, in dem unser physischer Mensch gereift worden. Wir haben „ein wahres Verhältnis" dazu. Der Nationalgeist der Spanier hat teils das Erstarrte, teils das vulkanisch Hervorbrechende der Bodennatur ihres Vaterlandes. Er ist finster und düster, wie große Gebiete Spaniens öde und wüstenartig sind; er ist im andalusischen Süden leichtsinnig und lebenslustig, weil der Mensch dort wegen der gewohnten Gefahren, die ihn plötzlich von dem Feuerherd unter seinen Füßen her überfallen können, nicht weiß, ob er in aller Fülle der Gesundheit den anderen Tag noch erlebt. Er ist aber auch von Aberglauben stark erfüllt, weil die Angst um sein Leben bei solch drohenden Erscheinungen, wie die immer wiederkehrenden Erdbeben bilden, ihn zu inbrünstiger, gläubiger Anrufung übernatürlichen Beistandes hindrängt. Nichts ist ja menschlicher, als gegen die vermeintlichen bösen Geister die guten anzurufen, wenn man den Glauben an solche hat. Und in solchem Glauben sind die Spanier stark. Sie lesen in den Heimsuchungen durch Erdbeben heute noch, wie zu ihrer Urväter

Zeiten, die prophetischen Anzeichen, unter denen der Himmel ein großes Unglück ankündigt; oder die Beweise dafür, daß der Himmel Grund hat, über irgend etwas in ihrem öffentlichen oder religiösen Leben schwer erzürnt zu sein und sie dafür zu bestrafen. Da wird denn natürlich von dem erzkatholischen Volk zu all den Statuen der Heiligen gebetet, die für solche Fälle besonderer Verehrung geweiht sind, zu den verschiedenen Madonnas, welchen ja in allen Fällen der höchste Kultus der spanischen Kirche gewidmet wird, und die Geistlichen entsprechen dem allgemeinen Verlangen durch Veranstaltung großer Prozessionen zu besonderen Kapellen, zu besonderen Kirchen der bedrohten Gegend. Jedesmal wiederholt sich dies Schauspiel. Denn alle Vorsorge gegen die Erdbeben, alle Hilfe, wenn diese die Erde spalten, die Häuser stürzen, die mächtigen Mauern und Pfeiler der Kathedralen auseinander beugen, wenn sie die Menschen mitten im Schlummer, bei der Arbeit auf dem Felde, beim Gebet in der Kirche im Nu begraben, ist ja doch eine eitle, ewig vergebliche! Wozu also die Ursache solcher Verderben untersuchen, wenn ihre Wirkungen nach wie vor dieselben bleiben? Die Vernunft scheut vor dem Unbegreiflichen und Schrecklichen der Natur, und die Phantasie wird davon in allen Aberglauben gejagt. Buckle in seiner Geschichte der Civilisation hat über diese Einflüsse auf die Bildung des Nationalcharakters der Spanier eine

sehr zutreffende Betrachtung gemacht, wie sie ihn verkümmert und damit den Verfall des Volkes herbeigeführt haben, indem diese Gefühle des Aberglaubens die Vorstellung von der Unsicherheit des Lebens festigen und es einer ehrgeizigen Priesterschaft erleichtern, daraus ein Werkzeug zur Erhöhung ihrer Macht zu bereiten.

Die erste große Stadt hinter Madrid, am Ende eines besonderen Schienenstranges abseits gelegen, ist Toledo, und da ist man wie in einer fremden Welt, die sich auf einer wilden Felshöhe inmitten einer prangenden, fruchtbaren Landschaft befindet. Man sieht zuerst nichts von Toledo, als eine gewaltige, aufsteigende, gelbliche Felsenmauer und Zinnen und furchtbare, graue Steintürme darauf. Und ist man oben und in der Stadt, so ist man in einem ungeheuerlichen Labyrinth enger Straßen mit hohen, ernsten Häusern, die gleichsam wie in Eisen gepanzert dastehen, alle Thore geschlossen und mit eigroßen Nagelköpfen kreuz und quer versehen, als seien kleine Bomben da nach einem Musterplan genau hineingeschossen worden, mit ciselierten Wappen von Eisen daran, mit Schilden, Platten und schwerem Klopfhammer; oder mit riesigen, kunstvoll geschmiedeten Eisenthoren noch davor, als sei das Haus eine bedrohte Festung. Wo die Straßen keine Häuser zeigen, bestehen sie aus zwei hohen, weißen Mauern, hinter denen alte halbverfallene Maurenpaläste mit

verkommenen Gärten liegen. Ein Winkel schiebt sich in den anderen, führt hinauf oder hinab. Man irrt von einem zum andern und stößt auf den Gigantenbau der Kathedrale; man sieht auf und erblickt hoch oben die Riesenburg des Alcazar Karls V., wie die mythischen Titanen den Ossa auf den Pelion getürmt haben. Überall Eindrücke von nur noch geisterhaftem Leben. Eine freundlichere Stätte ist der Marktplatz inmitten der Stadt, oder die Terrasse, von der man in die Tajoschlucht hinab und auf die weite Landschaft unten schauen kann, oder die Brüstung vor dem Alcazar hoch oben. Da vermag man wieder Atem zu schöpfen und die Brust von dem Alp zu befreien, den diese Grabstätte dreier alter Reiche aufgerufen hat. Denn Toledo hat drei Kronen getragen, die römische, die gotische und die maurische. Zerbrochen liegen sie da auf der eingesargten Vergangenheit. Alles ist noch arabisch, was da auffällt; alles, was man sieht, versetzt einen aus Europa und Jahrhunderte zurück. Zwanzigtausend Menschen kaum wohnen in diesen uralten Straßen und Winkelgassen, wo einst zweihunderttausend gewohnt haben, und darum begegnet man in so manchen von ihnen stundenlang keinem Menschen. Kleinkram wird für den Hausbedarf getrieben; ein paar Webereien giebt es noch von den hunderten, die zur Araberzeit hier berühmte Arbeit geliefert hatten, und der Staat unterhält eine große Säbelfabrik, welche die herrlichen Stahlklingen

für die ganze spanische Armee liefert. Das ist alles, was Toledo noch bedeutet. Eine entthronte Königin, die vom Gnadenbrot ihr Dasein fristet in einem heruntergekommenen Hofstaat mit den Spuren ehemaliger Pracht und Herrlichkeit.

Entthronte Königinnen sind auch alle die großen Städte Andalusiens, welche dann die ersehnten Stationen auf dem langen Eisenbahnwege für den fremden Reisenden bilden, wohin ihn märchenhafte Vorstellungen aus seiner Kindheit treiben und wo er mit seiner Phantasie alles aufzaubert, was er in Wirklichkeit nicht mehr findet. Von Toledo bis Cordoba, nachdem die Klüfte der Sierra Morena verschwunden sind, öffnet sich das Paradies Andalusiens. Endlich wird Spanien hier schön, so, wie wir im Norden von ihm träumten. Alles ist Garten in blendender Lichtfülle und von südlicher, naturwollüstiger Physiognomie. Mächtige Agaven mit ihren spitzen, dicken, schwertergleichen Blättern wachsen als Unkraut an den Wegen, bilden die Hecken in den Fluren und längs der Eisenbahn; Orangenhaine wechseln mit Ölbäumen und Palmengruppen auf gesegneten Feldern. Darin liegt Cordoba, vor einem Jahrtausend die bewunderte Kalifenstadt, die gefeierte europäische Metropole des weltbeherrschenden Islam, die „erhabene Mutter der großen Geister“, wo Wissenschaften, Künste und Gewerbe die üppigen Blüten der maurischen Kultur bildeten. Dreitausend Dörfer um-

gaben es in diesem weiten, lachenden Thal des breit hinwogenden Guadalquivir, und zahllose Burgen und Schlösser mit ungeheuren Säulenhöfen und feenhaften Gärten bedeckten die nahen Abhänge der Sierra Morena. Heute aber? Die zahllosen Dörfer sind nicht mehr da, die Burgen liegen in Ruinen oder sind gänzlich entschwunden; die Stadt ist still, wie ein einsamer Landort; die Straßen mit dem schrecklichen Spitzsteinpflaster, mit den kleinen, plattdachigen, in eintönigem Mauerweiß gehaltenen Häusern von drei oder vier Gitterbalkonfenstern Front, sind ohne Verkehr und ein etwa hindurchrollender Wagen macht die Wirkung eines Erdbebens. Jedes Haus hat zu ebener Erde eine Eintrittshalle, die bei den besseren durch ein zierliches, durchbrochenes Eisengitter abgeschlossen ist und von wo man dann wohl auch in einen lauschigen Patio sieht, in den hinter einer zweistöckigen Säulengalerie von den Wohngelassen umschlossenen Gartenhof mit Blumen, mit einem Myrten- oder Palmenbaum darin, einer springenden Fontäne, steinernen Vasen oder gar Statuen, mit Tisch, Stühlen und Sofa. Trauliche Räume, in denen es aber meist so still ist wie vorn auf den Gassen, und wo heitere Menschen, Gelächter und neckisches Geplauder zu finden, man nicht glauben kann. Es ist so ernst in diesem Cordoba, so unheimlich lebensarm. Man begreift nicht, warum diese Stadt und warum diese pomphafte Kathedrale

da ist, die Karl V. in den zwanzigsten Teil der allmächtigen marmornen Säulenhalle der ehrwürdigen Mezquita hineinbauen ließ. Diese selbst hat man in barbarischer Weise verkleistert und verstümmelt, mit Kruzifixen in allen Ecken christlich gemacht. Die Menschen, denen man in den engen Straßen begegnet, haben einen mürrischen Zug im Gesicht, sind schlicht städtisch wie in einer deutschen Provinzialstadt gekleidet, haben nichts oder nicht viel zu thun, bummeln gelangweilt auf der neuen Promenade Gran Capitan, oder sie betteln; selbst die jungen Mädchen haben gar nichts berückend Andalusisches. O, viel herrlicher, lebensvoller, berechtigter muß dies Cordoba zur Mohrenzeit gewesen sein, als eine Million Menschen darin wohnte und die Augen der ganzen damaligen kaufmännischen und gelehrten Welt Jahrhunderte lang dahin gerichtet waren!

In freundlicher Ebene liegt im tieferen Süden am hier schiffbaren Guadalquivir, dem Wadi-el-Kebir (großen Fluß) der Araber, eine andere dieser königlichen Städte, das uralte und immer als ein Eden gepriesene S e v i l l a, das Hispalis der Römer, arabisch Eschbilia geheißen. Was es zur Zeit seines höchsten Glanzes in der Araberzeit, was es noch unter Karl V. war, als 16 000 Webstühle 130 000 Menschen beschäftigten, ist es nicht mehr; auch nicht mehr das reiche, kunstschöpferische Sevilla Murillos. Doch es hat sich eine Fülle ihm nur eigener Lieblichkeit,

eine unwiderstehliche Anziehungskraft seiner seltenen, wie geheimnisvoll sich verjüngenden Reize, und im Lande das Ansehen der Hauptstadt des Südens bewahrt. Sein alter maurischer Alcazar wird noch bis heute als eine orientalisch prächtige königliche Residenz benutzt; sein Wunderbau der Kathedrale mit dem riesigen und doch so heiteren arabischen Minaret Giralda paßt noch immer zu dem romantischen und schönen Eindruck der ganzen Stadt und alle Tage beten Tausende darin auf dem marmornen Fußboden vor achtzig Altären. Und dabei giebt es noch weit über hundert andere Kirchen dort! Tiefer noch wie in Cordoba wähnt man hier im Morgenlande zu sein; aber alles heimelt doch wie fein gestaltete und von warmem Leben durchhauchte Menschenstätte an. Unter diesen Palmen und Bananen, Orangen und Myrten in Gärten und auf Plätzen; in diesen sauberen, trefflich gepflasterten Straßen; in diesen schneeweißen Schmuckkästen der Häuser mit den anmutigsten Patios — überall nimmt man noch in arabischer Fassung die altspanische Kultur in ihren liebenswürdigsten Äußerungen wahr. Alles Leben quillt hier der Freude, dem Genießen, entgegen. Überall Blumen, von Kunst veredelte Wirklichkeit, sorglos tändelndes naives Behagen, herziges Lachen und Scherzen, brennende Liebe und ergötzende Spiele. Sevilla ist einem märchenhaften, kolossalen weißen Marmorpalast zu vergleichen mit tausend rei-

zenden Gemächern und Salons, und seine Plätze mit den breiten Steinbänken unter Orangenbäumen, großen stilvollen Festsälen, wo sich abends bei einer strahlenden Beleuchtung die Bewohner in allerlei bunten Trachten frohen Sinnes und mit sprechenden, kokettierenden Augen zusammenfinden. Man kann nirgends niedlicher wohnen, nirgends sich so ungestört den Traum von der besten aller Welten verwirklicht denken. Sevilla bei Tage ist still wie im Nachgenuß einer schön verlebten Nacht, und Sevilla bei Nacht hält Maskenball, auf dem in verwirrender Menge die Sterne andalusischer Schönheiten aus feuchtschwarzen, kirschengroßen Augen strahlen, die zierlichsten Mädchengestalten verführerisch sich durch das Gedränge bewegen, Figaro- und schmucke Torerogestalten ihre Abenteuer verfolgen; wo man Kinder aus dem Volke, die tagüber in den Riesensälen der Staats-Cigarrenfabrik mit dreitausend Genossinnen zusammen gearbeitet haben, häufig in Versen spanischer Dichter sprechen, ringsum Guitarren- und Mandolinengeklimper, und aus den von Ampeln erleuchteten Patios, oder von den Balkonen herab, Liebesgesang und schallendes Händeklatschen hört. So war es einst und so ist es noch. Stolz lebt es in dem Ruhm seiner Vergangenheit als Königin von Andalusien, als spanisches Athen, und sorglos glücklich in der Gegenwart, wie unberührt von den politischen Unruhen, die so oft schon das übrige

Land heimgesucht. Noch immer sagt es mit Recht: Wer Sevilla nicht gesehen, hat kein Wunderwerk geschaut! Echt spanisch in dieser eitlen Zufriedenheit mit sich, äußert sich dieselbe doch nicht, wie in dem Spaniertum im allgemeinen, als geistige Erschlaffung aus fruchtlosem, dünkelvollem Hinbrüten über Ruinen. „Genieße froh, was Dir beschieden!" sagt das üppige gesegnete Sevilla.

In den Rang von Cordoba und Sevilla gehört noch Granada, die zuletzt, vor vierhundert Jahren bald, in spanische Gewalt gefallene Königsstadt der Mauren. Um so mehr glaubt man sie noch in arabischer Eigentümlichkeit zu finden; aber gerade sie enttäuscht durch ihre innere Nüchternheit. Man merkt gleich in ihren alten, holperigen und in ihren neuen, breit sich spreizenden Straßen, daß da ein Geschlecht sich seßhaft gemacht hat, was nicht dahin gehört. Überall sprechen die Steine noch von der Mohrenzeit, von dem glänzenden Reichtum und Leben, das unter ihr sich entfaltete: aber die Menschen passen nicht dazu, die Kirchen und vielen Klöster in Barock- und Jesuitenstil sehen einen ganz fremdartig an, und trotz der Eisenbahn, die Granada jetzt mit dem Landverkehr inniger verbindet, pulsiert in der einst so bevölkerten Hauptstadt des kleinen maurischen Königreichs der Naßriden nur ein schwächliches Leben. Wie wird man sich da wieder so recht bewußt, daß die Spanier eine der größten Nationen in Europa

bilden, die der neueren Zeit noch gar keinen Tribut zu bringen vermochte! Ihre Größe bestand darin, daß sie mit Gott, für König und Vaterland, und für die heilige Jungfrau noch im besonderen, die ungläubigen Araber in hundert Schlachten besiegte, die Wilden in Amerika überfiel, auf dem eroberten Boden in zwei Welten stolze Kirchen baute, sie mit unsäglicher Pracht durch ihre Kunsttalente ausschmückte, und dann genug für die Welt gethan zu haben meinte. Sie hat nur das vollsaftige Leben der Besiegten aufgezehrt und ausgesogen, und seitdem sie damit fertig ist, hofft sie träge auf ein Wunder des Himmels, um wieder eine große Rolle in der Welt spielen zu können. Granada ist solch eine von ihr ausgesogene Frucht, die auch üppig am mächtigen Baum des arabischen Kulturlebens in Andalusien gereift war. Es ist jetzt eine Stadt, die nicht spanisch genug geworden ist und die auch nicht mehr orientalischen Charakter hat. Was vom letzteren noch übrig geblieben, prägt sich nur noch im Viertel des Albayzin aus, wo ein paar tausend Zigeuner wohnen. Wohin man immer in Granada mit Sehnsucht und mit Sinnen schaut, das ist hinauf nach dem Burgberg mit seinen prachtvollen Ulmen, den die mächtigen Mauern und Türme der Alhambra krönen. In ihren Ruinen ist noch die alte Herrlichkeit der edelsten maurischen Architektur geborgen. Von der Höhe der Wallmauer blickt man auf die

weißen, plattdachigen Häuser des lang im Thal des Darro und Genil sich über ein paar Hügel hinwegziehenden Stadtbildes, wie auf zahllose Grabsteine inmitten einer tropischen Landschaft, die ihre Felder bis hinüber zur Sierra Nevada mit ihren blitzenden Schneegipfeln ausbreitet. Hundert arabische Städte und Dörfer konnte man von da aus übersehen, ehe das spanische Heer Isabellas und Ferdinands unter ihrem Feldhauptmann Don Diego diese „Vega" (Aue) von Granada heimsuchte; sie sind, bis auf einige, seitdem verschwunden, spanisch verzehrt oder entseelt worden.

So zeugen die spanischen Städte in Nord wie Süd durchweg nur von der Verarmung des Landes, das die Natur trotz allen Verwüstungen und Erstarrungen durch Erdbeben so überaus reich ausgestattet bleiben ließ, und das Alles an Macht und Glück gehabt, um sich seine Schätze noch fruchtbarer zu machen. Aber nach den edlen Antrieben der Nation im Mittelalter fehlte es ihr an festen Zielen unter den Bewegungen der neuen Zeit und sie verachtete es in Don Quixote's ritterlichem Idealismus, sich deren Ideen anzueignen und ihre Städte mit modernem Leben, mit dem Geräusch der Industrie, mit der Unruhe des Unternehmungsgeistes zu erfüllen. Müßiggang, Unwissenheit und Aberglaube unter einem geistlosen und tyrannischen Despotismus brachten ein hochbegabtes Volk herunter.

Obwohl vom atlantischen und mittelländischen Meere bespült und im Besitze vortrefflicher Häfen, hat Spanien doch auch in seinem Seehandel nur den Niedergang aus gleichen Ursachen mittelalterlicher Beschränktheit aufzuweisen. Alle seine Küstenstädte, welche die Araber gebaut und zur Blüte gebracht, sind großenteils in ihren Physiognomien geblieben, wie sie damals waren. Spanische Arbeit hat da wenig Neues geschaffen und aus keinem dieser Küstenorte ein Marseille oder Bordeaux gemacht. Alle liegen sie dabei in gesegnetsten Gärten, wie diese sich längs der spanischen Ost- und Südküste ausdehnen. Elegant und ganz modern erhebt sich schneeweiß, wie aus dem blauen Meeresspiegel emporgestiegen, Cadix, das mehrfach zusammenbombardierte. Aufschwung als Seehafen spürt man in Huelva durch die neuere Ausbeutung des reichen Minenlandes dahinter mittels englischen und deutschen Kapitals. Wenig mehr als Küstenschiffahrt treiben das alte, weingesegnete Malaga, das die kleine Kriegsflotte bergende Cartagena, die durch Palmenwälder miteinander verbundenen Städte Murcia und Alicante.

Einzig noch Valenzia mit seinem Hafen von Grao kann unter dieser Gruppe von spanischen Städten, und damit überhaupt unter ihnen allen, auf Bedeutung durch seine gewerbliche und wirtschaftliche Rührigkeit Anspruch erheben. In dem labyrinthischen Gewinkel seiner altertümlichen, kirchenreichen

Straßen zeigt es noch den Charakter aus der Araberzeit, aber es hat in allem Anderen sich seinen besonderen typisch spanischen Ausdruck gegeben. Es ist ernst, würdevoll und ehrgeizig, wie es im Wesen der Valenzianer liegt. Seine alten Stadtwahrzeichen, die den großen Cid begrüßt, hält es in Ehren; die neuen Anlagen, mit denen es sich gürtet, tragen dem guten Geschmack und den Ansprüchen der Neuzeit Rechnung. Es ist umringt von Orangenwäldern, von künstlich bewässerten Feldern mit Reis, Safran, Reben, mit allerlei Gemüse, mit Datteln- und Citronenhainen und Palmengefächel dazwischen; ein wundervoller Blumenflor wird da gezüchtet und versorgt im Winter die feinen Tafeln, und zu ihrem Haarschmuck die vornehmen Damen von Madrid. In eigentümlich bunter Tracht, malerisch in ihren weiten Hemdärmeln, den kurzen Westen, den weiten Kniehosen, welche über den Hüften eine rote Schärpe umschlingt, in weißen Gamaschen und Sandalen, ein knallbuntes Tuch eng um den Kopf gebunden, die gestreifte Manta, den Wollenshawl, um die Schultern — so kommen die valenzianischen Bauern in die Stadt, prächtige Theaterbanditen-Gestalten, die aber in leicht aufsiedendem Zorn mit ihren Navajas, den Dolchmessern, im Gürtel keinen Spaß verstehen. Und die Bäuerinnen, die hübschen Landmädchen, die Laboradoras, lange Goldbommeln in den Ohren, Perlenschnüre um den Hals, Schmuck

auf dem roten Mieder, in buntgemusterten Röcken, mit Goldflitter besetzt und weiße Schürzen davor mit Stickerei, fahren in zweiräderigen Tartanen durch die Straßen, oder reiten querlings auf dem mit Fruchtkörben behangenen Esel durch die sonnigen Felder. Leben und Treiben ist in Valenzia; es handelt mit seinen in allen Jahreszeiten reifenden Früchten zu Land und zu Wasser; überall in der Umgegend sieht man die Apfelsinenkisten aufgetürmt. Es arbeitet, fertigt in vielen Fabriken die Albanicos, die berühmten Fächer, die geschmeidigen Handschuhe, Seifen, Seidenhüte, Seidenstoffe und Sammet. Dabei ist es immer eine politisch aufgeregte Stadt, sowie nur eine innere Frage spielt, halb republikanisch, ein Viertel socialistisch, ein Viertel carlistisch, und wenn eine Revolution in Scene geht, ist es sicherlich voran dabei. Es nimmt hinter seiner größern katalonischen Nachbarstadt Barcelona den ersten Platz ein, und eine zweitausendjährige Geschichte verhindert es so wenig wie dieses, mit jungen Kräften der Zukunft zuzustreben.

Das Leben in Madrid.

Der erste Eindruck der spanischen Hauptstadt bringt vielleicht auf jeden, der von Deutschland dahin kommt, eine Enttäuschung hervor. Wir sind der Meinung, eine große Metropole zu finden, die den Größenverhältnissen von Paris, Berlin oder Wien annähernd entspricht, und ebenso hat unsere Illusion sie wohl mit einer Fülle von glänzenden Bildern romantisch spanischen Lebens versehen. Diese Vorstellungen entsprechen der Wirklichkeit doch nur wenig. Unter den Hauptstädten der großen europäischen Staaten ist Madrid die räumlich am wenigsten ausgedehnte, und in ihrem äußeren Charakter hat es ein so modern europäisches Gepräge, daß man die einzelnen Züge spanischer Eigenartigkeit darin beinahe nicht ernsthaft nehmen möchte und sie jedenfalls unter dem Eindruck der Gesamtheit nicht lange hervorstechend auf den Fremden wirken.

Die Einwohnerzahl wird jetzt auf mehr als fünfhunderttausend angegeben. Man ist anfangs versucht, es zu bezweifeln, wenn man nach den Durchmessern des eirunden Stadtkörpers die lokale Ausdehnung desselben mit derjenigen anderer Städte nur von mehreren hunderttausenden Bewohnern in Vergleich stellt. Der kleinere Durchmesser des eirunden Stadtkörpers ist nicht länger als eine Viertelstunde, und den größeren von Nord nach Süd kann man in einer halben Stunde abschreiten. Vorstadtstraßen verlängern ihn allerdings noch; aber sie sind nur erst Ansätze dazu. Das Stadtbild erscheint vielmehr wie das einer hochgelegenen, umwallten Festung; von seiner scharfen Umgrenzung sieht man überall nur auf die kahle, ebene Landschaft nieder, ohne Dörfer, ohne Villen. Die Häuser im Stadtinnern entbehren zwar meist luftiger Höfe; aber so hoch und eng ineinander geschachtelt sind ihrer doch nur wenige, um durch eine darin zusammengedrängte Masse von Menschen starke Quotienten bei der Zählung derselben zu liefern. Es soll zwar auch hier Gebäude des Elends geben, in denen die Menschen nach Art der Sklavenschiffe zusammengepfercht ihre Nachtruhe nehmen; aber selbst in den ärmeren Straßen erheben sich die regelmäßig gebauten Häuser nicht über vier Stockwerke, eher noch, daß sie in den wohlhabenderen Vierteln ein Zwischenstockwerk mehr besitzen.

Durchweg trägt auch die Architektur der Gebäude einen höchst modernen Charakter. Wie es keine durch ihren Bau ansehnliche Kirche in Madrid giebt, so überhaupt keine älteren Gebäude, die durch Pracht oder eine frappierende Eigenartigkeit sich auszeichneten. Die Stadt hat wohl sehr alte Anfänge, doch als Hauptstadt Spaniens noch wenig über dreihundert Jahre zu zählen. Ihre Geschichte ist unbedeutend, und daß sie überhaupt zur Hauptstadt gemacht wurde, verdankt sie, außer ihrer schon erwähnten Lage genau im Mittelpunkt der Halbinsel, dem Umstande, daß sie die erste gewesen, die Karl V. als König huldigte, nachdem er an Stelle seiner wahnsinnigen Mutter Johanna den Thron eingenommen hatte. Dafür belohnte er und auch sein Sohn Philipp II. sie mit seiner Residenz. Ihre Enthebung aus armseligen Verhältnissen bewirkte erst Karl III. im vorigen Jahrhundert. Er verschönerte sie so sehr, daß noch vierzig Jahre nach seinem Tode gesagt wurde, sie schulde ihm all die Prächtigkeit, die ihr damals nachgerühmt wurde. Die öffentlichen Gebäude und die öffentlichen Gärten, die schattigen Spaziergänge, die pomphaften Thore in Form von Triumphbogen, wie die Porte St. Denis in Paris, ihre bildenden Anstalten und sogar die Wege in der Umgegend, — Alles dies war Karls III. Werk. Wie wenig die Gemeinde selbst ihm dabei half, darauf läßt die Thatsache schließen, daß sie

dem Versuch, die Straßen zu reinigen und den Unflat aus denselben fortzuschaffen, mit dem Grunde für — Gesundheitsrücksichten hartnäckig entgegentrat. Auch bot Madrid bis vor einem Menschenalter, mit der Hälfte etwa der jetzigen Bevölkerung, noch in keiner Weise das Bild wie heute, und ein großer Teil seines jetzigen Bestandes ist also wirklich neu. Selbst sein Schloß, sein größtes Bauwerk, welches nach dem Brande von 1734 in imposanter Pracht mit edel gehaltenen langen Fronten aufgeführt, doch bis heute noch nicht vollendet wurde, macht durch die Weiße seines Mauerwerks einen beinahe funkelnagelneuen Eindruck. Ebensowenig haftet den anderen, noch zu den architektonischen Sehenswürdigkeiten zu rechnenden Staats- oder Munizipalgebäuden etwas von ehrwürdigem Alter an. Das Kriegsministerium, wegen seines Gartens in erster Reihe darunter zu nennen, hat modernes Palastgepräge, und das Finanzministerium, in derselben Straße Alcala, hat eine schöne Fassade von hellem Granit und rotem Backstein, wie sie nach den Mustern der deutschen Renaissance neuestens bei uns in Mode gekommen sind; es ist übrigens von einer Solidität, die nur noch dem Zeitalter der guten spanischen Finanzen möglich war und ihnen entsprach.

Der noble Eindruck einzelner Plätze und der neueren Hauptstraßen wird auch bedeutend durch die Gitterbalkone, welche alle Fenster aufweisen, hervor-

gebracht; sie geben den sonst sehr schmucklosen Fronten eine zierliche Durchbrechung. Dann ist, wie beim Finanzministerium, der rote Backsteinbau in breiten, weißen Steinumrahmungen reichlich vertreten, und noch mehr der maisgelbe Anstrich der Fassaden, die mit den hohen Balkonfenstern dadurch ein freundliches und zugleich vornehmes Ansehen gewinnen. Madrid vergrößerte sich außerdem in neuerer Zeit, dank den Eisenbahnen, in bedeutendem Maße, und die neuen Bauten und Straßenanlagen tragen dem anspruchsvollsten Geschmack unserer Zeit Rechnung. Das Pflaster ist zwar in dem Innern der Stadt noch herzlich schlecht; aber in den eleganteren Straßen und wo die Promenaden sich befinden, ist es gut, und jetzt eine fleißige Reinigung in Übung; abends herrscht eine vortreffliche Erleuchtung durch zahlreiche Laternen. Elektrisches Licht ist zunächst, außer in einem Kaffeehause, nur vor den Portalen des Kriegsministeriums; aber es ist im Werke, demnächst auch den Haupttummelplatz des Madrider Lebens unter diese Einwirkung zu stellen.

Dieser Haupttummelplatz ist die Puerta del Sol, und dadurch allein ist die Berühmtheit zu erklären, die er ja im Auslande genießt, und die er sonst weder durch Größe, noch Schönheit, noch irgendwelche besondere Annehmlichkeit rechtfertigen könnte. Der Platz dieses Namens bildet eine schmale Ausbuchtung der Straße auf der einen Seite und ist

nicht länger als dreihundert Schritt, kaum hundert breit, hat eine hübsche Fontäne in der Mitte, und außer den gleichmäßigen maisgelben Fronten der vierstöckigen Privathäuser nur den in rot und weiß gehaltenen palastartigen Bau der Gubernacion (ehemals Post) mit einem kleinen Uhrturm zum Rahmen. Aber hier schlägt das Herz von Madrid. Hier münden zehn der geschäftsbelebtesten Straßen ein, sind die großen und besuchtesten Kaffeehäuser, die lockendsten Läden.

Es giebt große und schöne Hotels in Madrid, die im allgemeinen nicht anders sind, wie in Frankreich oder in Italien, doch ist es in Spanien üblich, Zimmer immer nur mit voller Pension zu verabfolgen. Für zehn Franken täglich erhält man überall schon ein anständiges Zimmer und reichliche Kost. Restaurants existieren sogut wie gar nicht, die Garküchen genügen nur den bescheidensten Ansprüchen, und irgendwo außerhalb des Hotels anständig zu essen, ist nur in einigen feineren Kaffeehäusern — und zwar zu ziemlich hohen Preisen — möglich. Die Zimmer haben durchweg Steinboden, der in der Hitze des Sommers angenehme Kühle abgiebt und im Winter mit Teppichen belegt wird. Kamine sind nicht häufig, Öfen noch seltener, und da es in Madrid im Dezember und Januar recht frostig werden kann, so muß man sich alsdann mittels großer Kohlenbecken, Braseros genannt, die ins Zimmer

gestellt werden, ein warmes Heim verschaffen. Über Mangel an Reinlichkeit hat man sich in den spanischen Gasthäusern nicht oft zu beklagen; in den besseren wird in dieser Beziehung sogar eine musterhafte Sorgfalt bezeigt, wie in dieser Hinsicht das spanische Volk auf höherer Stufe als das italienische steht. Die Betten sind gewöhnlich vortrefflich in breiten, eisernen Gestellen mit einem federnden Rost.

Früh aufstehen ist nicht spanisch, weil man zu lang in der Nacht aufzubleiben pflegt. Vor acht Uhr reinigt man nicht die Straßen und Plätze, läßt sich kein Fuhrwerk sehen und von Menschen nur der auf Arbeit gehende Tagwerker oder die Magd, welche Einkäufe zu machen hat. In den Häusern wird es auch erst um diese Stunde lebendig, in den Hotels kann man dann erst seinen Morgenimbiß erhalten. Man nimmt als solchen nach Belieben Kaffee oder Chokolade, auch Thee, und der Spanier, der sich mit Vorliebe an Chokolade mit Biskuit hält, nennt dieses Frühstück desayuno.

Von zehn Uhr ab bis ein Uhr ist die Almuerzozeit, die des zweiten Frühstücks. In einzelnen Hotels ist um elf Uhr die Table d'hote dafür; aber im allgemeinen läßt man sich im Speisesaal auftragen, was man Lust hat. Es giebt Eierspeisen (die übliche tortilla, Omelette), ein Ragout oder Fische, Kotelette; Käse und Früchte zum Nachtisch stehen auf der Tafel, ebenso der rote Landwein in Karaffen, die

sogleich wieder gefüllt werden, wenn sie leer geworden. Der Spanier trinkt den Wein mit Wasser gemischt und sehr mäßig.

Die Straßen haben sich inzwischen belebt, und Madrid entfaltet nun seinen Charakter. Es ist fast immer schönes Wetter und die Sonne strahlt meist von einem wolkenlosen tiefblauen Himmel. Die Handwerker, welche Läden halten, arbeiten bei offenen Thüren halb auf der Straße, und die Weiber, welche mit Gemüse auf den Märkten unter großen Sonnenschirmen handeln, lassen sich dabei von dem benachbarten Peluquero, oder von einer Kollegin, die Haare machen. Die feine Welt schläft noch oder ist doch zu Hause. Wesentlich sind es die Männer, die auf den Straßen zu sehen sind, weil sie ihren Geschäften nachgehen, oder weil sie ihrer Gewohnheit nach sich die Schauläden betrachten und die Menschen, die ihnen begegnen. Der Zug all dieser Menschen in den verschiedenen Vierteln der Stadt geht konzentrisch nach deren Mitte zu. Es ist fast unvermeidlich, daß man nach dieser Stelle sich bewegen muß: nach der Puerta del Sol. Von morgens bis abends wird das breite Trottoir zu beiden Seiten dieses Platzes nicht leer. Man findet Leute dort, die immer da sind, die hier ihre Anstellung haben, sich die Sonne in den Mund scheinen zu lassen, Prellpfähle in der lärmenden, hier auf und nieder rollenden Verkehrswoge zu sein. Bettler aller Art rufen um Almosen;

Kaufleute treffen sich hier und besprechen ihre Geschäfte; Zeitungsverkäufer, Männer, Frauen und Kinder mit allerhand Kram, Tand, Krawatten, Knöpfen, Messern; politische Agitatoren, socialistische Träumer, Toreros — von der edlen Zunft der Stierkämpfer — in ihrer eigenartigen, matrosenhaften Tracht; alte Herren, die sich auf ihren Spaziergang begeben; Stutzer, die einen neuen Anzug ausführen — sie alle kommen auf der Puerta del Sol zusammen.

Aber die Toreros ausgenommen, sieht man fast niemand in der spanischen Nationaltracht, wie sie auf dem Lande und in den Provinzstädten so stark vertreten ist. Die Menschen, die da spazieren gehen, sind städtisch modern gekleidet und mit sichtlicher Sorgfalt und Eitelkeit. Die feineren Männer gehen im schwarzen Überrock, den Cylinderhut auf dem Kopf, immer das Spazierstöckchen, das alte Zeichen des Herren, in der Hand, sauber rasiert und frisiert, mit eleganten Stiefeln an den Füßen kokettierend einher. In der kühleren Jahreszeit wird von ihnen gern die Capa getragen, ein langer dunkler Mantel, dessen einer Zipfel so über die linke Achsel geworfen wird, daß der rote, blaue oder gelbe Sammetstreifen am Futter hinten längs des Rückens gerade herunterhängt. Die Damen tragen sich im allgemeinen nur nach Pariser Geschmack, in der nationalen Mantilla nur bei besonders festlichen Veranlassungen.

Je mehr der Tag zur Neige geht, desto höher steigt die Flut des öffentlichen Lebens. Die Kaffeehäuser werden überfüllt; man spielt dort Domino oder Karten, oder man plaudert bei einer Tasse meist mittelmäßigen Mokkas mit einem „Schuß" Rum, bei einem Cognac mit Wasser, bei einer kleinen Schale Chokolade. Weiter giebt's in den Kaffeehäusern nichts, nicht einmal Zeitungen, nicht einmal Streichhölzer, um sich eine Cigarette anzünden zu können. In einigen Kaffeehäusern hat sich auch schon das Bier eingebürgert, ausländisches mehr, denn spanisches, wie solches in Santander, Barcelona oder Valenzia gebraut wird; man trinkt einen winzigen „Bock" nach Pariser Art für 50 Pfennig, oder eine Flasche bayerischen, rotterdamer, englischen Bieres für 1½ bis 2 Franken. Draußen rollen immer mehr Equipagen durch das Gewirr der anderen Gefährte. Man macht jetzt Besuche und Einkäufe in den eleganten Läden. Von der Puerta del Sol strömt die Menge durch die breite, schöne Alcalastraße nach dem Prado, dessen schöne Alleen sich um ein Viertel von Madrid herumziehen und die beliebte nachmittägliche, im Hochsommer abendliche Promenade der Einwohnerschaft bilden. Zwischen ein paar prächtigen Fontänen mit weißen marmornen Gruppen breitet sich der „Salon" des Prado aus, gleichsam ein Festsaal im Freien, dessen sauberer, festgewalzter Sandboden wie ein Parkett erscheint. Militärmusik

spielt hier an Sommerabenden zum öffentlichen kostenlosen Vergnügen ihre Konzertstücke auf; eine Fülle von Gaslaternen erleuchtet abends das bunte Bild, welches die promenierende Welt hier bietet.

Nahebei ist der große königliche Park Retiro. Alle Tage vor Sonnenuntergang hält die feine Welt von Madrid mit dem Hofe hier ihren Korso ab. Ein paar hundert, oft an tausend Karossen mit schönen Gespannen, Kutscher und Diener in Livree auf dem Bock, erscheinen dann auf dieser Scene und fahren in langer Bahn unter dem Schatten der Bäume aneinander vorüber, während die Insassen sich flüchtig begrüßen und gar eifrig gegenseitig bekritteln.

Im Grunde genommen ist alle Tage Feiertag in Madrid, und dadurch übt es seinen Reiz aus. Fabriken und Industrien von Belang sind nicht vorhanden, und die Arbeit bedrückt die Leute nicht. Sie sehen immer aus, als seien sie da, das bischen Leben zu genießen, und wäre es nur durch Spazierengehen in der feinen, reinen Luft der Madrider Hochebene, auf der im Westen die schneeigen Gipfel des lang sich hinziehenden Guadaramagebirges aufragen. Jeder ist Caballero, jede eine Donna und alle lieben das Vergnügen. Sonntag nachmittags pilgert alle Welt aus der Stadt hinaus, nach den Friedhöfen, aufs Land, nach der Arena, wo im Frühling und Herbst die Stierkämpfe stattfinden. Für diese Unterhaltung sind die Madrilennen, wie überhaupt die

Spanier leidenschaftlich eingenommen und ein großer Teil der 12000 Plätze, welche die Riesenarena von Madrid hat, ist während der ganzen Saison abonniert. Im Cirkus wie in den meisten Theatern finden Sonntags auch besondere Tagvorstellungen statt, oder es giebt draußen Wettrennen, oder hie und da Hahnenkämpfe, die sich ebenso einer ungewöhnlichen Liebhaberei erfreuen. In dem Garten von Buen-Retiro innerhalb des königlichen Parks, ist Konzert und steigt wohl ein Luftschiffer auf. Die Prado- und weiterführenden Recoletos-Promenaden sind überfüllt. Alles ist von Behaglichkeit und Fröhlichkeit durchdrungen, heimelt durch seine Harmlosigkeit an, erregt durch sein lebhaftes Tempo und hilft das glänzend zu nennende Festbild vervollständigen.

Um sieben Uhr ist die Stunde für die Hauptmahlzeit, die comida. Die spanische Küche behauptet auch selbst in den ersten Hotels vor der französischen ihr Vorrecht; aber sie ist nicht ohne längere Gewohnheit angenehm für den Fremden, weil sie sehr fette und sehr stark gewürzte und meist mit Öl statt mit Butter bereitete Speisen bietet, auch viele Gerichte von Meertieren, von Schnecken, Muscheln und Schwämmen, die nicht jedermanns Geschmack sind. Trefflich ist das feine weiße Brot in fester gelblicher Kruste, die Mehrzahl der selten an größeren Tafeln fehlenden süßen Speisen, und das eigentliche Nationalgericht, mit dem nach der Suppe die Mahlzeit er-

öffnet wird: der puchero. In früherer Zeit war das erste Gericht ein Salat und das letzte die Suppe. Was nun den puchero betrifft, so besteht er aus Rindfleisch, das mit Speck, Gemüse aller Art, vornehmlich den großen spanischen Kichererbsen, gekocht ist. In seiner einfachsten Art ist er Gemüse- und Erbsensuppe mit Fleisch. Je anspruchsvoller er sein soll, desto mehr Zuthaten werden ihm gegeben: Schinken, Würstchen, Speck und Hühnerflügel. Alles wird aus dem Topf, in dem es gemeinsam mit verschiedenem Gemüse gar gedünstet worden, auf eine Schüssel gebreitet und hier in sorgfältiger Ordnung gereicht, so daß alle Fleischsorten in feinen Schnittchen das Gemüse bedecken und die Seiten desselben mit den großen runden Erbsen gefüllt sind. Nach diesem Gericht, welches in den meisten bürgerlichen Familien ganz allein das Mittagessen bildet und Tag für Tag auf den Tisch kommt, folgen in den Gasthäusern Fisch, Zwischengänge, Pasteten, Geflügel, Braten: sechs, acht, zehn Gänge, die allerdings oftmals nicht mehr bedeuten, als Tellerspielereien. Es kommt vor, daß man Dinge, wie gemeine rote Rüben, als besondere Zwischenspeise serviert. Bemerkt sei auch, daß auf jeder spanischen Tafel eingesäuerte Olivenfrüchte stehen, von denen man zur Reizung des Appetits vor dem Essen und auch während desselben nascht. Den roten Wein von Val de Pennas trinkt man, wie beim Frühstück, nach Belieben, und

je nach der Jahreszeit giebt es Orangen, Mandeln, Trauben, Obst aller Art mit süßem Gebäck zum Nachtisch. Letzteres prahlt an feinen Tafeln gern mit einer Prachtleistung eines der Zuckerbäcker, die in Madrid wahre Künstler in ihrem Fache sind.

Nach dem Essen erhalten die Kaffeehäuser wieder ihren Massenbesuch. Sie spielen hier eine so große Rolle im öffentlichen Leben, wie in dem von Paris. In denen von Madrid ist es aber etwas teurer, wie überhaupt daselbst die Lebensbedürfnisse durchweg einen hohen Preis haben, weil sie von außen her eingeführt werden müssen und die Stadt von allem, was hereinkommt einen Zoll für sich erhebt. Der Ertrag desselben soll täglich einen halben Real, also zehn Pfennig auf den Kopf betragen. Die kleine Tasse Kaffee kostet daher nach unserem Gelde vierzig Pfennig, während überall in den Provinzstädten in oft noch schöneren, glänzender ausgestatteten Cafés, als die hauptstädtischen zumeist sind, nur die Hälfte genommen wird. Dazu das übliche Trinkgeld von mindestens zehn Centimos, ohne das man kein Caballero wäre und die souveräne Verachtung des Kellners, des Mosso, sich unfehlbar zuzöge, der ja in besuchten Madrider Kaffeehäusern ohne eine tägliche Einnahme von 25 Franken nicht zufrieden ist. Diese Mossos, die man in Spanien überall findet, wo Gäste zu bedienen sind, und die man durch ein kurzes Klatschen der Hände herbeiruft, erwar-

ten solchen Tribut mit aller nationalen Grandezza, ohne sich gewöhnlich zu irgend einer weiteren Dienstleistung herabzulassen, wie beispielsweise eine Nachhilfe beim Anziehen des Überziehers wäre. Dagegen muß man vor ihnen als Fremder auf der Hut sein, um nicht falsches Geld herauszubekommen. Sie bringen gefälschte Ein- und Zweipesetastücke (= Franken) gern auf diese Weise an. Es wimmelt ja von solchen Münzen in Madrid, und es sieht deshalb auch kein Mensch etwas Arges darin, sie ausgeben zu wollen, ob man nun ihre Unechtheit kennt oder nicht. Es giebt sogar einen Laden, wo sie laut öffentlicher Anzeige gekauft werden. Überall, zumal in den Geschäften des Kleinverkehrs, beim Bankier, bei allen Kassen, prüft man die Münzen durch starkes Aufwerfen auf den Tisch nach ihrem Klange, und das untrüglichste Ohr dafür hat der Tabakhändler. Er ist ja der Verkäufer der Regiecigarren und Petillos und in seinem „estanco national“, wie sein Laden heißt, einem Staatskassierer gleich zu achten; bei ihm allein sind auch die Stempelmarken, die „Sellos“ für telegraphische Depeschen, und die Postfreimarken zu haben. Viel besucht ist auch der Peluquero, der Friseur, und der Barbier. In seiner Stube liebt man abends zu sitzen, Cigaretten zu rauchen, zu plaudern und sich schön machen zu lassen für den Besuch des Theaters, eines Balles oder einer Gesellschaft.

Im Sommer ist man gewohnt, nach dem Theater, das ist nach Mitternacht, auf der Puerta del Sol in der kühlen Luft eine Stunde spazieren zu gehen; die Kaffeehäuser sind bis zwei Uhr dicht besetzt, die Straßen noch um diese Stunde voller Wagen und Menschen, wie zu Beginn des Abends. In den vornehmen Kasinos wird noch gelesen, geplaudert, geraucht und gespielt. In den geladenen Gesellschaften scherzt und tanzt man noch. Die hohen Herren, die Deputierten, die Gelehrten, die Staatsmänner geben sogar um diese Nachtstunden ihren Freunden gern Audienz. Das ist die Sitte und man darf sich nicht wundern, wenn man von diesen Herren um drei Uhr nachts zum Besuch eingeladen wird. Aber auf den Straßen ist's dann schon still. Hier und da hört man den Heimkehrenden an seinem Hausthor den eisernen Klopfer schlagen — einmal, wohnt er im ersten, dreimal, wohnt er im dritten Stock. Oder er ruft den Sereno herbei, ihm das Hausthor zu öffnen.

Die casa de huespedes.

Wenn man in Madrid oder in einer anderen größeren Stadt Spaniens einen längeren Aufenthalt zu nehmen gedenkt, so vertauscht man sobald als möglich das Hotel mit einer casa de huespedes, einem Familiengasthause, wo es billiger und auch angenehmer ist, weil man da wie am häuslichen Herde in gemütlicher Berührung mit den anderen Bewohnern und der Wirtsfamilie lebt.

Diese eigentümlichen Fremdenhäuser, mit denen man nur die schweizer „Familien-Pensionen“ vergleichen kann, sind die alten, herkömmlichen Gaststätten der Spanier, in denen sie auf Reisen oder während des Aufenthalts in einer fremden Stadt die trauliche Häuslichkeit fanden, welche ihnen ungern entbehrlich ist und auf die zu verzichten ihnen schwer wird.

Die Gastfreundschaft des Spaniers gilt ihm für heilig wie seine Religion. Es ist ihm eine stehende

Redensart der Höflichkeit, daß er dem Besucher sein Haus zur Verfügung stellt und ihn bittet, es als das seinige zu betrachten. Und darf man auch solche Worte nicht anders nehmen, als sie gemeint sind, so charakterisieren sie doch einen nationalen Zug dieses Volkes, wie er sich schon im oberflächlichsten Verkehr so überraschend wie verbindlich dem Fremden kundgiebt. Kein Spanier, der im Eisenbahnwagen oder gar in der Postkutsche neben euch säße und euch nicht aufs herzlichste einladen würde, an seiner kalten Mahlzeit teilzunehmen, aus dem kleinen Weinschlauch oder der Flasche mit Jeres zu trinken, oder wenigstens eine seiner Cigaretten zu rauchen, so oft er selbst sich eine anzündet. Er sitzt als Bekannter mit euch nicht im Kaffeehause im Gespräche, ohne eure Tasse mitzubezahlen; er geht mit euch nicht in einen Cigarrenladen, ohne euren Einkauf auf seine Kosten mit zu übernehmen, und alle Proteste dagegen würden ihn nur in Verwunderung über euren Mangel an Auffassung gastfreundlicher Artigkeit versetzen.

Die casa de huespedes besteht entweder aus einem ganzen, dem Zweck der Aufnahme von Gästen bestimmten Hause oder, wie in Madrid zumeist, aus einem geräumigen Stockwerke in irgend einem passenden Privatgebäude, welches dazu gemietet worden ist. Man nimmt da mindestens für mehrere Tage Quartier. Je nach der Lage und Ausstattung des

Zimmers wird der Preis bedungen, und zwar allemal für jeden Tag und mit voller Beköstigung. Diese Preise sind daher sowohl nach der Rangstufe der Casa, als auch nach der dort gemieteten Räumlichkeit verschieden und schwanken denn auch zwischen fünf und fünfzehn Pesetas täglich. Im allgemeinen wohnt man in einem guten Hause besserer Lage, wofür in Madrid ausschließlich die Mitte der Stadt mit dem Platz der Puerta del Sol gilt, für acht Pesetas recht behaglich und für deren zehn in einem eleganten Salon, ein Ehepaar in Salon mit Schlafzimmer für zwölf bis fünfzehn Pesetas.

Der Wirt meiner Casa hieß Federigo Sanmartin, war ein schlanker, junger Mann mit echt castilischem Gesicht: bleich, große, dunkle Augen unter hochgewölbten Brauen. Sein Wesen war von vollkommener Grandezza, selbst wenn er Magenschmerzen hatte, was sehr häufig der Fall war. Er sprach ein vorzügliches Spanisch und legte Gewicht darauf, daß man als Fremder das bemerke und sich zum Muster nehme. Sprach ich mit meinem noch sehr kläglichen Spanisch zum Beispiel das c wie ein s, so stellte er sich vor mich und lispelte mir es ein paarmal in dem Tone des englischen th vor, und sprach ich es dann richtig nach, so neigte er beifällig und einen Lobspruch äußernd sein Haupt. Als Madrider Kind hatte er vom Arbeiten die landesübliche Vorstellung. Einmal richtete er ein Zimmer

besser ein und beschäftigte sich dabei mit dem Anleimen einiger zerbrochener Möbelglieder. Es hatte ein paar Stunden gedauert, und als ich ihn nach Beendigung dieses Geschäftes sah, stöhnte er über das Geleistete und über die viele Mühe, die er als Wirt sich machen müsse. Im übrigen ging er viel spazieren, schlief gern auch bei Tage und führte sein Leben so angenehm als möglich. Jeden Morgen mußte er als Republikaner seine Zeitungen lesen und womöglich etwas politisieren; jeden Abend ging er ins Kaffeehaus und in ein Theater. Mit seiner jungen Frau lebte er sehr glücklich. Sie war auch aus Madrid, ein hübsches Weib mit sanften, sprechenden Augen, gutmütig, etwas phlegmatisch und plauderlustig dabei. Sie sah nach dem Rechten in den Zimmern, wo ein gute Ordnung herrschte, und dann saß sie in dem Wohngemach und spielte mit ihrem einzigen vierjährigen Töchterchen, oder plauderte mit Verwandten, die sie besuchten, oder es kamen Hausgäste. Der und jener klimperte dann auf dem Pianino, spielte auf der Guitarre und sang wohl auch dazu. Man war wie in einer lieben Familie, und das artige Weibchen that das Seinige, den Gästen den Aufenthalt im Hause angenehm zu machen, ohne daß es jemals aus seiner freundlichen Zurückhaltung heraustrat.

Für den eigentlichen Dienst in den neun oder zehn Zimmern der Casa waren zwei Mädchen da,

das eine für die gröbere Arbeit der Reinigung, das andere mehr zur Aufwartung. Consuelo, die Magd, war aus Leon, knochig, untersetzt, schwarzköpfig und kleinstirnig, noch jung und gar nicht hübsch. Wenn sie ihre Arbeit machte, zumal bei der Wäsche in dem Raume neben der Küche, so sang sie gewöhnlich ein Volkslied, was sich sehr eintönig und manchmal sehr winselnd anhörte. Ich litt beim Aufenthalt in meinem Zimmer schwer darunter. Ging ich dann hinaus, in der Absicht, der guten Consuelo zu verstehen zu geben, daß es des grausamen Genusses genug für mich sei, so lächelte sie, sang aber weiter, sobald ich fort war. Oder meinte ich zu der Wirtin, wenn sie gerade bei solcher Gelegenheit auf dem Korridor saß und nähte, was oft der Fall war: „Consuelo singt heute außerordentlich lange", so nickte sie und tröstete mich mit den Worten: „Sie ist vergnügt, sie ist glücklich." Und da wollte ich ihr Glück doch nicht stören und schlich davon. Die spanischen Dienstmädchen singen nun einmal gern, aber es ist gewöhnlich ein häßliches Geplärre, was sie bieten.

Auch Annita, das Stubenmädchen, sang, doch mäßiger, leiser und etwas gefälliger. Sie war eine kleine, zierliche Aragonesin, hatte eine niggerhafte Physiognomie und trug dazu noch tief in die Stirn hinein die Pedillas, die plattgedrückten Locken, unter denen ihre wilden, sprühenden Tieraugen einen un-

heimlichen Eindruck machten. Aber sie war nicht böse, wenn sie fünf Pedillas auf der Stirn trug, was allemal an Wochentagen der Fall war. Nur Sonntags, wenn sie ausging und für ihren Schatz sich geputzt und ihre Stirn sieben Pedillas hatte, funkelten ihre Augen bedenklich, und man hätte bei einer vertraulichen Berührung, wenn ein Caballero sie gewagt, befürchten müssen, daß sie einen blitzenden Dolch aus ihrem hellen, grellfarbigen Gewand hervorziehe.

Der dritte dienstbare Geist im Hause war Pepe (José), der „Chico“, der junge Aufwärter, welcher die Kleider reinigte, die Einkäufe besorgte und Bestellungen, die einer Madrider Magd unter ihrer Würde sind und die man — wie beispielsweise einen Handkoffer fortzutragen — ihrem spanischen Stolze nicht zumuten darf. Sie verstünde es nicht anders, als einen Dienstmann von der Straße zu rufen, der für solche Arbeit existiert. Der Chico serviert auch bei Tische und er hat alles für die Tafel Nötige zu richten. Er nimmt die einlaufenden Briefe in Empfang, was nur einmal des Tages in der Vormittagszeit sich ereignet, und legt sie dem Gast, für den sie bestimmt sind, auf den Platz am Eßtisch. Er kann lesen, nicht eben viel, aber genug für seinen Beruf und seinen Ehrgeiz; er ist pfiffig, neugierig, aufmerksam, besonders galant gegen die Damen, denen ja die spanische Sitte ein besonderes Recht

auf Rücksicht verliehen hat, und fühlt sich geschmeichelt, wenn man ihn lobt und gelegentlich durch eine Münze die Zufriedenheit mit ihm bekräftigt.

Die Küche ist das ausschließliche Revier des Koches, der in einer Casa nicht fehlt, und eines ihm zugeteilten Burschen, der noch nicht über die Vorstufen häuslichen Dienstes gelangt ist. Der Koch steht in weißer Jacke, Schürze und Mütze gravitätisch vor seinem Herd und hat seine Sorge, wie er seine tägliche Aufgabe lösen wird. Das Essen in einer Casa bildet ihren Stolz; es soll nach spanischem Geschmack gut und abwechslungsreich sein; es muß auch zum Frühstück jedem Gast sogleich, wenn er es wünscht, vorgesetzt werden, und dafür muß der Koch drei Stunden lang, von zehn bis ein Uhr, auf seinem Posten stehen. Denn nach dem Kaffee oder der Chokolade, die er von acht Uhr morgens an bereitet und den Hausgenossen, wie sie es bei Annita begehren, mit einem gerösteten Weißbrod ins Zimmer schickt, kommt das Almuerzo, das Dejeuner, zu dem sich jeder nach Belieben bis ein Uhr einfindet.

Wenn nicht schon beim Almuerzo, so sehen die Gäste einander abends bei der Comida. Da war zunächst Don Pedro, ein alter, kleiner Hagestolz mit gelblichem Teint und galligem Temperament, der als Gemeindebeamter in Estremadura pensioniert worden und schon jahrelang in der Casa Sanmartin lebte. Für ihn wurde zum Almuerzo eine besondere

Suppe gekocht und der Fisch ohne Sauce gereicht. Sein Magen machte ihm viel zu schaffen; die Spanier haben überhaupt viel mit Magenübeln zu thun, die wohl von den übermäßig gewürzten Speisen herkommen mögen. Don Pedro war gewöhnlich mürrisch, sprach manchmal kein Wort; doch wenn er sich in guter Laune befand, beherrschte er als Tischältester die ganze Gesellschaft mit seinem äußerst lebhaften und von originellem Humor durchzogenen Vortrag. Er lebte regelmäßig wie ein Pedant, verlangte seine Ordnung und Ruhe und zankte schrecklich mit Consuelo oder Annita, wenn ihm etwas nicht recht gemacht worden. Um zehn Uhr, nach einem Spaziergang auf der Puerta del Sol, ging er allemal schlafen.

Es gab noch zwei Herren, die schon ein paar Jahre Pensionäre dieser Casa waren. Der eine hieß Don Rafael — man nennt ja einen Caballero gewöhnlich nur bei seinem Vornamen — stammte aus Valenzia, sah mit seiner kleinen, zierlichen Gestalt wie ein junger Mann aus, obwohl er schon vierzig Jahre zählte, besaß viel Bildung, hatte Reisen nach Frankreich und Deutschland gemacht und war wegen seiner immer heiteren Laune, die nur hie und da durch Magenbeschwerden gestört wurde, der Liebling im Hause. Er war mein Nachbar auch bei Tisch; wir plauderten, da er französisch sprach, am meisten miteinander, gingen spazieren, und er machte

dabei gern den gefälligen Cicerone. Als geschworener Carlist schimpfte er auf die herrschende Wirtschaft, sowie auf alle nichtcarlistischen Parteien. Nach ihm regierten unter Alfonso die Stellenjäger und Schwätzer, und er kam immer wieder darauf zurück, daß die Spanier keinen Patriotismus mehr haben, jeder nur aus selbstsüchtigem Interesse politisch obenauf zu kommen suche . . . Der andere hieß Don Juan. Ein schöner, stattlicher Mann, Ende der Zwanziger, Jurist, der an seinem Examen arbeitete, aber sich noch immer nicht genügend dazu vorbereitet fühlte, weil er offenbar dem Namen des berühmten Opernhelden, den er trug, viel Ehre machen wollte. Er kannte die ganze chronique scandaleuse von Madrid und würzte gelegentlich die Mahlzeit mit den pikantesten Geschichten aus der vornehmen Welt, die am Manzanares ja deren in so reichem Maße wie anderwärts, oder noch etwas mehr besitzt.

Monatelang wohnte eine sehr schöne Frau in der Casa, eine junonische Gestalt, groß, kräftig, mit einem edlen, energischen Gesicht, mit großen, blitzenden Augen, prächtigem, blauschwarzem Haar, eine Galizierin und verwitwete Offiziersfrau, die nach ihrem Gefallen bald hier, bald dort in Spanien lebte und überall Verwandte und Bekannte hatte. Sie kleidete sich mit feinem Geschmack und besaß kostbare Toiletten und schönes Geschmeide. Alle Tage lagen mehrere Briefe vor ihrem Teller; sie

erhielt viel Besuch und machte deren tagtäglich. Vor zwei oder drei Uhr nachts kam sie nicht aus ihren Gesellschaften und vor elf Uhr morgens stand sie nicht auf. Sie genoß das Leben einer freien Frau ersichtlich mit Vergnügen und in guten Vermögensumständen. Lebhaft und gewandt, nahm sie an der Tischunterhaltung teil, ließ sich dabei von Don Rafael und Don Juan den Hof machen und riß zuweilen sogar den Griesgram Don Pedro aus seiner Hypochondrie. Als es ihr in Madrid zu kalt geworden, reiste sie nach Valenzia, und zum boshaften Gespött Don Juans bekam Don Rafael auf einmal Lust, seine Vaterstadt zu besuchen.

Lange Zeit gehörte eine liebe, stille Frau mit ihrem kleinen Töchterchen zur Hausgesellschaft. Sie wohnte in Vittoria und war wegen geschäftlicher Verhältnisse nach Madrid gekommen. Mutter und Tochter liebten einander in rührender Weise. — Dann überraschte uns die Ankunft eines reizenden jungen Ehepaares, das mit vielen Koffern und Kisten eines der schönen Zimmer nach der Straße zu bezog. Die Frau war die andere Tochter der stillen Frau, konnte kaum fünfzehn Jahre alt sein, ein zierliches Kind noch. Sie kam mit ihrem eleganten Mann von der Hochzeitsreise aus Andalusien.

Wie erwähnt, nimmt der Spanier gewöhnlich auf längere Zeit sein Quartier in der casa de huespedes. Aber die Gesellschaft gewinnt doch durch Gehen

der alten und Kommen der neuen Gäste alle paar Tage ein etwas verändertes Gesicht. Ein Guitarrenhändler aus Sevilla, prahlerisch nach andalusischer Art, hatte seine Geschäfte in Madrid besorgt und reiste weiter. Ein abgesetzter Beamter kam aus der Provinz und wollte bei dem Minister seine Wiederanstellung persönlich erwirken. Es war gerade ein neues Ministerium ans Ruder gelangt, und da stellten sich allerhand mit Empfehlungen versehene Stellenjäger aus den Provinzen in Madrid ein.

Alles öffentliche und das ganze spanische Leben in seinen Sitten, eigentümlichen Färbungen und Unterschieden zieht in wechselnden Bildern an dem Eßtische einer solchen Casa vorüber, und alles, was in einem Hotel gleichgültig ließe, erhält in diesen Pensionen für den Fremden Interesse. Wir waren in der unsrigen immer Zehn, Zwölf, zu Tisch, aber manchmal auch Fünfzehn, Achtzehn, Zwanzig, so daß der Platz dann kaum ausreichte. Wie viele Menschen aller Art lernt man aber binnen einiger Monate da kennen! Der Spanier aus der guten Gesellschaft ist rasch so zutraulich und entgegenkommend liebenswürdig, wie der Mann des Volkes gemeinhin ernst, finster, unfreundlich und verschlossen.

Als endlich auch ich meinen Abschied nehmen mußte, gab es mit den älteren Stammgenossen beinahe eine rührende Scene und mächtiges Handschütteln unter dem Scheidegruß: „Va Usted con

dio!“ „Gehen Sie mit Gott! Gehe es Ihnen gut! Denken Sie unser und lassen Sie einmal von sich hören! Wenn Ihnen hier irgend ein Dienst zu leisten ist — rechnen Sie auf mich!“ Der alte Pedro sagte es, Don Juan rollte dabei seine schönen Augen, Don Rafael geleitete mich bis zur Thür, wo Consuelo und Annita und Pepe mit offenen Händen standen und wo der Wirt mit seiner Frau und dem Töchterchen nochmals ihre Wünsche wiederholten.

„Und,“ schloß Don Federigo, „glauben Sie mir, die Geschichte hält hier nicht mehr lange und dann kommt die Republik!“

„Heh, heh!“ lachte Don Rafael, der Carlist, „es wird darum nichts anders hier in der Verlotterung. Erst bis Don Carlos auf den Thron kommt!“

Musikanten und Bettler.

Die Erwerbs- und Nahrungsquellen Spaniens sind noch immer in größerem Verfall als in irgend einem anderen der europäischen Kulturstaaten. Die traurige Geschichte des Landes seit zwei Jahrhunderten hat das Ihrige dazu beigetragen, aber noch mehr der Charakter des Spaniers. Die Verehrung des Gewesenen, das wunderbar glanzvollen Ruhm auf den spanischen Namen geworfen, die unbezwingliche Hartnäckigkeit im Festhalten alter Ansichten, alter Gläubigkeit und alter Gewohnheiten haben das spanische Volk sich längst nicht mehr an der Förderung des Fortschritts in der Civilisation beteiligen lassen. Es ist stehen geblieben und sieht dabei mit stolzer Verachtung auf das hastige Treiben der anderen Völker. Wie es noch immer in der Vorstellung lebt, daß es im reichsten Lande der Welt vom Schicksal zum Dasein ritterlicher Art bestimmt, und gemeiner, nur den Sklaven und Knechten zustehen-

der Arbeit enthoben sei, so beharrt es selbst den vielen Beweisen vom Verfall des Staates in politischer wie wirtschaftlicher Beziehung gegenüber bei der Überzeugung, daß er nicht umzubringen sei, auch wenn gar keine Regierung vorhanden.

Diese innerste Überzeugung ist vornehmlich die Ursache der verbreiteten Trägheit und Genußlebigkeit, des Mangels an Spannkraft und daneben der phantasievollen Auffassung des Daseins. In einer förmlich stoischen Zufriedenheit mit seinem Erbteil an Ruhm, Wissen, Kunst schließt sich Spanien gern von der europäischen Bewegung aus und möchte in seinen Zuständen gar nichts verändert wissen. Seine Söhne, als sie im edlen Dienst der Waffen und zur Ehre Gottes sich vor Jahrhunderten über das Land verbreiteten, welches so lange Zeit ihnen die ungläubigen, aber arbeitsamen Araber vorenthalten hatten, erachteten Gewerbe und Handel, Ackerbau und Arbeit der Hände überhaupt als unter ihrer Würde, und in dieser Auffassung gefallen sie sich noch heute. Daher die Menge der unproduktiven Volksklassen unter ihnen: der zahllosen Beamten, die mit der Beute einer Staatspension sich zurückziehen; der 31 000 Offiziere mit siebenhundert Generalen für eine Armee, die in ihrer gewöhnlichen Stärke hunderttausend Mann nicht erreicht; der vielen Geistlichen und Mönche, der Übermasse von Kirchendienern, Dienstboten und von Leuten, welche

nur aus der Hand in den Mund leben, ohne Beruf und nur mit dem, was der Tag zufällig ihnen an Einkommen bietet.

Zu diesen letzteren stellen die Bettler eine enorme Anzahl; in keinem anderen Lande, selbst in Italien nicht, bilden sie einen so bedeutenden Bruchteil der Bevölkerung. Man zählt nicht weniger als vierzig verschiedene Gattungen, jede mit einem bestimmten Charakter und Namen. Gemeinsam ist allen die Meinung, in so ehrenhafter Art wie die Caballeros ihre Existenz zu führen, nur daß sie unglücklicher und deshalb des öffentlichen Mitleids bedürftig sind. Sie rechnen auf die Pflicht guter Christen, denen sie Gelegenheit geben, die Tugend des Wohlthuns zu üben und mittels des Almosens dem Himmel zu danken, daß sie besser daran sind als die Armen. Und so faßt man es auch im ganzen Volke auf, zu dessen Charakterzügen Religiosität, Gutmütigkeit, Wohlthätigkeit und Mitleid mit den Unglücklichen gehören. Man reicht dem Bettler denn auch die Gabe in einer höflichen, verbindlichen Weise, und dieser selbst, wie aufdringlich er sich auch mache, würde durch eine schroffe Abweisung oder ein in verächtlicher Form dargereichtes Geschenk sich aufs höchste beleidigt fühlen, dabei überzeugt, daß der Himmel ihn an dem Beleidiger rächen werde.

Am arbeitvollsten ist noch das Leben der Bettelmusikanten. Von ihnen wimmelt es in allen Städten

Spaniens und zumal in Madrid. An allen Ecken und Enden hört man tagsüber das Spiel der neuen italienischen Drehorgeln in Form und musikalischer Nachahmung des Pianinos. Auf einem niedrigen Rädergestell führt der Bursche es durch das ganze Stadtviertel, und wo er von Zeit zu Zeit damit Halt macht, leiert er darauf die italienischen Arien, die Polkas und Walzer herunter, deren Melodien sich wie von den Tasten eines Klaviers mit wuchtiger Hand abgehauen anhören. Aber die Kinder auf der Straße und die Dienstmädchen in den Wohnungen tanzen danach, wenn die Herrschaft gerade fortgegangen ist, und von ihnen fliegen dem Orgelmann auch die meisten Kupfermünzen zu.

Schon in aller Frühe läßt sich in den stilleren Straßen der Sänger mit spanischen Romanzen vernehmen, indem er dabei gut oder schlecht auf der Guitarre spielt. Er singt oft so hübsch, daß man ihm gerne einen Lohn dafür giebt; aber noch öfter gröhlt er so herzzerbrechend, daß man ihm etwas giebt, damit er nur weitergehe. Er tritt auch häufig in Gesellschaft seiner Frau oder eines Kindes auf, und im Duett leistet er den Grundbaß. Er spielt die Guitarre oder die Geige, und kann er gar kein musikalisches Instrument behandeln, so kommt er wenigstens mit einer alten Trommel, auf der er einen dumpfen Schlag in ewiger Wiederholung ertönen läßt, oder seine Begleiterin schlägt und rasselt

das Tamburin unter abgerissenem Singsang, öffnet alle Ladenthüren und erbittet sich von den Inhabern der Geschäfte eine Gabe für ihren Armen. Zuweilen ereignet es sich, daß sich ihrer mehrere von der Gilde der besseren Guitarre- und Geigenspieler, wenn sie einander auf ihren Wanderungen durch die Straßen begegnen, zusammenthun und dann mit künstlerischem Ehrgeiz eine Kapelle bilden, die ihre Tanzstücke aufspielt. Zur Karnevalszeit ist dergleichen so häufig der Fall, daß die Konzertmacherei in den Straßen von Früh bis nach Mitternacht kein Ende findet.

Es giebt im Gegensatze zu diesem meist lustigen und lärmenden Musikantenvolke aber auch vornehme Unglückliche, die in ihrer verschämten Armut bei ihrem Spiel auf der Straße eine rührende Bescheidenheit beobachten, deren lohnende Wirkung auf das Publikum sich ihnen bewährt. Man findet unter ihnen wirklich Männer, die einst bessere Tage gekannt, die hohe Namen tragen, aus heruntergekommenen Adelsfamilien stammen, als Grafen oder Marquis geboren wurden; Erblindete, die ihr musikalisches Können mit der Würde des selbstbewußten Künstlers nur noch auf solche Art einträglich zu machen wissen. Sie warten gewöhnlich den Einbruch der Dunkelheit ab, nehmen dann auf einem Bänkchen, das sie mit sich führen, ihren bestimmten Platz vor einem Hause in dem belebtesten Teile der

Stadt ein und der ihnen wie ein Vorzugsrecht vom Haus- oder Ladenbesitzer bewilligt ist. Sie sind anständig, stadtmäßig gekleidet, tragen die Capa, den spanischen Radmantel mit Schulterkragen, und spielen gewöhnlich die Flöte. Inmitten des vorüberwogenden Menschen- und Wagenlärms ertönt ihr Spiel auf dem Instrument, ohne daß man viel davon hört. Aber der Musikant läßt sich dadurch nicht beirren; er bleibt ruhig ein paar Stunden lang auf seinem Platz sitzen, flötet wie nach vorschriftsmäßiger Folge seine Stücke ab, macht nach jedem gemessene Pausen und ergreift dann wieder sein Instrument. Er sagt nichts, ruft niemanden an, erhebt nicht einmal den Blick; aber vor sich hat er seine Mütze oder seinen Hut hingestellt und darin sammeln sich die Münzen der Vorübergehenden, die ihn sehen, denen einzelne Töne auf seiner Flöte ans Ohr schlagen und die zum Mitleid mit ihm bewegt werden. Er hat seine feste Kundschaft unter den Leuten, die jeden Abend an seinem Platze vorüberspazieren, ihn längst kennen und ihm regelmäßig ihren Obolus reichen. Ist seine Zeit um, so steht er auf und geht mit seiner Einnahme nach Hause, so überzeugt, sie sich in allen Ehren verdient zu haben, als wenn er als angestelltes Mitglied eines Orchesters den Abend über gespielt hätte. Gemeinhin bringt sein öffentliches Musizieren ihm viel mehr ein als diesem.

Die Reisenden sind natürlich den Zumutungen

der spanischen Bettler, wo immer sich Gelegenheit dazu bietet, besonders ausgesetzt. Überall haben eigenartige Naturen unter diesen den Fremden ihre besondere Sorgfalt gewidmet. Man kann zu diesen Spezialitäten die Menge zählen, welche bei ankommenden Zügen den Ausgang der Bahnhöfe besetzt hält und sich auf die Touristen stürzt, um ihnen ihr Handgepäck mehr weg- als abzunehmen und unter lauter Beredsamkeit ihre Hilfeleistungen anbietet. Interessanter ist die Naivität, mit der plötzlich dem auf der Straße umherschauenden Fremden ein Knabe oder ein Mann entgegentritt, um sich ein Geldgeschenk auszubitten, nur weil dem Fremden das Vergnügen gewährt sei, von seinem vorausgesetzten Überfluß an Geld etwas an die Bedürftigeren abzugeben. Mit einem Reisebuche in der Hand kann man dergleichen Aufforderungen zu einer ausgleichenden Gerechtigkeit reichlich erleben. In seiner eigentümlichen Weise naht sich auch der unberufene, gelegentliche Lohndiener und Cicerone in solcher Absicht. Er hat den spanischen Sinn für Gastfreundlichkeit und will ihn dem Fremden auf liebenswürdige Manier beweisen; er sieht ihn auf der Straße und es fällt ihm ein, daß er, der nichts zu thun hat, sich hier vielleicht nützlich erweisen könne. Er denkt dabei gar nicht eigennützig. Wenn er eine Cigarre bekäme, gar ein paar Realen für Cigaretten, wäre er in diesem Augenblicke zufrieden;

denn noch hat seine Phantasie keinen Spielraum für den höheren Schwung, welchen sie später nimmt, nachdem der Fremde sich mit ihm eingelassen hat. Er macht sich wirklich zunächst eine Ehre daraus, dem schaulustigen Reisenden zu beweisen, wie er als Spanier die großen Ereignisse seiner Geschichte kennt, ihrer Helden, die Balladen über dieselben, die Chronik seiner Stadt, die Sehenswürdigkeiten darin, ihre Kunstwerke und dergleichen mehr, was in den Büchern doch schwerlich zu lesen ist. In jeder der berühmten Kirchen hält sich ein und der andere solcher Menschenfreunde, jung oder alt, im Dunkel der Pfeiler auf und schleicht sich bald mit freundlichen Mienen an sein Opfer heran. Er bietet sich aufs höflichste an, den kundigen Führer zu machen, und wiederholt sein Angebot mit feinen Artigkeiten für den fremden Caballero, wenn dieser es abgelehnt hat. Er folgt ihm und versucht dessen wegweisendes Schweigen durch allerhand Fragen zu brechen; er schüttelt sein Haupt, wenn er bemerkt, daß der Besucher der Kirche an manchen Grabdenkmalen achtlos vorübergeht. Es hält ihn nicht länger . . .

„O, Sie kennen gewiß die Geschichte nicht, Señor, die sich an den Bischof in diesem Grabe knüpft . . .“

Er erzählt sie, er erzählt von Wundern dabei — der Fremde hört wohl oder übel zu, wird ihm damit eine Verpflichtung schuldig und läßt sich schließlich den geschwätzigen, oft auch recht unterrichtenden

und drolligen Führer gefallen. Nachher belohnt er ihn mit mehr als genügender Freigebigkeit. Der gute Führer thut dann manchmal in echter Gutmütigkeit, als verlange er für seine Gefälligkeit kein Geld, nimmt es aber allemal mit Freuden; zumeist jedoch betrachtet er das Gereichte pfiffig lächelnd, und obwohl es oft eine in kurzer Zeit leicht erworbene Summe ist, wie er sie vorher sich für seinen aufgedrungenen Dienst nicht träumen ließ — zwei, drei Pesetas — so wünscht er doch noch einen Zuschuß. Erhält er ihn, so ist aber seine Dankbarkeit groß, und er macht sich dem Fremden ohne weitere Spekulation und ohne daß seiner noch begehrt würde so nützlich, als er glaubt, es zu können; er folgt ihm und hält noch lange vor dem Hotel Wache, in dem er ihn hat verschwinden sehen.

Viel vertreten auf den belebten Promenaden von Madrid ist der fremde Unglückliche, der Hilfe von dem Geldbeutel des ihm begegnenden und leicht kenntlichen Ausländers erbittet. Er stellt sich wie ein Caballero als Italiener, Franzose oder Deutscher vor und hat in zehn Worten die Geschichte seines Mißgeschicks erzählt, das ihn als Maler, als Kaufmann, als irgend etwas in die schlimmste Not gestürzt, aus der er sich nicht anders als durch eine verzweiflungsvolle Ansprache an edle Menschenfreunde seiner Nation zu retten weiß. Er will Geld, um aus Spanien fortreisen zu können, oder wenigstens

für seinen Lebensunterhalt, bis er die erwartete Hilfe zu seinem Fortkommen erhält. So leicht geht er nicht wieder davon und thut sehr enttäuscht, wenn er nur eine Kleinigkeit erhält. Natürlich ist es meistens vagabundierendes Industrie-Rittertum, was einem damit zudringlich, manchmal bis zur Frechheit entgegentritt.

Eine rasch unheimlich werdende Figur des Bettlerstandes ist die schwarze Sennora, ohne von den leichtsinnigen Weibern zu reden, die nächtlicherweile auf den Straßen den arglosen Wanderer mit schmeichelndem Gebettel anfallen. Die schwarze Sennora, wie in Trauer gekleidet, wie von Sorgen und Kummer gebeugt, geht vor den besuchtesten Kaffeehäusern nach Eintritt der Dunkelheit auf und ab und huscht wie ein Gespenst an den einzelnen Herren vorüber, halb weinend, flüsternd, daß sie für sich und ihre Kinder nichts zu essen habe. Aber sie sagt dies in derselben Weise alle Abende ein paar Stunden lang und wenn sie auch, wie gewöhnlich, viele Abende vorher stets eine artige Ernte gemacht hat. Angenehmer ist noch das alte Weib oder das kleine Mädchen, welches vor den Kaffeehäusern oder sonstwo auf der Straße die Schächtelchen mit Phosphoritos unter klagenden Worten anbietet. Streichhölzer giebt es in Spanien nicht, sondern kleine, feine Wachslichter mit Phosphorköpfchen. Jedermann pflegt sie in einem Pappkästchen mit bunten Bildern, etwa hundert Stück,

bei sich zu tragen. Es kostet ohne Luxusausstattung fünf Centimos, und die Spanier setzen einen gewissen Stolz darein, in dieser Industrie so Billiges bieten zu können. Freilich, bei den Straßenverkäufern giebt es meist viel schlechtere Ware als in den Estancos, den privilegierten Staats-Cigarrenläden, und es ist auch nicht ungewöhnlich, daß bei ihnen nur eine obere Schicht Wachslichter in der sonst mit Papier gefüllten Schachtel sich befindet.

In einem Lande, wo der Bettler einen anerkannten und vielfältig vom Staate beschützten Stand der Gesellschaft bildet, kann es nicht auffallen, daß man ihn in den überraschendsten Exemplaren findet. Armut ist keine Schande, weiß der brave Mann, der gerade ohne Amt, ohne Erwerb ist, und stellt sich ohne langes Besinnen und Schämen irgendwo in belebter Gegend auf, hält hier seine rechte Hand unbeweglich geöffnet vor sich und raucht dabei zum Zeitvertreib, bis er sein gratias für ein erhaltenes Almosen sagen kann, seine Cigarette. Ist es genug für den Tag, so geht er ab, in ein Kaffeehaus, um sich zu erfrischen, ins Theater, um sich zu ergötzen, oder nachmittags in die Arena zum Stiergefecht, wohin ja alle Welt sich begiebt. Betteln ist auch keine Schande, und so stellt er sich in sauberer schwarzer Gesellschaftskleidung, die Capa um sich, am anderen Tage wieder auf seinen Posten, wenn er bis dahin noch kein neues Amt von Staats oder Ge-

meinde oder Kirchen wegen, oder keine Gelegenheit zu anderem bürgerlichen Erwerb gefunden hat.

Dann noch die Menge der Blinden, der Lahmen, Stummen, der Verstümmelten und Altersschwachen mit wirklichen oder erheuchelten Gebrechen. Es ist unglaublich, was man da für eine Mannigfaltigkeit an Verkrüppelungen und jammervollen Verkümmerungen des Körpers zu sehen bekommt. Seuchen aller Art haben überall in Spanien ihre Brutstätten und hinterlassen ihre traurigen Zeichen massenhaft in den niederen Gesellschaftsklassen. Männer und Frauen mit bis zur Hüfte vertrockneten Beinen, so daß sie dieselben auf ihrem Sitze wie leere Schläuche unter sich haben oder gar über ihre Schultern hängen lassen, während sie ihren Rumpf mittels der in Lederschuhen steckenden Hände fortbewegen, bieten häufig auffallende Erscheinungen. Dabei sind diese wandelnden Oberkörper oft die Bilder von männlicher Kraft und Gesundheit, an sich wohlgestaltet, oder mit Gesichtern von jugendlicher, weiblicher Anmut, bei deren Anblick man an Sirenenleiber denkt, deren menschliche Gestaltung bei den Beinen aufhört. Armlos, beinlos, mit entarteten oder Stümpfe gebliebenen Füßen, hocken solche unglückliche Wesen auf den Straßen, kriechen durch das Menschengedränge auf den Promenaden, zumeist schweigend die Gabe erwartend, die ihnen das Mitleid der Glücklicheren schuldig ist. Sie betteln nicht mit dem Munde.

Aber Felipe allerdings arbeitet auch mit dem Munde. Er ist ein wohlgenährter Alter mit grauem Kopfe und rotem Knüpftuche darum; da er keine brauchbaren Füße mehr hat, so sitzt er auf einem Kissen in einem niedrigen Räderkasten, den er mit kleinen Stangen in den Händen fortrudert. Er kutschiert von Mittags bis Mitternacht um die Puerta del Sol und die Alcalastraße auf und nieder, stellt sein Gefährte wie eine kleine Schranke mitten in den Weg, um seinen Zoll zu erheben, oder rudert direkt auf denjenigen los, den er für tributpflichtig erachtet, Gottes Barmherzigkeit dabei anrufend und sein eigenes Elend bejammernd. Felipe kann auch zornig werden, wenn er längere Zeit umsonst seine Angriffe gemacht hat. Dabei ist er reicher als viele von denen, die ihm ihre Fünf- oder Zehn-Centimos-Stücke reichen. Er hat Frau und Kinder zu Hause, die in bester Behaglichkeit leben; er hat eine seiner Töchter bei ihrer Verheiratung glänzend ausgestattet. Sein Geschäft geht seiner Überzeugung nach schlecht, wenn es ihm täglich nur einen Duro, fünf Franken, einträgt.

Bettel und Dürftigkeit decken sich gemeinhin in dieser Schicht des Volkes keineswegs. Es giebt oder gab bis vor kurzem eine öffentlich verkaufte kommunistische Zeitung Zorilla'schen Zeichens mit dem Titel: „Los Descamisados" (die Hemdenlosen), „Zeitung für alle, welche keine Hemden haben". Für

die industriellen Bettler in Spanien ist sie nicht geschrieben; sie alle tragen nicht bloß Hemden, sondern halten es überhaupt mit der Ordnung im Staate und womöglich mit der aristokratischen Partei, da Republik und Kommune-Regiment ihrem Fortkommen nicht förderlich sind, wie die Erfahrung sie schon gelehrt hat. In Armut, Unwissenheit und Dunkelheit zur Welt gekommen, in Armut, Sorge, Gebet aufgewachsen, leben sie in Demut und in gewisser Zufriedenheit mit ihrem Geschicke. Sie sind keine „knirschenden Sklaven“, und es giebt unter ihnen auch nur wenige, welche Verständnis für das wirkliche und ungerechte sociale Elend haben, wie es der darbende Land- und Fabrikarbeiter kennt und aus der Welt zu schaffen brütet.

Ein Stiergefecht.

Nahe bei Madrid befindet sich die neue Arena, die man für die Stierkämpfe gebaut hat, die plaza de toros, ein riesiger, offener Cirkus mit innen emporsteigenden, luftigen, aber bedachten Galerien ringsum. Der weite Mittenkreis ist sauber mit gelblichem Sand bedeckt, und eine große Militärkapelle läßt dort, während die Galerien sich zur Nachmittagszeit füllen, ihre heiteren Weisen in vortrefflichem Spiel ertönen. Die Hofloge, allein mit Glasscheiben versehen, füllt sich. Der König und die Königin finden sich wie gewöhnlich ein. Zur Linken von ihnen ist die Loge des Präsidenten dieser Spiele, eines der Alkalden der Residenz, welcher nicht nur der gebietende Herr in der Arena ist, sondern der auch allem versammelten Volk gegenüber recht und schlecht für alles verantwortlich gemacht wird, was sich während der Vorstellung und in deren Ausführung ereignet.

Zur bestimmten Zeit geben die Trompeten schmet-

ternd das Zeichen zum Anfang und der Kampfplatz, über welchen man bis dahin zu den Toreros, zu den Pferden und den eingesperrten Stieren gehen konnte, leert sich schnell; kein Mann bleibt darin. Dann öffnet sich der eine Zugang des Kreises, und unter den Klängen eines Marsches erscheint der Aufzug aller in Aktion tretenden Toreros, die prächtige Cuadarilla, zwei, drei Reiter in kurzen Mänteln voran. In der vordersten Reihe schreiten die Vornehmsten der Schar, die Matadores, oder wie sie nur genannt werden: die Espadas, in ihrer kostbaren, glänzenden Tracht, mit schwerer, echter Goldstickerei auf den breiten Streifen der seidenen Kniehosen, der Brustseite wie den Schultern der Jacke; die bunten seidenen Mäntel hängen leicht darüber. Hinter ihnen kommen die nicht minder prächtigen Banderilleros mit den kurzen, von farbigem Papierschmuck umhüllten Wurfspießen in den Händen; dann zu Pferde die Picadores mit ihren langen Holzlanzen, und zum Schluß ein Dutzend der Toreros, die das Amt übernehmen, mit ihren roten und gelben Mänteln den Stier zu necken und zu ermatten, die Capadores. In lichten Reihen schreiten sie quer durch die Arena gegen die Hofloge. Die Espadas grüßen den Präsidenten und ziehen sich zunächst hinter die Einzäunung des Kreises zurück in den leeren Gang, der ihn umgiebt und die Zuschauerplätze von dem Kampfplatz trennt.

Ein Trompetensignal und es öffnen sich die Barrieren, um den Stier hereinzulassen. Er wird, mit Bändern geschmückt, wie er ist, mit allen Ehren begrüßt, mit Klatschen und mit Zurufen, und gewöhnlich ist das mächtige Tier der Wildnis, das von all solchen Höflichkeiten und Gastspielen vor Herren und Damen noch keine Ahnung gehabt, höchlich verwundert über den Empfang und den Anblick, der sich ihm bietet. Es stutzt, sieht sich um, schreitet lebhaft durch den Kreis über den festen Sandboden und läßt sich in scheinbarer Harmlosigkeit der Gesinnung auf das Mantelspiel ein, das die Capadores nun mit ihm beginnen. Sie halten ihm ihre Tücher entgegen und er geht mit gesenkten Hörnern darauf los, von einem zum andern, und weiß schier nicht, was dies bedeuten soll. Er ist auch nicht mehr der Gegenstand der lärmvollen Auszeichnung des Publikums; die Stimmung desselben hat sich treulos in Schadenfreude für ihn gewandelt, und bewundert, beklatscht wird jetzt der leichtfüßig hin- und herspringende Torero, der kühn seinen Mantel vor den Stier hält und geschickt und elegant dessen täppischem Zustoß auszuweichen versteht.

Aber wehe dem Stier vollends, wenn er seine Sache schlecht macht, sich faul und feige zeigt, gar ungeschickt auf dem glatten Sandboden ausgleitet und den Picadores, die an der Umzäunung still noch auf ihren Rossen halten, Mißachtung bezeigt. Dann

erregt er mehr und mehr den Ärger und Zorn des Publikums, welches sein Schauspiel haben will; er wird ausgepfiffen — dazu haben die jungen Leute ihre schrecklich trillernden Zinnpfeifen bei sich — verhöhnt, beleidigt mit schnöden Redensarten, und der Zorn kehrt sich endlich gegen den Präsidenten, der einen so dummen Stier auftreten ließ. Man fordert ungestüm in wildem Geschrei seinen Rücktritt, d. h. den des Tieres, und der Präsident sieht ein, daß das Publikum recht hat. Er winkt, und sofort erscheinen, munter trabend, vier helle, fahlgelbe, fleckenlose Ochsen, dicht nebeneinander sich haltend, in der Arena. Kaum sieht sie der Stier, so wedelt er ihnen freundschaftlich zu, läßt sich von ihnen in die Mitte nehmen und trabt mit ihnen hinaus, gewiß froh seinerseits, daß die Komödie für ihn zu Ende ist, und unempfänglich für die Schmach, mit der er abtritt. Von der Wildnis her wird der Stier derart mittels zahmer Ochsen gefangen und geleitet.

Ist der Stier nun aber nicht so glücklich, den Ochsen hier zu verfallen, anstatt dem Schwertstoß des Espada, so wird das mit ihm in der Arena getriebene Neckspiel bald ernster und blutiger Art; der eine der Picadores reitet ihm entgegen und bohrt ihm den scharfen Stachel der langen Lanze ins Genick. Das helle Blut rieselt an dem schwarzen Fell des Tieres herab, und wütend geht es auf das arme wehrlose Pferd los. Der Picador vermag den An-

griff nur selten mit der Lanze abzuwehren; er selbst ist an den Beinen unter den ledernen Hosen geschient und dadurch zunächst gegen den Stoß gesichert; er darf auch nicht fliehen. So trifft denn gewöhnlich die Hornspitze des Stieres den Bauch des Pferdes, das übrigens aus der Rangklasse der zum Scheiden aus dem Leben bestimmten genommen wird, und die Gedärme fallen ihm unter Blutströmen aus dem Leibe. Bald bricht es zusammen und verendet mit kurzen Zuckungen. Ein anderer Picador wiederholt die Scene, die insofern doch nicht ohne Gefahr für ihn ist, als er beim Sturz seines Pferdes hilflos wie ein gepanzerter Ritter herabsinkt; doch lenken die Mantelspieler flugs den Stier von ihm ab.

Dieser blutet immer mehr infolge der Lanzenstiche der Picadores und trabt zorniger, schnaufend, brüllend durch die Arena, rächt sich jedoch manchmal noch an den schon von ihm niedergestreckten Pferden mit einem Hornstoß. Ein neues Trompetengeschmetter ruft nun die Banderilleros auf die Scene. Einer nach dem andern erscheint je mit zwei der kleinen Harpunen in den Händen und sucht diese dem fort und fort gehetzten Stier mit einem kecken Wurf von vorn her auf den Nacken zu werfen, wo sie mit ihren Widerhaken sitzen bleiben und mit ihrer bunten Papierhülle wie Federbüschel sich ausnehmen. Der Stier trägt zuletzt ihrer sechs, acht, und sein Körper ist mit breiten Blutstreifen und großen Flecken davon bedeckt.

Abermals ein Signal und nun kommt das Hauptstück, die Schlußscene eines der Espadas. Er verbeugt sich in der Arena vor der Präsidentenloge, und mit dem blanken Stoßdegen in der Rechten, mit dem rotgelben Tuch in der Linken, sucht er dann den Stier. Er neckt ihn und spielt ruhig graziös mit ihm, bis er den rechten Moment erkennt, ihm den Stahl in den Nacken zu stoßen. Je glücklicher, desto mehr bejauchzt man ihn; je ungeschickter, desto mehr verhöhnen ihn die Galerien, pfeifen sie ihn aus, schimpfen ihn, und werfen ihm in der Aufregung alles mögliche gegen den Kopf: Orangen, Äpfel, Hüte selbst und Schirme. Es ist eine bestimmte Stelle, wo der Stahl sich in den Nacken des Tieres bohren muß, um schnell dessen Tod herbeizuführen. Oftmals sieht man es aber auch mit dem Schwert im Nacken noch längere Zeit den Toreros sich stellen, und der Espada muß den Stahl ihm wieder herausziehen und von neuem danach hineinstoßen. Endlich sieht man den Gestochenen leise wanken, sich auf die Vorderkniee niederlassen, sich zur Seite legen und zum Sterben strecken. Dann giebt ihm einer wohl noch den Gnadenstoß mit einem Dolch. Ich sah einmal etwas Rührendes, als einer der Stiere sich den Platz zum Sterben neben einem der Pferde auswählte, das er einige Minuten zuvor mit seinen Hörnern und in der Vollkraft seines eigenen Lebens getötet hatte. Nun waren sie beide Opfer eines

Sonntagsvergnügens des Volkes von Madrid. Die Musik spielt lustig auf, die Knechte kommen mit je einem Dreigespann von Maultieren in die Arena und schleifen mittels derselben erst die toten Rosse, dann den toten Stier im Trabe auf dem Sande hinaus. Die Blutlachen werden wieder verfegt, wie nach einer Hinrichtung, der eine andere auf derselben Stelle folgen soll — ein Trompetenstoß, und das Schauspiel beginnt von neuem, ein anderer Stier erscheint, ein neues Opfertier.

Nach den großen Saisons für diese blutigen Arenaspiele im Frühjahr und Herbst folgen ihnen meist ähnliche harmloserer Art mit jungen Stieren, deren Hörner mit Holzkugeln versehen werden und daher keine schweren Wunden verursachen können. Auch werden sie nur von angehenden Toreros im Verein mit der kreischenden Jugend im Cirkus müde gehetzt, nicht von Espadas getötet. Dagegen versuchen sich öfter die Toreras, rohe Weiber, nicht in jungen Jahren mehr und in dem Aufputz der männlichen Matadores, mit dem Degen gegen diese Novillas, die jungen Stiere, und haben unter sich nicht minder ihre Arena-Berühmtheiten, die, ehrgeizig nach dem Beifall des Publikums, den immerhin noch gefährlichen Kampf siegreich zu bestehen suchen.

Die Theater und das geistige Leben.

Nirgends steht das Theater in einem so innigen Zusammenhange mit dem Gesellschafts- und Familienleben, wie in Spanien. Weder in Frankreich, noch in Italien, viel weniger in Deutschland ist dies so sehr der Fall. In Spanien ist es nicht nur eine Stätte des Vergnügens, sondern es ist ein Bedürfnis des öffentlichen Lebens. Wenn Schiller es als eine moralische Anstalt betrachtete, so muß man ihm in Spanien entschieden diese Eigenschaft nachrühmen. Es ist da wahrhaft national. Nachdem das Volk im Sonnenschein seines klaren blauen Himmels bis zur Pracht der in goldener Lichtfülle sterbenden Abendröte seine immer rege Phantasie spazieren geführt, sucht es für dieselbe begehrlich neue Nahrung und befriedigende Genüsse. Der Sinn für Kunst, Musik, Poesie ist ihm angeboren; jeder Mensch, jedes Kind, kann man sagen, weiß Verse der nationalen Dichter und der populären Theaterstücke zu sprechen

und bringt sie gern im Gespräche an. So ergötzt sich denn auch im Theater Hoch wie Niedrig mit diesem Sinn für das Künstlerische, der hier für die wirkende Kraft der allgemeinen Volksbildung zu nehmen ist. Mit ihm setzt der Spanier, der sich ja auf der besten der Welten als das bevorzugteste aller Geschöpfe nur zum sorgenlosen Genuß des Lebens bestimmt dünkt, Leib und Seele in die glücklichste Harmonie.

Jede einigermaßen bevölkerte Stadt im Vaterlande der Calderon und Lope de Vega hat denn auch, wie ihre Stierkampf-Arena, so ihr stehendes Theater und dasselbe ist des Abends, auch wenn seine Vorstellungen künstlerisch viel zu wünschen übrig lassen, regelmäßig der Vereinigungspunkt der Gesellschaft. Weder Reich noch Arm, noch der Beruf spielen dabei solche Unterschiede und Abgrenzungen hinein, wie bei uns. Es giebt eine Menge Hausstände, in denen das Mittagessen nur dürftig und manchmal gar nicht auf den Tisch gesetzt werden kann, deren weibliche Mitglieder indessen in aller Pracht und Herrlichkeit der Toilette stets in ihrer gemieteten Loge zu sehen sind. Dies gehört für sie einmal mehr zum Leben als das Essen. Eine Donna, die darauf Verzicht leisten müßte, wäre unglücklich. Andererseits der Handwerker, der einen Duro, einen Fünfpesetenthaler, für seine Arbeit eingenommen hat — er glaubt angesichts desselben den Musen

die Hälfte davon schuldig zu sein und geht mit seiner Frau ins Theater. Wesentlich ist es denn auch ein Familienpublikum, das dort zusammenkommt. Der Spanier der Mittelstände ist gewöhnlich ein guter Hausvater, wie seine Frau eine brave Gattin und eine treffliche Mutter ihrer Kinder. Sie machen beide gern Feiertag und genießen dann einträchtig zusammen, was das Leben an Vergnügungen bietet. Und kann es die ganze Familie nicht, so führt die Mutter wenigstens ihre erwachsenen Töchter dahin, die doch, weil sie noch keinen Mann gefunden, das größte Anrecht darauf haben.

Madrid, in welchem ja durch den königlichen Hof und durch den Aufenthalt einer Menge aristokratischer und reicher Familien das Luxusleben nach Pariser Geschmack die größte Entfaltung erhalten hat, in dem vornehme und miserable Müßiggänger, viele gut bezahlte Beamte und Offiziere mit noch mehr stellenlosen und pensionierten sich bewegen, Madrid bietet natürlich auch in Bezug auf Theater das Meiste und das Beste in spanischer Auffassung. Ja es nimmt das Recht in Anspruch, sich als den ersten Theaterplatz der Welt zu rühmen, zumal durch die künstlerische Überlegenheit seiner Oper, wo immer die besten Sänger und Sängerinnen zu finden seien und wo ihre Anerkennung durch Publikum wie Presse viel mehr bedeute, als in Mailand oder Paris, Wien oder Berlin.

Die Anzahl der Theater in Madrid spricht zunächst genugsam für ihre sociale Bedeutung. Es giebt ständig deren zwölf, und sie vermehren sich in der großen Saison noch durch verschiedene Unternehmungen verwandter Art. Mit wenigen Ausnahmen wird in ihnen allen an jedem Abend gespielt und an Sonn- und Feiertagen in den meisten auch schon nachmittags. Alle sind sie immer gut besucht von ihrem Publikum, dessen verschiedenem Geschmack sie Rechnung tragen, und die Mehrzahl stellt ihm die Menge von Plätzen großer Theater zur Verfügung. Das königliche Opernhaus faßt 2000 Personen, Teatro espagnol 1200, Comedia 800, Zarzuela 1100, Circo 1800, Apolo, Madrid, Martin, Eslava, Lara, Variedades, Alfonso, wie die anderen heißen, haben durchweg über tausend Plätze. Man kann also rechnen, daß jeden Abend zehn- bis zwölftausend Menschen in den Theatern von Madrid sind, und das ist bei einer Bevölkerung von fünfhunderttausend ein großer Bruchteil: zwei Prozent. Diese fallen noch schwerer ins Gewicht, wenn man bedenkt, daß vier Fünftel und noch mehr der Einwohnerschaft ihre liebe Not um das tägliche Brot haben. Sodann sind die besseren Plätze überall nicht billig, nach unseren deutschen Begriffen sogar sehr teuer, mehr noch wie in Paris. Ein Parkettsitz im königlichen Theater kostet fünfzehn Peseten, in den anderen acht, sechs, fünf. Dagegen sind freilich die Abonnements, auch

der Logen, vorteilhaft gestellt, und wer sein Billet den Tag über im Bureau des Theaters kauft, erhält es um einen billigeren Preis wie an der Abendkasse, einen Sperrsitz in der Oper z. B. für dreizehn Peseten statt fünfzehn. Bei allen Theatern besteht die Einrichtung, daß der Zutritt in ihre Innenräume vorweg ein eigenes kleines Eintrittsgeld, von einem Frank oder einem halben, bedingt und der bestimmte Platz im Zuschauerraum erst dazu erworben werden kann. Wer sich damit begnügt, nur die Entrada zu haben, kann zwar von oben bis unten durch das ganze Theater bummeln, aber er ist nirgends seßhaft. Gleichwohl giebt es Stammgäste der verschiedenen Theater, die sich alle Abende sehr wohl dabei fühlen, nur das Recht bezahlt zu haben, ihre Bekannten während der Zwischenakte in den Logen zu besuchen und während der Vorstellung in irgend einer stillen Ecke des Parketts zu stehen, um zu hören und zu sehen, so gut es angeht. Jedes Billet, um auch dies noch zu erwähnen, wird mit einer Stempelmarke für zehn Centimos versehen, eine Steuer, welche sehr einträglich für den Staat oder die Stadt Madrid ist, die ja alle beide herzhaft besteuern müssen, was nur möglich.

Die „espectaculos“ beginnen zu einer Zeit, in der sie bei uns gewöhnlich schon aufhören. Vor halb neun Uhr fangen sie nirgends an, vor Mitternacht sind sie niemals zu Ende. Durchweg sind

die inneren Einrichtungen der Theatergebäude geschmackvoll, wenn nicht reich, und mit allen möglichen Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten für das Publikum versehen. Man möchte meinen, sie wären alle neuester Vorschrift und Anordnung, wie solche infolge der großen Theaterbrand-Pest überall erlassen worden sind. Die Zugänge gewähren Raum auch bei Andrang, die Treppen sind breit und zweckentsprechend angelegt, die Korridore sind behagliche Foyers, die mit kleinen und größeren Salons, mit dem Kaffee- und Restaurationslokal in Verbindung stehen und wo während der langen Zwischenakte die Herren promenieren, plaudern, die Abendzeitungen lesen, Geschäfte besprechen und Cigarritos, oder wie man sie in Madrid nennt: Petillos rauchen. Denn bekanntlich raucht der Spanier überall, und nirgends wird es anstößig befunden. In keinem Theater auch ist es etwa aus Rücksichten der Feuergefährlichkeit verboten. Man sieht die Schauspieler und Statisten, während sie hinter der Scene sind, innerhalb der Coulissen ihren Petillo dampfen, und ist der Zwischenakt zu Ende, so fliegen die glimmenden Reste von Cigarren und Cigaretten auf den Boden der Foyerräume, ohne daß die Logenschließer eine Sorge deswegen bezeigen. Sie rauchen eben auch.

Das Parkett ist durch einen Mittelgang geteilt, und die Plätze sind hier, wie auf den Rängen, bis oben auf dem paradaiso, wie der offizielle Name

des letzten Ranges wirklich ist, sehr bequem. Überall kann man gut sitzen und auf die Bühne schauen. Und überall ist eine helle Erleuchtung, auf den Treppen, in den Foyers und besonders im Zuschauerraum, der mit seinen offenen Logen von unten bis oben, abgeteilten Balkonen ähnlich, einen äußerst gefälligen, ja in den ersten Theatern einen entzückenden Anblick bei gefülltem Hause gewährt. Da sieht man in weiten Halbkreisen übereinander den Flor der Madrilennen, vielfach, zumal im Hoftheater, in der beliebten Festtoilette mit kaum mehr um ihre leuchtenden, runden Büsten, als ein Korsett bedeutet. Es blitzt von Geschmeide und Diamanten an ihrer Brust, an ihren Ohren, auf ihrem rabenschwarzen Haar, und noch fascinierender aus den Sternen ihrer großen, dunklen Augen. Es wogen darüber ihre bunten Fächer auf und nieder. Unten sind die Herren in Frack und weißer Krawatte und ebenso im Hintergrund der Logen, die zugleich Empfangsalons für die Freunde bilden. Überallhin kann der Blick schweifen, ohne auf dunkle Winkel und störende Ecken zu stoßen; jeder im Saale kann jeden sehen in der Fülle von Licht, welches den Kron- und Armleuchtern ringsum entströmt. Dabei wundert es niemanden, daß der und jener seinen Hund mitgebracht, oder die Nachbarin ihre Hauskatze auf dem Schoße hält, oder ein Säugling einmal nach der Mama schreit. Das erste Mal, als ich diesen natür-

lichen Ton an so geweihter Kunststätte vernahm, wollte ich meinen Ohren und dann meinen Augen nicht trauen. Es war im Zarzuelatheater und man gab das Ballet „Excelsior“. Auch die Königin war anwesend. Plötzlich meckerte es leise gerade unter mir auf dem ersten Range. Als ich über die Brüstung hinweg dahin sah, erblickte ich in einer Loge eine sehr junge elegante Dame, die neben sich eine hübsche Zofe sitzen hatte, und diese Zofe hielt ein in feine Kissen gebettetes Kindchen auf ihren Armen. Die junge Mutter ließ sich zur Beruhigung des Kleinen denselben hinüberreichen, öffnete unmerklich ihr dunkelseidenes Kleid und legte sich ihr Jüngstes und wahrscheinlich Erstgeborenes an die Brust. Ein liebreizendes Bild! Das wiederholte sich im Laufe des Abends noch öfter, und danach schlief das Kindchen allemal auf dem Schoße der Zofe in unschuldsvoller Seligkeit. Der für mich so interessante wie für das spanische Theaterleben so charakteristische Vorgang fiel niemandem auf, und später, nachdem ich öfter Mütter gesehen, die sich nicht genierten, im Theater oder auch auf einer Bank an den Promenaden, oder auf einem Sitz vor ihren Hausthüren ihr Kind an die Brust zu nehmen, hätte ich mich auch nicht mehr darüber verwundert. Ist es doch, nebenbei bemerkt, Mode der jungen Frauen in Paris geworden, für ihr Jüngstes nur noch eine „trockene Amme“ zu halten und damit zu kokettieren, daß sie es selber nähren.

Ist der Aufenthalt in einem spanischen Theater so angenehm als möglich, so tragen auch die Vorstellungen, was wenigstens Madrid angeht, das ihrige vollauf dazu bei. Die altberühmte Oper entspricht den höchsten Erwartungen, und wenn Masini als ihr Heldentenor derzeit der erste der Welt genannt wird, so wird man dem nicht widersprechen. Das Ballet mag in Paris und Berlin, in Neapel und Warschau glänzender ausgestattet sein; aber was die Leistungen in den Pantomimen und die Massenbewegungen des Corps betrifft, so kann man so Anmutiges anderswo schwerlich sehen. Im Schauspiel herrscht über der eingeführten modern französischen doch noch die spanische Dramatik, die alte sowohl wie die moderne, welch letztere ihren schönen und geistvollen Vorbildern glücklich nachzueifern strebt. Nächst dem verstorbenen Garcias Gutierrez ist der erste unter den modernen Dramatikern unstreitig José Echegaray, der beliebte Verfasser des viel gerühmten Stücks „El gran Galeoto“, dem neuerdings mit nicht geringerem Erfolg im Teatro Espagnol „La pesta de Otranto“ gefolgt ist. An vortrefflichen Darstellern ist kein Mangel; der Spanier hat das Zeug dazu, beredten Mienenausdruck, Leichtigkeit der Auffassung, scharfe Charakteristik und eine Sprache, die in aller poetischer Schönheit wirken zu lassen sein Ehrgeiz ist. Für einen Fremden ist es Hochgenuß, diese Sprache von der Bühne herab, jede

Silbe deutlich und klar, das Ohr umschmeicheln zu hören, und das Publikum folgt der Deklamation wie dem Gang der Handlung auch mit einer Teilnahme, die beweist, wie das Theater hier als moralische Anstalt die Volksbildung befördert und pflegt, den Mangel der Kenntnis des Lesens bei so manchem ersetzt. Kein Gedenktag der nationalen Dichter, der Lope de Vega, der Calderon, der Moreto, der Tirso de Molina, d'Alarcon, Rojas, wiederholt sich, ohne daß die Meisterwerke von ihnen zur Feier ihres Andenkens aufgeführt werden. Und ebenso eifrig werden die lebenden Autoren geehrt und öffentlich ausgezeichnet, die darstellenden Künstler eingeladen und ihnen Aufmerksamkeiten in der Gesellschaft bezeigt.

Besonders beliebt sind die Zarzuelas, wofür es in Madrid auch ein besonderes Theater dieses Namens giebt. Die Zarzuela ist ein Zwischending des Lust- und Singspiels, der Operette und der Posse, halb Poesie, halb Prosa, Worte und Gesang, ernste und heitere Handlung. Außerordentlich populär sind die politische Komödie, die Satire, die Einakter, welche lokale oder öffentliche Angelegenheiten witzig, auch in Stegreif-Gesprächen, auf die Scene bringen. In bestimmten Theatern führt man drei, vier solcher Stücke an einem Abend auf und verkauft zu jedem besonders die Eintrittskarten. Die Zeit des Anfangs jeder dieser Vorstellungen ist auf

dem Anschlagzettel genau angegeben, und es finden sich zu jeder allemal neue Zuschauer ein. Um elf Uhr, halb zwölf besucht man solch ein Theater noch, um das letzte Stück anzusehen.

Bei der südlichen Lebhaftigkeit des Volks nehmen natürlich alle seine Äußerungen, von Beifall wie von Unzufriedenheit, stets einen ungestümen Ausdruck an. Ertönt von der Bühne her bei der Aufführung einer beliebten Zarzuela ein populäres Lied, so ist im Augenblick das Publikum hingerissen davon und stimmt im Chor womöglich mit ein. Dauert ihm andererseits ein Zwischenakt zu lange, so beginnen die Herren in einem regelrechten Dreitakt mit Aufstoßen ihrer Stöcke eine dröhnende Musik zu machen. Ein Künstler, der sich den Beifall erringt, wird stürmisch und immer wiederholt damit unter Händeklatschen und Zurufen ausgezeichnet. Aber wehe auch dem, der sich Mißfallen zuzieht. Mit einer Rücksichtslosigkeit ohnegleichen wird das Urteil an ihm vollstreckt. Bei einer Galaoper während der Anwesenheit des deutschen Kronprinzen in Madrid — man führte nach langer Zeit einmal wieder Meyerbeers „Hugenotten" auf — ließ die sichtlich aufgeregte Primadonna einen falschen Ton hören. Sofort ging durch das Parkett ein feines Gezisch, das sie erbleichen machte. Das Publikum war an diesem Abend besonders streng; nicht nur, weil der Ehrgeiz in ihm lebhaft war, dem fremden Fürsten zu beweisen, daß in Madrid, wie man

dort felsenfest überzeugt ist, in der Oper Unübertreffliches geleistet wird; sondern die Preise der Plätze waren auch um das Doppelte erhöht und ein Sperrsitz kostete fünfundzwanzig Pesetas. Das machte äußerst anspruchsvoll. Die unglückliche Primadonna mußte es erfahren. Als sie wieder in Scene trat, mit verweinten Augen, zitternd vor Angst, und sie abermals mit dem Orchester in eine kleine Mißstimmung geriet, hielt die Anwesenheit des ganzen Hofes und seines hohen Gastes das kritische Publikum nicht ab, durch heftiges Zischen die Sängerin zu verurteilen. Sie war wie vernichtet, wankte hinter die Coulissen und statt ihrer trat im nächsten Akt eine andere Sängerin zur Genugthuung des Publikums auf.

Beneidenswerter war der Komponist San Franco de Sena, der im Apolotheater die melodramatische Bearbeitung eines Moretoschen Stückes mit vielem Beifall zur Aufführung brachte. Das Volk, sobald es durch einen Dichter, einen Künstler, von der Bühne herab enthusiasmiert ist, dankt ihm gern dafür durch eine öffentliche Festkundgebung, wie Serenade oder Fackelzug. Den Komponisten Franco de Seno belohnte man diesmal aber durch eine corona d'oro, einen goldenen Lorbeerkranz. Solche Auszeichnung, einer Nationalbelohnung ehemals entsprechend, erweisen die Spanier gern ihren beliebten Dichtern und Künstlern und dieselbe hat auch eine recht gewichtige materielle Bedeutung. Denn für eine vorgeschlagene co-

rona d'oro wird die Liste zur Einzeichnung von Geldbeiträgen dazu ausgelegt und da ist es gewöhnlich, daß hohe Summen zusammenkommen, zehn, zwanzig, ja vierzig, fünfzigtausend Pesetas. Es ist also ein ganzes Vermögen, was mit der öffentlichen Auszeichnung dem Geehrten in der kunstvollen Form eines mehr oder minder großen Kranzes von massiv goldenen und emaillierten Blättern und Blüten in kostbarem Sammetgehäuse feierlich überreicht wird. Die corona d'oro für San Franco war vier Wochen nach der Anregung dazu, die seine Verehrer gegeben, fertig und mochte ihre fünfzehntausend Franken wert sein. Das sind spanische Honorare, die sich Dichter und Künstler anderer Völker auch gern gefallen ließen.

Welche Volkstümlichkeit die nationalen Dramen der Spanier auch noch heute besitzen, davon zeugen unter andern die in der Woche vor Allerseelen auf den meisten Theatern des Landes stattfindenden Aufführungen „Don Juans". Der zur Hölle fahrende Wüstling von Sevilla ist ja für die Spanier etwa, was Faust für uns Deutsche. Ihnen ist er eine echt nationale Männlichkeit, die der Macht der Liebe bis zur Lasterhaftigkeit und zum Verbrechen verfallen ist, ohne daß darum sein berückender Reiz für das Weib beeinträchtigt würde. Im Gegenteil. Tirso de Molina brachte 1620 diese halb geschichtliche, halb sagenhafte Person zuerst als Helden eines Dramas auf

die Bühne von Madrid und ihm nachgedichtet hat José Zorilla, ein gefeierter Dichter der Gegenwart, und nicht mit dem socialistischen Agitator Ruiz Zorilla zu verwechseln, vor vierzig Jahren den soviel verlockenden Stoff, dem unser Mozart die tiefe musikalische Beseelung gegeben. Aber in Spanien ist es nur Zorillas, in herrlichen gereimten Versen umgedichtetes phantastisches Drama, das zum theatralischen Allerseelenfest alles Volk herbeilockt. In Madrid spielen Abend um Abend während der zweiten Hälfte des Oktober mindestens acht Theater seinen „Don Juan Tenorio", wäre es auch nur in Bruchstücken, und die schönen Stellen daraus, die Liebeserklärungen, sind in aller Munde.

Bei der Rolle, welche der katholische Kultus im spanischen Volke spielt, bildet derselbe vielfach eine beliebte Gelegenheit zu künstlerischen oder Schaugenüssen, zumal für die Armen. Früher wurden ja eigene heilige Komödien, autos sacramentales geheißen, aufgeführt, in denen die biblischen Geschichten oft recht drastisch behandelt waren. Sie sind abgeschafft worden. Aber die Kirchen sind ja voller Bilderschmuck, das Hochamt bietet Musik und Gesang; das Dämmerlicht in den Kathedralen, das Brennen der Kerzen und Lampen darin, der Weihrauch, die Statuen der Altäre, die tausenderlei Auszierden in Gold, Silber, Marmor, kostbarem Gestein und Holzschnitz, geben der Phantasie uner-

schöpfliche Anregungen und Beschäftigungen. Man führt in ihnen Konzerte in aller Form an den vielen Festtagen auf und oft werden berühmte Künstler dafür berufen, große Musikwerke mit ganzem Orchester gespielt. In Sevillas Kathedrale finden sogar nach altem und privilegiertem Brauch Menuettes und Contretänze von einem besonderen Knabenchor in altspanischer Pagentracht unter Streichmusik statt. So darf man auch diesen Faktor des geistigen Lebens hinter den Pyrenäen nicht übersehen.

Eine besondere Bedeutung dafür nehmen, außer den gelehrten Gesellschaften par excellence, wie z. B. der geographischen in Madrid, die Ateneos in Anspruch, litterarische und kunstsinnige Gesellschaften, die ziemlich in allen Städten des Landes die Gebildeteren und Geweckteren unter der Einwohnerschaft umfassen. Die Blumen-Preisspiele (juegos florales, in Bayonne jeux floraux) sind in Katalonien als Feste zu Ehren der dort gepflegten und allgemein gebrauchten provenzalischen Sprache und Poesie im Stil der Liebeshöfe aus der Troubadourzeit förmlich von nationaler Bedeutung. Alljährlich im Mai wird das größte dieser Feste in Barcelona unter der lebhaftesten Anteilnahme der Stadt, ja der ganzen katalonischen Provinz, und des provenzalischen Südfrankreich dazu, gehalten. Zur Preisbewerbung werden teils von der konservativen Gesellschaft der Felibras, teils von der freisinnigen der Cigale alle Dichter

vorher aufgefordert, ihre Lieder zur Verherrlichung der Liebe, der Treue und des Vaterlandes dem Schiedsgericht einzusenden. Am Festtage werden nach einem Konzert vor der feinsten Gesellschaft, vor ein paar hundert geschmückten Damen, die Namen der Sieger verkündet. Das Publikum ist in heller poetischer Begeisterung. Den ersten Preis, eine frische Rose, erhält der Dichter mit dem besten Gedicht auf die Liebe, und diese Rose überreicht er einer der Schönen, welche da versammelt sind und die er damit zur Königin des Festes erwählt. Sie verteilt, auf einem Thron sitzend, die anderen Preise, die in künstlichen Blumen aus Gold und Silber bestehen. Ein Bankett schließt den hochbewegten Tag.

Ähnliche poetische Preisspiele zu Ehren von nationalen Dichtern, oder der Liebe, die in Spanien als des Lebens schönster Inhalt angesehen wird, deren Rechte und Pflichten überall in unbedingter Anerkennung stehen, werden gelegentlich in allen größeren Städten, besonders in Andalusien gehalten, wo ja ein ungemein poetisch empfindendes und gern auch so sich äußerndes Volk seit der arabischen Herrschaft vorhanden ist. Keine Feria dort, das ist ein Volksfest, eine Kirmeß, ein Jahrmarkt, die nicht durch Poesie und Gesang moderner Troubadours ihre Veredelung bekäme. In jedem der wohlhabenderen Dörfer jener gesegneten Landstriche wird leicht eine Fantasia, ein Spiel der Burschen und Mädchen mit Liedern

der Liebe aus dem Stegreif, mit Gesang und Tanz, begleitet von Guitarren oder Mandolinengeklimper, zu stande gebracht. In den Ateneos aber, in den litterarischen Akademien von Sevilla, Malaga, Granada, werden wöchentlich ein- oder zweimal öffentliche Vorträge über ein wissenschaftliches oder poetisches Thema gehalten, oder Vorlesungen von Gedichten, alten wie neuesten Zeichens. Preise für die besten Oden, Romanzen oder Satiren irgendwelchen Inhalts, auch politischen, werden von diesen Gesellschaften ausgeschrieben, wie für die katalonischen juegos florales. Diese Feste haben auch dort denselben Namen und werden unter der Mitwirkung der hohen Geistlichen wie Verwaltungsbeamten, der Offiziere, des Adels, der Damenwelt, der ganzen Stadt unter großem Gepränge gefeiert. Die Preise, ebenfalls in goldenen und emaillierten Blumen bestehend, werden von drei der schönsten Mädchen, die auf einer mit Blumen bekränzten Tribüne sitzen, an die Sieger verteilt. Jede ruft den Namen ihres Helden auf und ist er nicht anwesend, so muß sie sein gekröntes Gedicht vorlesen. Rauschender Beifall folgt jeder einzelnen Scene dieses poetischen Festes, und in Musik und Tänzen findet es sein Ende.

Militärische Eindrücke.

Ein spanisches Regiment Soldaten gewährt einen schönen und kriegerischen Anblick. Im allgemeinen ähnelt die Uniformierung der französischen; nur ist sie eleganter und reicher im Ausschmuck. Auch zeigt sich in der Haltung des spanischen Soldaten aus dem seiner Nation angeborenen Sinn für Würde und Gefälligkeit der persönlichen Erscheinung nicht die Nachlässigkeit, die beim französischen oft so unangenehm auffällt. Zumal in Madrid sieht man prächtige Truppen Kavallerie. Die Infanterie mit ihren roten Hosen und dunkelgrauen Kapotröcken trägt eine eigenartige Mütze, wodurch sich ihre Uniform am meisten von der französischen unterscheidet. Diese Mütze ist aus dunklem Tuch, hinten niedriger als vorn, wo sie mit einem gewölbten Schilde versehen ist, und unten mit einem silberhellen Streifen eingefaßt. Durchweg sind es kleine, bartlose, oft knabenhaft junge Kerle, aber flink und gewandt, die

das Fußvolk bilden, und sie marschieren leicht und flott in einem kurzen, äußerst schnellen Schritt, Gewehr über oder auch unter dem rechten Arm, die Füße im Sommer gewöhnlich nur mit den Sandalen bekleidet, welche auf dem Lande allgemein vom Volke getragen werden. Während unsere Soldaten 112 Schritt in der Minute machen, sind es bei den spanischen deren 125, und bei ihren Jägern waren es früher sogar 136. Große Sorgfalt wird auch den Musikbandas der einzelnen Regimenter zugewandt. Sie sind zahlreich mit vortrefflichen Instrumenten versehen und spielen in lebhaftem Tempo ihre hübschen, melodischen Weisen. Die Offiziere machen einen intelligenten und überwiegend noblen Eindruck; man findet viele große und schöne Gestalten unter ihnen, und allgemein ist außer Dienst bei ihnen die Sitte, wie überhaupt bei allen höheren spanischen Beamten, wenn sie sich in ihrer Uniform zeigen, einen feinen Spazierstock zu tragen. Gern gehen sie auch in Civilkleidung während ihrer freien Zeit.

Auf dem Papier soll die Friedensstärke der spanischen Armee 160 000 Mann betragen; aber in Wirklichkeit sind kaum hunderttausend, auch die auf Cuba und den anderen Kolonien mit eingerechnet, unter der Fahne. Die Infanterie zählt sechzig kleine Regimenter und zwanzig Jägerbataillone, alle mit Remingtongewehren bewaffnet; die Kavallerie 24 Re-

gimenter, teils Ulanen mit Lanzen, teils Husaren und auch Chasseurs mit Karabiner außer dem Säbel; die Feldartillerie fünf Regimenter und drei Gebirgskolonnen, Bespannung mit Mauleseln, die Geschütze nach Kruppschem System. Außerdem giebt es ein tüchtiges Ingenieurcorps und für die persönliche Wache des Königs eine glänzend kürassierartig gekleidete Nobelgarde zu Pferde, die ihn zu allen offiziellen Festlichkeiten begleitet, und die Schloßgarde der altgedienten Hatschiere (Alaborderos) in ihren malerischen Uniformen, wie sie seit hundert Jahren unverändert geblieben sind. In dieser Beziehung ähneln sie dem martialisch aussehenden Corps der Guardias civiles, die sowohl zu Fuß wie zu Pferde in großer Zahl existieren und, wiewohl über das ganze Land für den Sicherheitsdienst verbreitet, doch dem Verbande der Armee angehören. Hinsichtlich der äußeren Schloßbewachung in Madrid mag als eine Eigentümlichkeit erwähnt sein, daß auch Kavallerieposten dazu gestellt sind, die je zu zwei Mann auf ihren Pferden unbeweglich in einem großen Schilderhaus auf dem Platze davor halten.

Seit einigen Jahren wird eifrig an Reformen im ganzen Heerwesen gearbeitet und jeder der Kriegsminister, die neuerdings berufen wurden, hat darauf seine Sorge gerichtet. Martinez Campos, der noch am längsten von ihnen in diesem Amt war, griff auch am schneidigsten ein und in manchem so sehr, daß

er sich auch im Heere selbst verhaßt machte. Unter ihm wurde die aktive Dienstzeit bei der Infanterie auf drei Jahre beschränkt, gegen deren zehn vorher; dafür kam jetzt noch eine erste vierjährige Reservepflicht und eine zweite fünfjährige. Genau wird es aber mit dem Gesetz insofern nicht genommen, als die volle Dienstzeit vieler wegen der zu sparenden Kosten gar nicht erheischt wird. Wenn auch jeder Spanier, der brauchbar ist, seiner Wehrpflicht genügen soll, so kann er sich doch vom aktiven Dienst mit einer Summe von 2000 Pesetas loskaufen. Durchstechereien sind überdem, wie einst, gang und gäbe; desto rücksichtsloser wird dafür der arme Bauernbursch zur Einstellung herangezogen, besonders in den katalonischen und baskischen Provinzen; nicht nur, weil dieselben den kräftigsten und zähesten Menschenschlag des Landes für den Heeresdienst liefern, sondern auch, weil es da ein unruhiges, teils carlistisch, teils republikanisch und für seine fueros, seine alten Provinzrechte, begeistertes Volk giebt, das man aus politischen Gründen soviel als möglich unter die Disciplin in Reih und Glied bringt.

Die Armee in Spanien hat es nur zu oft schon bethätigt, daß sie für den Ehrgeiz von Generalen, die eine politische Rolle spielen wollen, oder der revolutionslustigen Parteiführer, oder für die militärischen Unzufriedenheiten im unteren Offizierstande, sich zum Mittel staatlicher Umwälzung benutzen ließ. Die

Pronunciamentos waren bei ihr wie zu einer berechtigten Eigentümlichkeit geworden. In der That ist man in Spanien nirgends mehr für die politischen Aufregungen so empfänglich wie innerhalb der Armee; in ihr treibt man die Politik mit Leidenschaft und weil man schon oft in der Lage war, dieselbe zu bestimmen. Die Generale wollen mehr sein als militärische Oberbefehlshaber, und die niederen Offiziere, deren es in Überzahl giebt, sind zu Umtrieben und Verschwörungen für einen Umsturz der bestehenden Ordnung leicht geneigt, weil sie davon eine Beförderung im Rang, besonders als erfolgreiche Rädelsführer, erhoffen. In seiner stets arbeitenden Phantasie schweben dem ehrgeizigen Spanier die höchsten Stellungen als erreichbare Ziele vor, wenn nicht auf geradem Wege, so durch ein Aufschnellen mittels der Revolution. Der Deputierte will Minister oder doch Gobernador werden, der Offizier General. Und am gefährlichsten in der Armee ist der junge Sergeant und der Alferez, die auf den Vorstufen zum Offizierstand sich befinden und da der Versuchung gern die Hand reichen, durch eine kühne politische That, weil zu einer militärischen die Gelegenheit fehlt, sich die Epauletten zu erringen. Sie sind die waghalsigsten Verschwörer und bearbeiten ihre Mannschaft insgeheim, wenn sie selbst für eine Schilderhebung gewonnen worden sind.

Diesen verderblichen Geist aus dem Militär-

stande ausrotten zu können, ist noch lange nicht zu erwarten, wiewohl bei den gemeinen Soldaten die große Empfänglichkeit für Pronunciamentos und Rebellionen merklich geschwächt worden ist, seitdem sie statt der zehnjährigen ununterbrochenen Dienstzeit nur noch eine kaum dreijährige zu leisten haben. Für so kurze Frist lohnt es sich nicht, ehrgeizige Träume zu hegen, bei denen der Kopf aufs Spiel gesetzt wird. Die mißglückten Soldatenrevolten von 1883 in Badajoz und noch anderwärts haben dies schon bewiesen, und die Strenge, mit der die Kriegsgerichte die Rädelsführer derselben bestraften, hat auch einen heilsamen Schrecken bei den Sergeanten hervorgebracht, deren vier standrechtlich erschossen wurden. Dergleichen war man sonst nicht so gewärtig; gewöhnlich gab man den Schuldigen solch mißglückter Putsche oder Verschwörungen bald Pardon, um in der Armee kein böses Blut gegen die Regierung aufzuregen. Auch wurden diese vier erschossenen Sergeanten allgemein vom Volke in der gemütlichen Auffassung, die es sich von solchen Militärverschwörungen angewöhnt hat, sehr bedauert. Ihre Bildnisse wurden öffentlich verkauft. Die Regierung suchte die darüber aufgekommene gereizte Stimmung denn auch bei erster passender Gelegenheit dadurch wieder zu versöhnen, daß sie den geächteten oder zu Gefängnis verurteilten Mitschuldigen an jenen revolutionären Ereignissen Gnade erwies.

Aber desto strenger haben die Generalkapitäne sich die Überwachung der Kasernen gegen Einschleppung revolutionärer Schriften und gegen geheime Umtriebe der Sergeanten und der Mannschaften zur Aufgabe gemacht. Die Visitationen ihrer Wohn- und Schlafräume werden unvermutet auch nachts durch höhere Offiziere vorgenommen, und es ist unmöglich für einen Fremden wie immer, in ein Kasernement anders einzutreten, als daß er den Zweck seines Besuches dem Wachhabenden durch den Posten melden lasse und dann durch einen Mann bis dahin geführt werde, wo er wünscht, empfangen zu werden. Bei alledem ist freilich den Mannschaften in ihrer freien Zeit oder durch Urlaub nicht verwehrt, sich außerhalb der Kaserne nach Belieben auch an politischen Versammlungen und selbst Demonstrationen zu beteiligen, von welcher Freiheit sie denn auch, wie ich mehrfach bemerken konnte, eifrig Gebrauch machen.

Spanien hat keine Veranlassung gehabt, die Tüchtigkeit seiner jetzigen Armee in großen Schlachten zu zeigen. Es hat sie in dem kleinen Feldzug gegen Marocco und dann im letzten Carlistenkrieg indessen seiner Auffassung nach so glänzend bewiesen, daß es mit allem patriotischen Stolz darüber erfüllt ist. Es vermag gar nicht anders zu denken, als die Welt lasse es aus Furcht vor seiner militärischen Macht in Ruhe und rechne damit bei allen

ihren Händeln. Seine durch die Kriegsthaten neuerer Zeit bekannt gewordenen Generäle, wie Serrano, Concha, Quesada, gelten im Lande für mindestens ebenso verdienstvoll und ruhmwürdig, wie ein Moltke und Blumenthal jenseit der Pyrenäen. Es gereichte daher den Spaniern nur zu einer selbstverständlichen Genugthuung, daß der deutsche Kronprinz sich aufs lobendste über die Tüchtigkeit der spanischen Truppen geäußert hatte, wie sie ihm bei der großen Parade in Madrid und bei dem Manöver vor dessen Thoren vorgeführt wurden.

Dies Manöver, bei dem nur ein paar Regimenter Infanterie, Kavallerie und Gebirgsartillerie mitwirkten und jede Waffe für sich allein eine hübsche Feldübung machte, wurde, wie man erzählte, aus einem das spanische Militär interessant charakterisierenden Grunde in so bescheidener Weise angeordnet. Mehrere Jahre vorher, gelegentlich des Besuches des Sultans von Marocco in Madrid, wurde zu Ehren desselben ein großes Manöver ausgeführt, in dem u. a. auch eine markierte Festung erstürmt werden sollte. Als nun die vom Generalstab bestimmte Truppe gegen die Verschanzungen vorgerückt war und nach dem Scheingefecht die Besatzung sich zurückziehen sollte, war dieselbe über eine solche Zumutung derartig empört, daß sie vielmehr mit aller Kriegswut die Angreifer überfiel und es zu schweren Verwundungen auf beiden Seiten kam. Alle Kom-

mandos halfen dem Gemetzel nicht ab und so blieb nichts anderes übrig, als die Angreifer zum Rückzug zu nötigen und die Besatzung gegen den Plan auf ihren Schanzen zu lassen. Die Eifersucht der einzelnen Regimenter gegeneinander, die überdem zumeist aus Leuten einer und derselben Provinz bestehen, ist so leicht entzündlich, daß dergleichen Manöverspiele, in denen sie Freund und Feind darstellen und als solche gegen einander marschieren sollen, möglichst vermieden werden. Aus diesem Grunde wurde denn auch angeordnet, daß vor dem deutschen Feldherrn die Regimenter nur jedes für sich ihre kriegerischen Exercitien ausführen.

Das Banditentum.

Am Mark des innersten Volkslebens Spaniens zehrt seit zwei Jahrhunderten die Verwirrung der bürgerlichen Verhältnisse, die Rechtlosigkeit der Zustände, der Mangel an öffentlicher Sicherheit und das fanatische, egoistische Parteigetriebe. Dadurch ist in die Sitten des Volkes ein Zug von moralischer Verwilderung gebracht worden, der dem Spanier romantisch vorkommt und mit dem ihm eigenen Nationalstolz noch gepflegt wird.

Am bezeichnendsten drückt sich diese sociale und moralische Verwilderung in dem spanischen Räubertum aus. Es ist dies keineswegs eine vorübergehende oder nur auf einzelne Gebirgsbezirke beschränkte, gelegentlich auftretende Erscheinung, sondern ein so nationales, eingewurzeltes Übel, daß die Behörden noch in neuester Zeit förmliche Schutz- und Trutzverträge mit dem Banditentum abgeschlossen haben, weil es unausrottbar ist und wie ein mächtiger Staat im Staate auftritt.

Der Bandolero, wie der Räuber, zumal in Andalusien, heißt, ist in den Augen des Volkes ein Held, und er wird, hat er sich berüchtigt gemacht, in Liedern besungen. Eine weitverbreitete, in alle Hütten kolportierte Flugblatt- und Broschürenlitteratur verherrlicht seine Thaten; alle Welt liest diese Räubergeschichten, oder läßt sie sich vorlesen, um die erregbare Phantasie damit aufzureizen. Wird der Bandolero gar ein Opfer der Justiz, so empfindet die öffentliche Meinung darin nichts weniger als eine moralische Genugthuung. Im Gegenteil, der „arme Kerl" wird wie eine Art Märtyrer seines gefährlichen Berufes angesehen, gleichwie er selbst von seinem schlimmen Handwerk nicht anders denkt, als daß er vom Schicksal dazu bestimmt gewesen sei, zu rauben, zu brennen und zu morden, und darüber, wenn auch nicht immer auf dem Schaffot, so im Kampfe mit den Gendarmen zu Grunde zu gehen.

Das Banditentum in Spanien ist also ein Stück sociales Leben, in dem die Hirten und die Bauern, verliebte Mädchen und listige Frauen, habgierige Advokaten und Richter, pflichttreue Gendarmen und energische Provinzgouverneure mitspielen. Es ist eine Krankheit am Gesellschaftskörper, die chronisch geworden ist, an die man sich gewöhnt hat, die man nicht heilen konnte und noch lange vielleicht nicht wird heilen können. Sie hat eine Ursache, die ihre Fortwucherung erklärlich macht und die in der schlechten

Regierung des Landes seit zwei Jahrhunderten, in der Zerrüttung der wirtschaftlichen Verhältnisse, in der Abneigung des Spaniers gegen regelrechte Erwerbsarbeit zu suchen ist. Aus der einen oder der anderen dieser Ursachen ist der Bandit in seiner besonderen nationalen Eigentümlichkeit hervorgegangen, der in der Leidenschaft einen Mord begangen, oder der eben nicht anders sich zu ernähren liebt, als mit Schmugglern und Diebsgesellen gemeinsame Sache zu machen.

Gewiß ist das professionsmäßige Räuber- und Gaunertum ein so beschwerliches, unsicheres und undankbares Geschäft, daß man erstaunen muß, wie viele dennoch immer von neuem daran so großes Gefallen finden. Aber es hat seine abenteuerlichen Reize, und der Spanier ist mit seiner Phantasie sehr empfänglich dafür. Zudem ist das Land wirklich verarmt trotz allem Reichtum, den Einzelne besitzen. Ein Nationalwohlstand ist nicht mehr da; hat er sich in einzelnen Provinzen noch erhalten oder wieder eingestellt, so weitaus nicht im Inneren des großen Landes. Die Arbeit bringt wenig für den Taglöhner auf dem Felde oder den Arbeitern in den Städten. Kaum ist einer in der Lage, durch seiner Hände Fleiß sein Los zu verbessern. Was soll er also thun? Er treibt den lieben Müßiggang, und damit kommen die Versuchungen des Lasters. Rauben ist überdem der spanischen Moral nicht so

verwerflich, wenn es nur nicht eine ganz gemeine Art ist, in der es betrieben wird, sondern auf kühne, gefährliche Weise, etwa wie im Krieg durch Erbeuten und Plündern geschieht. Wo Spanier geherrscht haben, lebten sie nur vom Beutemachen: in Mexiko, in Peru, auf Cuba, ja selbst im eigenen Lande, wo sie die Erze ausgruben und die Wälder abschlugen und dann nicht mehr wußten, woher neue Schätze nehmen. Im Beamtentum ist die Neigung, den Staat zu plündern, von Hoch bis Niedrig so verbreitet, daß die Regierung alle mögliche Vorsorge getroffen hat, um wenigstens die öffentlichen Kassen sicher zu stellen. Daher kann man auf der Post keinen Brief frankieren, keine Freimarken kaufen, sowenig wie im Telegraphenamt eine Depesche bezahlen. Einer traut dem anderen wegen Bestechlichkeit nicht, darum werden die Polizisten stets zu zweien auf Posten gestellt. Bei allen Behörden, bei den Gerichten selbst, sind Durchstechereien noch immer häufig, so daß der begüterte Verbrecher oft am Galgen vorbeigeht, während der arme daran gehängt wird.

Das macht Räuber und Räubermoral. Wo die Behörden so viele Sünden begehen, fallen dem Einzelnen die seinigen nicht schwer aufs Gewissen. Soll der Arme es denn für ein Verbrechen ansehen, sich der Konskription durch die Flucht zu entziehen, wenn der Vermögliche sich davon einfach loskaufen kann? Und hat er es gethan, wo anders als im öden Ge-

birg ist er sicher, und wie anders als durch Gemeinschaft mit den Räubern daselbst, die auf Kriegsfuß mit der Gesellschaft leben, kann er dann sein Leben fristen? Oder aus Eifersucht hat er seinen Nebenbuhler erstochen. Er muß sich vor der Kerkerhaft retten, mit der er wegen seiner That bedroht ist. Also wird er Bandolero, Bandit. Sitzt er im Gefängnis, so sieht und empfindet er es an sich selbst, wie die Beamten bei der Kost, der Medizin, der Kleidung für die Sträflinge, Unterschleife begehen. Sie sind also Räuber im Amt, und für wie viel nobler hält sich dagegen ein Räuber, der Tag und Nacht wie ein Wild auf seine Freiheit Bedacht nehmen muß und offen dafür sein Leben einsetzt!

Die Gesetzgebung verhängt die härtesten Strafen über den Räuber, das Zuchthaus und in schweren Fällen den Tod durch Henkershand. Aber die spanische Gerechtigkeit läßt mit sich reden. Die Freunde und Verwandten eines Angeklagten unternehmen es gewiß, die Richter günstig zu bearbeiten, oder sie setzen sich mit dem die Untersuchung führenden Beamten in Verbindung, der das Protokoll dann so abfaßt, daß der Prozeß schon im Anfang niedergeschlagen wird. Auch wird der Leidenschaftlichkeit eines Volksstammes, der aus so verschiedenen Rassenmischungen hervorgegangen ist, bereitwillig von der Justiz Rechnung getragen. Ein Mord aus Zorn, aus Eifersucht, überhaupt im erklärlichen Affekt,

findet nicht allein oft eine vollständige Freisprechung, sondern wird, im Sommer begangen, unter der Wirkung der glühenden Sonne, allemal milder bestraft, wie wenn er in der kühleren Jahreszeit geschah. Außerdem ist ein richtiger Räuberhauptmann, der schon mit den Gefängnissen Bekanntschaft gemacht hat und sein Handwerk gründlich versteht, mit seiner Bande in den hundert Schlupfwinkeln, die ihm zur Verfügung stehen, schwer zu fangen. Es ist immer ein förmlicher Feldzug und eine kleine Schlacht dazu nötig, oder eine Verräterei von seiten seiner Helfershelfer. Diese wird jedoch nicht so leicht gegen einen tapferen Bandolero, der sich durch kühne Thaten gefürchtet gemacht und seinen Spießgesellen gute Beute verschafft, verübt. Er ist ja ein Volksheld, den die Hirten womöglich besingen; der in den Dörfern, wohin er gelegentlich kommt, ein Liebchen und in den Hehlern seine ergebenen Spione hat. Polizei und Gerichte des Bezirkes lassen ihn lieber in Ruhe, wenn er nicht gar zu arg haust, und gehen manchmal sogar einen Pakt mit ihm ein, das gemeine Lumpengesindel, oder die Rateros, Anfänger im Banditengeschäft, aus der Gegend zu verjagen und seine eigenen Heldenthaten anderswo zu verüben, um die Obrigkeit nicht in Verlegenheit zu setzen.

Von solchen Heldenthaten giebt es zahllose Geschichten, und sie sind ganz nach bestimmten Gattungen einzuteilen. Die einen spielen auf brennen-

den Gehöften, einsam in der Landschaft gelegen und die von der Räuberbande unter Kampf erstürmt worden sind. Die anderen handeln von Überfällen der Reisenden, der Postwagen, ja selbst der Eisenbahnzüge. Noch neuerdings kam es in den Pyrenäen und in der Sierra Nevada vor, daß Eisenbahnzüge von solchen Banditenbanden angehalten wurden, indem sie auf die Lokomotivführer mit Revolvern schossen. Die dadurch eingeschüchterten Führer brachten dann den Zug zum Stehen, schon weil zu befürchten war, daß weiterhin die Schienen aufgerissen oder mit Barrikaden versehen seien, die eine Entgleisung verursachen mußten. Dann besetzten die fünfzig oder achtzig Bandoleros, mit ihren Büchsen und Dolchen bewaffnet, die Thüren der Coupés und ersuchten mit spanischer Höflichkeit um gefällige Ablieferung der Brieftaschen, Börsen, Uhren, Ringe, sonstigen Schmucksachen und der Koffer, aus denen sie nahmen, was ihnen gefiel. Nach dieser ungemein schnellen Ausplünderung ließen sie den Zug stehen und verschwanden.

Ihre beliebtesten Stücke sind, gleich denen der sicilianischen und griechischen Banditen, Gefangennahme einzelner Reisender, von denen sie sich eine Auslösung gegen hohe Geldsummen versprechen können. Eine Geschichte ist darüber beinahe wie die andere. Ein Engländer erzählt, daß er im Distrikt Linares eine kurze Reise nach einem der Bergwerke

unternahm, die er mit seinen Brüdern betrieb. Nach einem Ritt von zwei Stunden längs eines schmalen, von dichtem Gebüsch eingehegten Weges traten ihm plötzlich zwei mit Remington-Karabinern bewaffnete Männer entgegen und befahlen ihm, vom Pferde zu steigen. Sein Begleiter, der eine Büchse trug, fand sich von drei anderen in derselben Weise angegriffen. Da Widerstand nutzlos war, stiegen Beide ab. Die Räuber durchsuchten sie nach Waffen und nahmen ihnen ihre Uhren fort, die sie ihnen jedoch später zurückgaben. Dann führten sie die Gefangenen nach einer Schlucht. Man bemerkte dem Engländer artig, daß es sich nur um ein Lösegeld handle. Er fragte nach dem Hauptmann, mit dem er darüber wohl oder übel unterhandeln wolle. Der eine von ihnen bezeichnete sich als solchen und gab ihm sogleich einen schon fertigen Brief zu lesen, in dem ein kolossales Lösegeld verlangt wurde. Erhielten sie es nicht, so würde der Gefangene ermordet werden. Ferner stand darin, wie ihnen die Summe verabfolgt werden müsse. Sie sollte von einem Manne, in Schwarz gekleidet, mit einem weißen Hute, in einem roten Taschentuche in der Hand getragen werden; der Mann sollte auf einem weißen Maulesel reiten, unbewaffnet und allein sein, falls er nicht einen Führer brauche, und ihm war auch der Weg genau vorgeschrieben. Umsonst sagte ihnen der Engländer, daß seine Brüder die geforderte Summe

von 6000 Pfund Sterling, also etwa 120 000 Mark, nicht zahlen könnten und würden. Er mußte den Brief unterzeichnen und sein mitgefangener Werkführer ward dann entlassen, damit er den Brief an seine Adresse besorge. Ihn selbst nahm die Bande mit sich und zog einen Tag und eine Nacht auf einsamen Wegen dahin. In dem Gebirgswinkel, wo die Räuber ihr Lager aufschlugen, blieb der Engländer neun Tage und wurde mit aller Aufmerksamkeit bedient; aber vier der Räuber bewachten ihn fortwährend und nie stellte einer das Gewehr nieder, ohne die Patrone herauszuziehen. Es waren Männer, die, wie sie sich ausdrückten, durch des Geschickes Mächte aus ihrem friedlichen Landleben in die Banditenschaft gerieten. Sie bedauerten sich selber, hatten Frau und Kind daheim, die sie nur selten in Heimlichkeit und Gefahren sehen konnten. Sie politisierten gern, waren entschiedene Gegner der Todesstrafe und hielten mehr zu Don Carlos, als zu der gerade damals bestehenden Republik.

Mittlerweile war der Hauptmann mit einigen Genossen wegen des erwarteten Geldes ein paar Tage fort aus dem Lager gewesen. Als er wiederkehrte, war er sehr vergnügt und beglückwünschte seinen unfreiwilligen Gast, daß er nun wieder frei sei. Die Räuber hatten auch einen Maulesel mitgebracht, den sie ihm zur Rückreise zur Verfügung stellten und gaben ihm sechs Guineen, damit er

unterwegs keine Not leide und weil es nicht anständig für einen Caballero sei, ohne Geld zu reisen. Aufs höflichste entschuldigte sich der Hauptmann, ihn so lange zurückgehalten zu haben und versicherte ihn, daß er zu Hause alles wohl finden werde. Seine Brüder seien brave Leute, die ehrlich und ohne heimtückische Abmachungen mit der Polizei das geforderte Geld geschickt hätten. Dafür gelobten auch die Räuber, daß er fortan sicher in diesen Bergen reisen könne und sie die ersten sein würden, darauf zu achten, daß ihn keine andere Bande behellige, oder gar Straßengesindel bedrohe. Dann drückte man ihm herzlich die Hand, und einer der Briganten gab ihm noch eine Strecke das Geleit.

Solch ein glücklicher Fang kommt indessen nicht oft vor und endet auch nicht immer zum Besten der Räuber. Gewöhnlich schickt man ihnen anstatt des Boten mit dem Lösegeld die Gendarmen mit Pulver und Blei auf den Hals; oder, falls das Geld zur Rettung des Opfers gezahlt worden ist, sucht es ihnen die Regierung, die es den Geschädigten zurückerstatten soll, mit List oder Gewalt wieder abzujagen. Immer sind sie gehetzt, in keinem ihrer Verstecke vor Verrat und Hinterhalt sicher. Von gelegentlich großer Beute bleibt auch nicht viel übrig. Gestohlenes Geld fliegt in die Lüfte, und es muß hier auch unter viel Hände verteilt werden. Gerade die, welche ihr Leben daran zu setzen haben, gewinnen

am wenigsten dabei; der Profit ist für die Spione, die Helfershelfer draußen in den Städten und Dörfern, für die Hehler und für die bestechlichen Richter und Amtsschreiber.

Dieser Meinung war auch Don José, in dessen Weinschank wir einmal bei einer Flasche Manzanilla plauderten. Und José konnte über so etwas reden. Er hatte eine Zeit lang selbst ein Banditenleben geführt, dann ein paar Jahre im Zuchthaus gesessen, und betrieb seit seiner Freilassung an der Landstraße von Cordoba nach dem Kloster der Ermitas in der Sierra Morena eine kleine Venta, wo alle Fuhrleute und Eselstreiber Rast machten. Aus Klugheit hielt er es mit den patrouillierenden Gendarmen und aus alter Freundschaft mit den Bandoleros in den nahen Bergen. Ein Cordobaner, mit dem wir einen Ausflug dahin unternommen, kannte ihn und machte ihn gesprächig, wozu der hagere, verschmitzt schielende Geselle um so mehr bereit war, als er sich bei uns Fremden durch seine Kenntnis der Räuberromantik in Gewicht setzen wollte. Zudem war seit dem Tage zuvor eine große Jagd der Gendarmen auf eine hier sich herumtreibende Bandolerobande im Gange, über deren Ausgang er in heller Aufregung lebte. Er verhehlte dies gar nicht und erzählte von den neuesten Streichen des Hauptmanns Matteo, womit derselbe den Zorn des Generalkapitäns in Cordoba erregt hatte. Dabei gab seine Frau auf einem niedrigen

Stuhl ihrem Säugling die Brust; ein kleiner brauner Bube hörte am Schenktisch zu, und ein zwölfjähriges braunes, schwarzäugiges Mädchen spielte an der offenen Thüre auf einer Guitarre und sang manchmal eine abgerissene Strophe näselnden Tones dazu. Auf dem Tisch im Hintergrunde stand noch der Napf mit dem Rest des Gazpacho, einer Mischung von Gurken, Zwiebeln und Brot mit Essig, Öl und rotem Pfeffer — dem gewöhnlichen Mittagessen des südspanischen Bauern.

„Ja," sagte José, „wenn die Dreispitze nicht wären! Diese Guardias civiles! Ich sage Ihnen, Caballeros, mit denen ist nicht zu spaßen. Das ist die beste Truppe in Spanien! Unbestechliche Männer, die sich vor dem Teufel nicht fürchten und vor denen deshalb die kühnsten Bandoleros Reißaus nehmen. Caramba! Ich bin stolz darauf, mit ihnen auf bestem Fuß zu stehen. Gestern ist eine ganze Brigade ausgezogen, um den Matteo zu fangen, den lieben Kerl. Es kann ihm doch schlecht gehen, ist er auch flink wie ein Fuchs. Per Dios! Sie werden ihn umstellen, sie werden ihn fassen. Ich fürchte für ihn, denn es handelt sich diesmal bei ihm um den Hals. Ach, es ist ein Unglück, Bandolero zu sein; es ist ein Hundeleben! Ja, wenn es sich regelrecht um den Hals handelt, so läßt man es sich noch gefallen!"

Und als wir darüber laut auflachen mußten, machte er große Augen und entgegnete höchst ernst-

haft: „Der Strick kann noch im letzten Augenblicke reißen, Caballeros; es kann alles Mögliche passieren, ehe einer wirklich bis zur Garotte kommt. Da giebt's oft Löcher in der Mauer des Gefängnisses, oder der arme Teufel kann noch auf seinem letzten Gange entwischen, wie es die Gnade des Himmels manchmal so fügt. Ich sage Ihnen daher mit Überzeugung: es ist nicht das Schlimmste, regelrecht fürs Schaffot hergerichtet zu werden."

„Sondern?" fragten wir neugierig.

José legte bedeutsam seinen Finger an die lange dürre Nase. „Sondern," antwortete er wichtig, „den Dreispitzen empfohlen zu sein."

„Wie denn? Was heißt denn das, den Dreispitzen empfohlen zu sein, Don José?"

„Das heißt, eine Kugel anstatt des Strickes erhalten. Nehmen Sie an, daß die Gefängnisse gerade überfüllt sind, oder den Richtern eines tapferen Bandolero nicht zu trauen ist, oder seine gesetzmäßige Hinrichtung das Volk zu einem Aufruhr reizen könnte. Dann giebt der Generalkapitän seinen Guardias einen Wink und damit ist der Gefangene ihnen empfohlen. O, sie wissen schon, wie sie dem Wink zu entsprechen haben! Sie vertreten streng und gewissenhaft das Gesetz und lassen sich auch nicht, wie wir Leute aus dem Volke, durch die legendas patrioticas über einen Räuber, wie beispielsweise den Matteo, das Herz rühren."

„Sondern?“ wiederholten wir lebhafter unsere Frage.

„Sondern,“ entgegnete er geheimnisvoll und schaute auf die sonnige Landstraße hinaus, die menschenleer war, „sondern es ereignet sich, daß der Gefangene beim Transport einen Fluchtversuch wagt, und daß ihn dann ein paar unglückliche Schüsse zu Boden strecken, tot, maustot. Es heißt manchmal auch, wenn der Gefangene schon hinter Schloß und Riegel sitzt, er habe entfliehen wollen und es sei deshalb von den Wächtern, wie es ja Gesetz ist, auf ihn geschossen worden, wobei dann immer unglücklicherweise eine Kugel ins Gehirn fährt. Oder es kommt bei einer ganz friedlich angefangenen Verhandlung der Guardias mit den Banditen im Gebirge zufällig zu einem Streit und dann knallen immer die Gewehre der Soldaten zuerst und die armen Bandoleros beißen sämtlich ins Gras, so daß die Justiz gar nichts mehr mit ihnen zu schaffen hat.“

„Padre!“ rief plötzlich das Mädchen in der Thüre und hörte mit seinem Geklimper auf. „Die Guardias!“

Im Nu stürzte José hinaus, Frau und Sohn und auch wir eilten ihm nach. Auf der Straße in einer Staubwolke sah man die Waffen und die Hutborten der Gendarmen blitzen. Bald hörte man ihre Säbel klirren. Es waren ihrer vier zu Pferde

und sechs zu Fuß; zwei andere sah man mit aufgepflanztem Gewehr auf einem Karren sitzen, zwischen sich einen auf Stroh liegenden Mann. Es war Matteo, der Bandolerohäuptling, am Fuß durch einen Schuß verwundet.

Fünf seiner Gesellen wurden gefesselt hinterher geführt. Die anderen, sagten die Gendarmen, kämen später; denn die ganze Bande war glücklich in aller Frühe gefangen worden. Sie lachten und ließen sich Wein geben. Der Zug hielt deshalb wohl zehn Minuten vor José's Venta, der dienstergeben mit dem Weinkrug hin und her sprang. Als er die Guardias versorgt hatte, schenkte er noch ein Glas ein und reichte es mit freundlichen Trostworten zum Munde Matteo's, der es auch annahm und austrank. Dann gab José auch den anderen Gefesselten zu trinken, die sehr erschöpft waren, und flößte ihnen, da sie die Hände ebenfalls nicht rühren konnten, den Wein auch zwischen die Lippen, alles für den Gotteslohn. Die Gendarmen hinderten ihn nicht mit einem Wort daran. Dann setzten sie sich wieder in Marsch. José sagte zu Matteo hierauf: „Vaya con Dios — geh' mit Gott!" und blickte dem Wagen noch lange nach.

Die Spanierinnen.

Von den ersten Tagen meines Aufenthalts in Spanien an konnte ich der Versuchung nicht widerstehen, mir Notizen über die Eindrücke zu machen, welche der Anblick des schönen Geschlechts daselbst auf mich übte. Es ist dieses Interesse ja so natürlich gegenüber einer Weiblichkeit, die in dem Rufe verführerischster Eigenschaften und heißblütigsten Charakters steht. Allerdings, ich waffnete mich vorweg mit dem Mißtrauen gegen die gewöhnlichen Illusionen, die den Fremden in einem ihm noch unbekannten, dazu viel in Romantik gehüllten Lande, überschleichen, und die ihm alles in rosigstem Lichte erscheinen lassen und über alles, weil fremdartig, in Entzücken und Schwärmerei versetzen. Gegenüber einer so leicht berückenden Erscheinung, wie den Vertreterinnen der Schönheit einer südlichen Rasse, schien mir solche kühle Vorsicht besonders geboten.

Meine ersten Notizen darüber, weil ich sie in Barcelona machte, betrafen die Gestalten der Sen-

noras in ihrer schwarzseidenen Mantilla um Kopf und Schulter, wie sie die Katalonierinnen auf der Promenade fast allgemein tragen. Dann ihre großen, schwarzen Augen, ihre kleinen Hände, ihre zierlichen Füße, ihre schwarzen Haare, ihren leuchtenden, wachsweißen oder warmbräunlichen Teint, ihre geraden, schlanken, graziösen Gestalten. Es giebt aber, bemerkte ich mir dabei mit der erwähnten Nüchternheit, durchaus nicht so auffällig viele Schönheiten, wie man in deutscher Vorstellung von den Spanierinnen annehmen sollte; ja, es begegnen einem eine Menge Gesichter, die häßlich und sehr gewöhnlich sind und nur durch einen maurischen oder Negerin-Zug etwas Pikantes haben. Und was nicht mehr sehr jung ist und schon darum immer hübsch erscheint, zeigt sich gewöhnlich allzu üppig aus der anmutigen Form gebracht und in der körperlichen Fülle gar nicht berückend.

In Madrid gefielen mir anfangs die weiblichen Erscheinungen durchweg nicht besonders. Meine Notizen darüber verraten diese üble Laune genugsam. So sagt die eine: Wie abscheulich tragen die Madrilennas ihre Haare! Alle durchweg haben die bekannte Simpelfransenfrisur, das Geschmackwidrigste, was jemals Mode geworden ist und damit beweist, wie die Frauen und Mädchen überall aus Eitelkeit in der Modenarrheit fähig sind, auch ihren natürlichen Schönheitssinn bis zu eigener Verhäßlichung zu ver-

leugnen. Diese Madrilennas haben eine förmliche Scheu, ihre Stirnen zu zeigen, und scheinen sich einzubilden, dadurch interessanter auszusehen. Das hängt oft wie an einem Affenpinscherkopf in die Augen, büschelartig, wie schwarzborstige Pinsel, und selbst alte Duennas kämmen ihr bischen Hauptgesträhne soviel nach vorn hinunter, wie es hergiebt.

Eine andere meiner Einzeichnungen war kaum freundlicher. Sie hielt sich noch immer bei den Köpfen der Madrilennas auf. Wenn sie sich noch, glossierte sie, in der kleidsamen nationalen Mantilla präsentierten, wie die Barceloneserinnen. Doch damit erblickt man nur wenige. Statt dessen putzen sie sich mit Pariser Federhüten auf oder, wie gerade die Mode war, mit einem steifen tirolerischen Filztopf auf ihren Simpelfransen, abscheulich eckig. Dabei geschminkt und bemalt! Und die Mädchen, die es nicht für dergleichen Modeeleganz haben oder damit halten, tragen auf der Straße ein buntes Tuch, grellfarbig womöglich, um ihr Gesicht gebunden, wie bei uns die Bäuerinnen, die zu Markte gehen.

Je weiter sich diese Notizen auf die Einzelheiten der äußeren Weiblichkeit zunächst der Madrilennas erstreckten, desto minder unwirsch, wahrscheinlich also desto gerechter nahmen sie sich aus. Sie hoben hervor, daß die Kleidung auch bei den ärmeren, wenigstens auf der Straße, nie ohne Sorgfalt oder unsauber sei, bei den wohlhabenderen städtisch elegant,

ohne indessen prahlerisch zur Schau gestellt zu werden. Ein glänzendes Schmuckstück fehlt so leicht keiner vor dem Halse. Ihr Anblick gewährt dem Begegnenden eine ästhetische Befriedigung, und seine Blicke gleiten an ihren Gestalten behaglich bis auf das Schuhwerk hinab. Dasselbe ist gemeinhin äußerst sorgfältig gehalten. Es wird in Spanien sehr gut, in feinster Ausführung und dabei billig gefertigt; die Schuster dort haben die Überlieferungen aus der Araberzeit in Ehren gehalten, mehr wie die meisten anderen spanischen Handwerker. Jedermann in den Städten, der sich nicht, wie Taglöhner und Fuhrleute, auf die leichten, praktischen Sandalen beschränkt sieht, liebt einen wohlsitzenden Schuh oder Stiefel an seinem Fuß, und die Damen selbstverständlich im besonderen, um die natürliche Zierlichkeit des ihrigen nicht zu beeinträchtigen, die ja oft bewunderungswürdig ist. Die Damenstiefelchen, wie sie in aller Art in den Schaufenstern der Schuhmacher aufgebaut sind, wähnt man für Kinder bestimmt. Ihre Trägerinnen wissen auch hübsch darin zu gehen, leicht, elastisch, wie denn ihre Haltung neben dem Selbstgefühl, welches ihnen die freie, von den Männern ritterlich geehrte Stellung der Frau in Spanien verleiht, lebhafte Unbefangenheit und angeborene Anmut ausdrückt. Imposante, junonische Figuren sind unter ihnen nicht selten, erscheinen auch die meisten klein und rundlich. Früh schon entwickelt sich bei den

Mädchen die Fülle der Büste; Mütter sieht man, die kaum fünfzehn, sechzehn Jahre zählen, wie sie ihr erstes Kindchen spazieren führen.

Die verschiedenen Rassen und Volksstämme, welche auf der iberischen Halbinsel seit Karthagos Zeiten sich vermischt und gekreuzt, haben zumal den Physiognomien der Frauen hervorstechende Eigentümlichkeiten vererbt, die sie merklich je nach ihrer Heimatprovinz unterscheiden. Das Weib hält eben die Rasse fest, giebt den Geist und den Körper, während vom Mann mehr die Seele und die Leidenschaften in der Nachfolge sich übertragen. Die Kastilianerin, wie sie in der Residenz Madrid reift, hat einen feineren Schnitt des Gesichts, als die aus dem Stamm des benachbarten Aragon. Sie ist bleicher, aber der Teint ist mit einem matten Glanz überhaucht, unter dem sich die dunklen Bogen über ihren schwarzen Augen auffällig und fesselnd hervorheben. Stolz und Grazie sind ihr von den römischen Vorfahren überkommen, wie auch ein kräftigerer Körperbau. Gedrungener zeigt sich die Katalonierin, ernster, strenger und selbstbewußt in ihrem besonderen Nationalgefühl. Grobschlägig und kleinstirnig tritt in den Dienstmägden aus Leon und aus Asturien mehr der keltische Rassenzug hervor; in den schlanken, frischwangigen Gestalten aus den baskischen Provinzen der iberische; in dem bräunlicheren, geschmeidigeren Haar der Aragonesen und im Langschnitt ihres Gesichtes der

gotische. Die Valenzianerin wieder, groß, ruhig in der Haltung, freundlich in den Mienen, verrät eine Grundlage von einst angesiedeltem griechischen Element ihrer Heimat mit maurischer Auffüllung. Fein gegliedert ist die Andalusierin; Lebenslust und Sorglosigkeit lesen sich von ihrem Antlitz ab. Charakterisieren sie sich dadurch im allgemeinen, so sind sie doch in ihren einzelnen Typen so verschieden, wie die Landschaften und Volksmischungen ihres südspanischen Oasenlandes. Die von Sevilla sind puppenhaft niedliche, kokette, eitle Miniaturausgaben ihres Geschlechts, mit mattem Teint, begehrlichen Lippen, schelmischen Stumpfnäschen; die von Malaga und Granada haben stark maurische, oft zigeunerinhafte Züge; die aus der Sierra Morena eine schmale, edle Araberinphysiognomie; die von Murcia, rundlich und klein, mahnen an Murillos Madonnen. Wenn sie ein Landsmann loben will, so sagt er, „sie habe viel Salz,“ was etwa heißen soll, viel Rasse; und wenn ein verliebter Andalusier seine Auserkorene zärtlich anredet, so nennt er sie „salero del alma“, Salzfaß der Seele!

Aber denen aus Norden, ebenso wie aus Süden und Osten sind häufig Augen gegeben, die uns seltsam fremdartig anschauen, die anders sind im Schnitt und im Feuer ihrer Sterne, wie irgendwo diesseit der Pyrenäen; orientalische Augen, welche diesen Gesichtern eine oft so wunderbare Anziehungskraft

verleihen. Und nirgends anderswo in Europa findet man auch so viele des schönen Geschlechts, denen ein dunkler Flaum über den Lippen liegt und der selbst in der Vervollkommnung als richtiges Schnurrbärtlein die Eigenartigkeit ihres echt weiblichen Ausdrucks nur reizvoll erhöht.

In ihrer Häuslichkeit ist die Spanierin gern nachlässig. Ungewaschen und unfrisiert drückt sie sich auf den Sitzen in der Wohnung umher, bis sie ausgehen will, und wenn sie sich morgens nicht einmal zum Gang nach der Kirche aus diesem ungeputzten Zustand erhebt, so liegt dies daran, daß sie den täglichen Meßbesuch für eine ganz häusliche Angelegenheit auffaßt und im Halbdunkel der Kirchen der liebe Gott ja auch nicht auf das Äußerliche, sondern auf das fromme Gemüt achtet. Für Pflege häuslicher Ordnung mangelt ihr der Sinn. Wenn nur alles oberflächlich in der Wohnung hergerichtet ist, zumal im Wohngemach, im Empfangssalon, so genügt ihr dies. Handarbeiten reizen sie auch selten, und dann gewöhnlich nur, wenn sie dieselben für Verbesserung oder Erneuerung ihrer Toilette aufzubieten hat. Man muß allerdings bedenken, daß es dreiviertel Jahr lang sehr heiß in Spanien ist; jede Sennora, die nur kann, bleibt dann zu Hause, wo alle Fenster womöglich mit Läden dicht verschlossen sind. Kaum bekleidet und faullenzend erträgt sie da die Hitze bis zum Sonnenuntergang, plaudert, singt, spielt Mandoline,

nascht Orangen und Zuckerwerk und beschäftigt sich endlich damit, für die abendliche Promenade Toilette zu machen. Denn der Spaziergang in der sich erfrischenden Luft der Sommernacht oder in der nicht allzu rauhen des Wintertages, wenn noch die Sonne scheint, ist der Spanierin so nötig und gewohnheitsmäßig, wie der Besuch der Messe. Schöner findet sie es freilich, wenn sie fahren und sich auf dem Korso der eleganten Welt in der Equipage sehen lassen kann. Sie denkt ja ihr lebenlang nur an Vergnügen, besteht es selbst aus wenig anderem noch, als spazieren gehen. Wie glücklich also, kann sie auch die Stiergefechte und die Theater besuchen, in Gesellschaften sich den Hof machen lassen, plaudern, singen und tanzen. In den Familien fehlt ihr abends selten die Tertullia, die Unterhaltung durch Spiele, Tanz und Neckereien mit den Besuchern. Sie hat natürliche Anmut im gesellschaftlichen Verkehr, Intelligenz und Witz für die Unterhaltung; da sie gewöhnt ist an die Huldigungen der Männer, so nimmt sie dieselben in aller Unbefangenheit entgegen. Gute Sitten und kindlich züchtiges Wesen sind den Mädchen nachzurühmen, scheinen jene auch oft mit ihren Worten, Liedern und Blicken, oder mit der übermütigen Unterhaltung, an der sie lachend teilnehmen, in Widerspruch zu stehen. Aber naturalia non sunt turpia hierbei, weder in Italien, noch in Frankreich, noch gar in Spanien. Sie werden auch in weiblicher Gesellschaft

ohne die Scheu behandelt, die der germanische Europäer dafür beobachtet. Liebe gehört zum Leben der Sennorita, Treue in derselben zur heiligen Pflicht; ein cortego, Courmacher der Frau, wird ihr nachgesehen. Französische Leichtfertigkeit wie politischer Ehrgeiz wird den Frauen der höheren Stände vorgeworfen; im Bürgerstand halten die Mädchen das Feuer ihres Herzens, wie Marcella im Don Quixote, wohlverwahrt vor den Lockungen der jungen Männer; doch sie setzen sich denselben gern offen oder geheimnisvoll aus, lassen sich davon in Träumen der Liebe wiegen, sehnsüchtig hoffend, daß es dem Verehrer demnächst auch ernst mit dem Heiratsantrag werden möchte. Eine eigenartige Sitte erwähnt Baron von Gleichen in seinen Denkwürdigkeiten, die spanische Verhältnisse vor hundert Jahren schildern: „Die galanten Anträge, die verliebten Seufzer und Lockungen werden in Spanien, bei der unteren Klasse der Stutzer und Dulcineen dieses Landes, durch kleine künstliche Schluchzer, wie sie sonst der Magen hervorbringt, ausgedrückt, welches vermutlich das Rucksen zweier Turteltauben nachahmen soll.“ Ich weiß nicht, ob diese Art Liebeserklärung noch in Gebrauch ist. — Als Gattin ist die Spanierin glücklich, wenn ihr Mann ihr das Leben angenehm zu gestalten vermag, und für ihre Kinder ist sie Mutter mit der innigsten Weiblichkeit, ja mit einer gewissen Leidenschaft, als habe ihre kindliche und gutherzige Grund-

natur die höchste Befriedigung, an dem Seelenleben ihrer Nachkommenschaft vollsten Anteil zu nehmen.

Ich komme noch besonders auf die Augen zurück, die doch das höchst Charakteristische der spanischen Physiognomie bilden. Die Mischung der Rassen und ihre stärkste Versetzung mit arabischem Blut haben das Ihrige zur Gestaltung dieses Eigenartigen gethan; nicht minder die heiße Sonne am fast immer wolkenlosen, tief blauen Himmel, welche diese spanischen Augen geglüht und in sie das Seelische wie das Sinnliche überreich hineingeschmolzen. Der Glanz des Himmels macht sich überall in den menschlichen Augen geltend; er hat denen der spanischen Frauen ihren berückenden Zauber verliehen.

Schwarz und hoch wölbt sich in die Weiße der Stirn das Brauenpaar und krönt die Muschel darunter, deren obere Linie sich in feingeschweifter Linie zur Schläfe neigt. Die großen schweren Lider — wenn sie sich langsam senken, bewirken sie einen wundersam schmachtenden Ausdruck, wenn sie jäh aufzucken, entrollen sie den Blick der Leidenschaft, der Wonne, des Stolzes, der Kühnheit. Die langen schwarzen Wimpern daran sind wie Schleier, die das wechselnde Spiel dieser Sprache begleiten und all den aufblitzenden Bildern ihren Rahmen geben. Schön ist der leuchtende Augapfel, wenn er seine Fassung völlig füllt und dann wie ein großer, schwarzer Diamant das Idealische der Menschennatur ausstrahlt.

Je mehr ihn das Weiße umschimmert, desto sinnlicher erscheint sein Ausdruck. Danach giebt sich auch Hoch und Tief, Edles und Gemeines der Weiblichkeit zu erkennen, der spanischen mehr als einer anderen. Sie hat in ihren Augen unheimlich wildes, leidenschaftliches Begehren oder verheißungsvolle Seligkeit, traumverlorene Poesie, in Sternglanz verklärtes ewig Weibliches. Niña heißt im Spanischen der Augapfel; niña heißt auch ein kleines Mädchen. Ein Kind im Auge, so möchte ich das Vollendetste bezeichnen, was aus den schönsten Gebilden spanischer Weiberaugen spricht: ein schuldloses Menschentum, mit dem noch unentweihten Mysterium des Göttlichen in sich.

Spanische Tänze.

Bei einem Volke von so lebhaftem, sinnlichem Naturell, wie dem spanischen, spielt vor allem der Tanz eine große Rolle. Er bildet ja die Befriedigung eines Grundtriebes des Menschen, nämlich der freien, künstlerischen Verwendung überschüssiger Kräfte. Wir finden den Tanz daher schon bei den auf der niedrigsten Civilisationsstufe stehenden Völkern. Die heftigen Gefühle, die den Menschen bewegen, veranlassen ihn unwillkürlich, sie durch Gebärden zu äußern. Er springt in der Lust, er schreitet langsam im seelischen Leiden. Von selbst ergab sich daraus eine gemeinsame Art des Volkes, lustig zu springen oder feierlich zu schreiten, wenn es eine ihm allgemeine Freude oder Trauer ausdrücken wollte. Je mehr der künstlerische Instinkt mit hineinspielte, desto vollkommener ordnete man diese Körperbewegungen nach rhythmischen Gesetzen, die dann maßgebend blieben, in das Gefühl und in die Gewohnheit des Volkes

übergingen und derart die Nationaltänze hervorbrachten.

Dieselben sind überall in Ansehen und Übung geblieben, und nirgends hat der verflachende Einfluß der Civilisation sie ganz zu verdrängen vermocht. In Deutschland haben wir im Walzer eine nur den Deutschen eigene Art gesellschaftlich gewordenen Tanzes, wie er in ursprünglicherer, volkstümlicherer Weise im Ländler der Oberbayern, Tiroler und anderer österreichischer Gebirgsvölker sich zeigt. Die Polen haben ihre Mazurka, die Ungarn ihren Csardas, die Schotten ihren Hornpipe, die Franzosen ihre Quadrillen, die aus dem nationalen Menuett entstanden sind, die Italiener ihren Saltarello, ihre Tarantella u. s. w. Ganz besonders in Spanien, wo Klima, viel Sorg- und Zwanglosigkeit des Lebens, feuriges Blut des Volkes, mehr als im Norden zu lebhaften Äußerungen in Gebärden verleiten, hat sich der Tanz noch durchaus in seinem volkstümlichen Charakter erhalten.

Man braucht in Spanien, sei es in den Vorstädten oder auf dem Dorf, sich nur unter die müßiggängerische Menge zu mischen, wie sie der Feierabend oder der Festtag zusammenführt, so kann man sehen, wie ein elender Leierkasten ein allgemeines Tanzfieber bei den jungen Leuten hervorbringt. Im Augenblick fliegt Männlein und Weiblein zu einander und drehen sich mitten auf der Straße

oder auf dem ungeebneten Erdboden im Takte der Musik, ohne sich durch den übrigen Verkehr stören zu lassen. Sie tanzen aus einem natürlichen Verlangen, ohne eingelernte Kunst und keineswegs in der Rundtanzart, wie es bei uns geschähe. Vielmehr bleiben sie Arm in Arm möglichst auf einer Stelle, wiegen sich unter rhythmischer Bewegung der Füße, und schieben sich dabei bald etwas vorwärts, bald zurück.

Solche improvisierten Tanzvergnügen bieten nichts besonders Charakteristisches; anders ist es, wenn man zum bailo, zum Ball, geht, oder eine Feria mitmacht, eine Kirmeß oder Herbstfeier im andalusischen Dorf, wo es überall Mädchen und junge Burschen giebt, welche in einem oder dem anderen nationalen Tanz geübt sind.

Oder wir sind bei Don Pedro im ländlichen Weinschank. Es ist heiß und sonnig draußen. In der Gaststube sitzt die dicke Wirtin mit den schwarzen Augenbrauen und einem achtbaren schwarzen Schnurrbart faul gegen die Wand gelehnt. Die eine Tochter, schlank wie eine Gazelle und mit Augen wie solche, steht hinten im Gang nach dem Hofe vor einem Steintrog und wäscht; die andere Tochter, erst vierzehn Jahre und schwarzköpfig wie die Mutter, mit einem klugen, forschenden Kindergesicht, ist zur Bedienung der Gäste da. Drei Bauernburschen trinken an einem rohen Tische ihren Wein und

streiten sich um Fuhrwerk und Haferpreise. Ein alter Hirt auf der Wandbank ißt zum Mittag seine Melone, und wir selbst sind auf der Wanderschaft oder zu flüchtigem Besuch hier. Die Kleine muß uns ganz frisches Wasser vorsetzen; ihr Vater fragt uns, wie sein süßer Wein von Alicante uns munde.

„Vortrefflich, Sennor, vortrefflich!“

Da schmunzelt er geschmeichelt, und weil wir noch eine neue Flasche bestellen, schmunzelt er noch mehr. Er bringt sie selber und wünscht uns, daß sie wohl bekomme, und rückt sein Käppchen dabei übers Ohr. Dann geht er hinaus, kommt wieder mit einer kleinen Mandoline, lächelt uns pfiffig zu und klimpert los. Sofort bewegen und beleben sich Alle in der Schenke. Es ist, als werde Papagenos Glockenspiel vernommen.

Die Alte mit dem Schnurrbart hebt munter ihr Haupt; die drei Burschen sehen sich an, und flugs holt der eine die „chica“, die „Kleine“, vom Ladentisch her und der andere die Wäscherin vom Trog. Kaum daß sie sich die roten Arme und Hände etwas abtrocknen kann mit ihrem Schurz. Don Pedro spielt immer weiter in dem feurigen Rhythmus des Bolerotanzes und schon stehen seine zwei Töchter mit den zwei Bauern in der Mitte der Stube und wiegen ihre Körper mit Anmut hin und her. Der alte Schäfer mit seinem Hund rückt zur Wirtin hin und beginnt nach dem Takt der Melodie fest in die

Hände zu klatschen. Don Pedro nickt ihm zu, und nun klatscht auch der übrig gebliebene Bauernbursche und wir zwei Fremde machen es ebenso. Die Alte aber hat plötzlich ein paar Castagnetten in den Händen und schlägt sie wohlgeübt. Es wird ein toller Lärm, dies Klappern und Klatschen und Mandolinengeklimper. Die Mutter schreit wie besessen: „Olé! Olé!“ Der Schäfer schreit's auch und der Wirt und der Bauer, und wir schreien auch: „Olé! Olé!“ wie im Cirkus die Sprungpferde mit Heh! Hopp! angefeuert werden. Zwei, drei Vorübergehende, die der Lärm anlockt, treten herein und klatschen augenblicks mit und rufen auch: „Olé! Olé!“ Es hört sich wie ein Indianergesang an, der plötzlich abbricht, dann mit verstärkter Leidenschaft einsetzt, wieder schweigt, in einem Solo neu anhebt und in wilden Chor übergeht. Dazu Castagnetten und Taktschlag der Hände wie kriegerische Sturmmusik eines Siouxstammes.

Die Tanzpaare, ein jedes für sich und ohne sich zu umfassen, sind immer mehr ins Feuer geraten. Der Ausdruck der Einzelnen durchläuft in Pantomimen und Stellungen alle Grade von der verschämten Schüchternheit bis zum kurzen, liebeseligen Umarmen. Es ist eine Geschichte, die sie sich in diesen Bewegungen erzählt haben, ein getanztes Gedicht von dem, was junge Herzen sehnsüchtig erfüllt und in denen des heißblütigen spanischen Volkes immer nach Ausdruck begehrt.

Und als diese Paare da in Pedros Schenke ihren Bolero beendigt hatten, trennten sie sich mit erhitzten Gesichtern und blitzenden Augen, wie Menschen, welche zufrieden sind, sich einmal wieder ausgesprochen zu haben. Die Burschen setzten sich zu ihrem Wein, die Gazelle ging an ihren Waschtrog, die Kleine stellte sich an den Ladentisch und mit wogender Brust stand sie da und schaute geschmeichelt zu den Fremden hinüber, die des Lobes über dies Stegreifballett voll waren. Diese dankten auch Don Pedro und bestellten eine Flasche „dulce“ für die Tänzerpaare, stießen mit den Burschen an und brachten den Mädchen ein Glas. Diese nippten bescheiden, tranken aber nicht mehr davon.

In Andalusien zumal gehört das Tanzen nach den alten Nationalweisen zum öffentlichen Leben. In Sevilla giebt es an jedem Abend, in allen Nächten Bälle, sogar Maskenbälle. Die meisten der Mädchen in der Staatscigarrenfabrik, die cigareras, müssen abends eine Stunde spazieren gehen und ein paarmal in der Tanzschule, wie man die öffentlichen Tanzvergnügen auch nennt, ihre Kunst gezeigt haben, sonst halten sie den Tag für verloren. Das ist ja ein Stolz für eine andalusische Schöne aus dem Volke, eine fertige Tänzerin zu sein und in einer Seguidilla, oder dem sevillanischen Volkstanz, mit ihrem Anbeter das Geständnis der Liebe zu wechseln, ehe die Lippen es wagen. Sie sind wie zu

solchem Tanz von der Natur geformt, diese zierlichen, beweglichen und graziösen Figuren mit den reizenden Gesichtern, schmachtenden oder schelmischen Ausdrucks, schwarzbraun oft und arabischen Schnitts, mit den glühenden Augen, groß wie schwarze Kirschen, mit den schwarzen Padillas, den Haarringen und platten Locken auf der Stirn, und mit den Kinderhändchen und Kinderfüßchen. Ihre Kleidung ist so einfach wie möglich, oft ärmlich, aber sie sehen durch die ungesuchte Anmut ihrer Bewegung hübsch darin aus. Niemals fehlt ihnen eine Blume im Haar, ein weiches, buntes Tuch, der panuelo, um die Schultern. Kaum lassen ihre langen Röcke von dunklem Stoff oder hellem, sauber gewaschenem Kattun ihre Füße sichtbar werden, doch niemals würde man daran grobes oder zerrissenes Schuhwerk entdecken. Die maja aber, die Stutzerin aus dem Volk, erscheint bei einer Feria gewiß nicht anders als in ihrem gefallsüchtigen Staat, den hohen Kamm im Haare, von dem ein schwarzer, aber bunt gefütterter Schleiermantel über Leibchen und Röckchen von bunten Farben herabfällt, und kokett mit dem Fächer in der Hand spielend. Und ebenso gefällig, gleich Tänzern auf dem Theater, erscheinen die jungen Burschen in der Tracht, wie sie allgemein im südlichen Spanien üblich ist. Die majos, die Stutzer aus dem Volk von Sevilla, lieben es insbesondere, in einer Art Torero-Kleidung zu stolzieren,

in einer Jacke von feinem, dunklem Tuch, eng anliegenden Hosen, eine rote Schärpe von Sammet oder Seide um den Leib, das Gesicht glatt rasiert, ein schneeweißes, feines Hemd auffällig sichtbar, überall und selbst auf den Kniestrümpfen von hellbraunem Leder Stickerei, seitwärts die Hosen hinunter blanke Knöpfe, auf den Achseln Schleifen von Gold- und Seidenbändern und ebensolche an dem niedrigen Hut, dessen ringsum emporgebogener Rand den Kopf wie eine Rinne umgiebt und der hinten aufstößt auf den Wulst der hoch im Nacken zusammen- und aufgebundenen Haare. Der Bauer trägt Jacke, kurze Hosen, Schaffellgamaschen um die Waden, und Sandalen; der rote Madras ist um seinen Hinterkopf gebunden; die rote Binde, die fecha, um den Leib fehlt so wenig, wie die Manta, das grobe Wollentuch um die Schultern. So haben Mädchen und Männer etwas Malerisches, was ihren Tänzen zur Erhöhung des romantischen Eindrucks ungemein zu gute kommt. Es sind keine nüchternen, prosaischen Gestalten; wo einige von ihnen zusammen sind, giebt es ein buntes Bild, wie es bei uns künstlich auf den Theatern hervorgebracht wird.

Die Tänze, welche am beliebtesten sind, werden gemeinhin in Wechselspiel zwischen Mädchen und Bursch ausgeführt; aber auch von vier Personen gegeneinander, oder von zwei Tänzerinnen, oder zwei Burschen für sich, oder von einer Person allein.

Außer dem Bolero ist der Fandango*) der populärste Tanz, im nördlichen Spanien auch der Aragonese und die navarresische Jota, in Andalusien der Ole, die Mayares; bei Cadiz und Malaga die Cachucha, der Flamenco der Zigeuner und der Jaleo, der schon mehr arabischen Charakter hat. Alle sind sie mimische Leistungen von aufsteigender Leidenschaftlichkeit, und in allen wird diese doch von natürlicher Anmut beherrscht. Die Tänzerinnen wiegen sich auf ihren Hüften; die Füße fliegen leicht über den Boden in graziösen Schwingungen und taktieren dazu in kurzen Bewegungen. Dabei entfalten bei den Mädchen Arme und Hände eine stumme und doch so ausdrucks-

---

*) In einer der älteren Komödien der Spanier kommt eine Scene vor, in der Papst Pius V. auf seinem Throne inmitten seiner Kardinäle sitzt. Zwei Advokaten verhandeln vor ihm über die guten und schlechten Eigenschaften der Spanier. Der Ankläger führt auch den Fandango als einen anstößigen und zügellosen, die apostolische Censur verdienenden Tanz auf. Der Verteidiger zieht nun unter seinem Mantel eine Guitarre hervor, und sagt, man müsse vor allem einen Fandango gehört haben, bevor man darüber richten könne. Er spielt ihn und bald kann sich der jüngste der Kardinäle nicht mehr halten; er bewegt sich, steigt von seinem Sitze herab und rührt die Beine. Der zweite thut dasselbe; die gleiche Begierde geht zum dritten über, und gewinnt so einen nach dem andern bis auf den heiligen Vater, der sich lange Zeit sträubt, endlich aber sich unter sie mischt, worauf Alle damit schließen, zu tanzen und dem Fandango Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

volle Sprache, daß man über ihren Sinn nicht im Zweifel sein kann. Es ist Wünschen und Verlangen, Bangen und Hoffen der Liebe, ihr Kämpfen, ihr Siegen, ihr Jubel und Glück, was sich darin als innersten und lebhaftesten Empfindungen entsprechend charakterisiert.

Der Rundtanz nach unserer Weise vermag dies dem spanischen Volkssinn nicht zu bieten und ist daher, mit Ausnahme auf den Bällen der städtischen Gesellschaft, im Lande nirgends Sitte, im Süden kaum gekannt.

Nicht ungewöhnlich auch in den Familiengesellschaften sind die Einzeltänze junger Mädchen. Ein solches Solo, wie etwa der Jaleo, stellt in den unnachahmlich schönen Bewegungen einer gewandten Tänzerin einen entzückenden Roman der weiblichen Liebesleidenschaft dar. Die Tänzerin bewegt sich dabei nicht von der Stelle; sie könnte auf einer Platte nicht größer wie ein Teller stehen. Es zittert in ihrem Körper langsam hinauf bis in Brust und Arme; es bebt alles an ihr in hundert Schwingungen, durch welche ein elektrischer Strom auf und nieder zu schießen scheint. Ihre Arme heben sich, strecken sich aus, schlingen sich zusammen, als erfassen sie endlich den gesuchten Geliebten; auf den Spitzen ihrer Zehen erhöht sie sich, als sei sie stolz auf den erreichten Triumph, und dann entwickelt sie wieder mit den Füßchen eine Fertigkeit in rhythmischen Wir-

beln, Schlägen, schußartig wirkendem Aufstampfen, wodurch sie selbst immer mehr in Leidenschaft und die Zuschauer in eine unwiderstehliche Aufregung versetzt werden. Es ist Feuer jetzt, das in ihr rast und aus ihr sprüht; ein Vulkan, der seinen Ausbruch sucht, ein wildes und doch schönes, ein eindrucksvolles Austoben der Leidenschaft. Die liebliche Gestalt zittert noch, wenn sie ihren Tanz beendigt hat. Und was zu den Aufregungen solcher Scenen außerordentlich viel beiträgt, ist die schon geschilderte Mitwirkung aller Anwesenden durch Castagnettengeklapper, taktmäßiges Händeklatschen, anfeuerndes Zurufen und Zusingen bei Guitarre- oder Mandolinenbegleitung. Dieses Singen, gerade nicht schön zu nennen, stellt sich beim Spanier ein, sobald er nur eine Guitarre tönen hört. Benutzt er dabei nicht altbekannte Lieder, so erfindet er sich welche, wie sie gerade seiner Stimmung entsprechen, ähnlich den Schnaderhüpfeln der Oberbayern. „Gesalzen", das ist derb witzig, sind solche Stegreifverse gewöhnlich. Sie bilden denn oft auch das Salz der Tertulias, der gewohnten Abendgesellschaften einer Familie, wozu sich jeder, der ihr bekannt ist, auch der Fremde, den sie einmal dazu geladen hat, ohne weiteres nach seinem Belieben immer wieder einfinden kann, um sich an den Spielen, Tänzen und Gesängen daselbst zu vergnügen.

Wenn man von spanischen Tänzen erzählt, wie

sie es wahrlich zur Charakterisierung eines eigenartig aus dem Gemisch so verschiedener Rassen hervorgegangenen Volkes wert sind, so darf man einen schönen Rest religiöser Äußerung dieser Art nicht übersehen. In der Kathedrale von Sevilla wird, wie schon erwähnt, zur Feier großer Kirchenfeste in aller Form ein Ballet aufgeführt.

Dieser seltsame Brauch ist so alt, wie die Kathedrale selbst. Nachdem im 13. Jahrhundert die Spanier Sevilla, die Hauptstadt des bedeutendsten der maurischen Königreiche erobert hatten, machten sie aus der kolossalen Moschee daselbst eine christliche Kirche. So entstand in der That inmitten eines riesigen Mauerquadrats, an dem man den hohen Prachtturm der arabischen Giralda stehen ließ, binnen anderthalb Jahrhunderten die größte Kathedrale Spaniens. Der Papst erteilte dem ungeheuer reichen Kapitel derselben ganz besondere Privilegien, so z. B., daß die Domherren zahlreiche Dienerschaft halten konnten, die ihnen mit großen Fächern aus Federn und Perlen Kühlung beim Messehalten zuwehen mußte. Ebenso für das Fronleichnamfest, welches daselbst auf das Allerpomphafteste in der ganzen katholischen Christenheit gefeiert werden sollte. Man führte dabei geistliche Schauspiele mitten in der Kathedrale auf und Tänze der Chorknaben auf den Emporen.

Die letzteren sind bis heutigen Tages und auch

für andere besondere Gelegenheiten beibehalten worden. Die immense Halle ist während dieser Aufführung dunkel und nur ihre Hauptkapelle mit einer Menge Kerzen erleuchtet. Knieendes Volk füllt den Raum bis zum Chor hin. Die Geistlichen mit dem Erzbischof sitzen rechts und links vom Altar, vor dessen Stufen ein großer Teppich liegt, auf dem in zwei Reihen eine Schar kleiner Knaben steht. Sie sind alle in elegantester Art als spanische Ritter aus Philipps II. Zeit gekleidet, in seidenen Puffwams, Kniehosen und weißen Strümpfen, einen spanischen Hut mit wallenden Federn in der Hand und Schärpen über der Brust. Violinen und Bässe erklingen in feierlichen Tönen und die Knabenschar beginnt danach sich zu bewegen. Dann stimmen alle zusammen einen melodisch angenehmen Gesang an und begleiten ihn in immer lebhafter werdendem Tempo mit ihrem Tanz unter Castagnettenschlag von ihren Händen. Es ist überraschend und rührend zugleich. Alles mahnt in dem ungeheuren Domraum, angesichts der Priester, der knieenden Menge, der gebeugten Donnas in schwarzem Schleier um das leuchtende Gesicht, des in überreicher Pracht funkelnden Hochaltars, an eine außerordentliche Feier zu Ehren des Höchsten.

Diese Knabenkapelle erinnert auch an die des Papstes in der Peterskirche zu Rom. Sie ist aber die angesehenste in Spanien und berühmt unter dem Namen der „Seises“ — der Sechs. Die Knaben heißen so,

weil es ursprünglich nur ihrer Sechs waren, aus denen aber nach und nach ein paar Dutzend geworden sind. Vor zwei Jahrhunderten, erzählt man, habe es einem strengen Erzbischof anstößig geschienen, daß in der Kirche unter Castagnettenschlag und Orchestermusik getanzt wurde, und er verbot diese Aufführung. Ganz Sevilla kam darüber in Aufruhr; die Domherren protestierten selber, und deshalb wandte sich der Erzbischof an den Papst zur Entscheidung. Der Papst wollte, um ein gerechtes Urteil fällen zu können, den Tanz mit eigenen Augen sehen. So wurden denn die jugendlichen Seisritter nach Rom geführt und mußten vor Seiner Heiligkeit tanzen und singen, genau wie vor dem Altar der Kathedrale in Sevilla. Ihr Spiel erregte keinerlei Mißfallen, und daher that der Papst den Ausspruch, daß man die eigentümliche und populäre Sitte so lange noch beibehalten möge, bis die schönen Kleider der Knaben abgenutzt seien, worauf man die Tänze einstellen solle. Der Erzbischof gab sich damit zufrieden, die Domherren beruhigten sich auch und meinten, es würde lange dauern, bis die Kleider der Seises nichts mehr taugten. Sie erneuerten dieselben nämlich alle Jahr, und so sind die Ritterkostüme bis heutigen Tages noch nicht abgenutzt, und es wird immer noch an den hohen Kirchenfesttagen in Sevillas Dom getanzt — kraft päpstlichen Privilegiums.

In Granada wieder sind es die Zigeunertänze, welche charakteristisch sind. Seit alten Zeiten haben nämlich die Zigeuner, die überall ruhe- und heimatlos in rätselhafter Unstetigkeit die Welt durchziehen, die man auch in Spanien an verschiedenen Orten nomadenhaft findet, in oder richtiger bei der Stadt Granada, unter dem Felsenwall der ehemaligen maurischen Königsburg Alhambra, eine Art von Erbreich mit eigenen Königen, eigenen Gesetzen und Richtern.

Dieser kleine Staat, den ein paar tausend Zigeuner bewohnen, ist die „Albaycin" genannte Vorstadt von Granada. Braune Menschen mit fremdartigen Gesichtern und Gebärden sind vor den Thüren, die nur Löcher zu Höhlen zu sein scheinen; zerlumpte Kinder betteln aufdringlich jeden an, der diese Straße als Fremder betritt, und elende, halbbekleidete kleine Mädchen schicken sich bei seinem Anblick an, im Staube des Weges durch ihre Tanzkunststücke ein Geldstück zu verdienen. Aus der Araberzeit sind noch Trümmer von Brunnen, Bogen und Häusern vorhanden, und in und an ihnen nisten diese Zigeuner und hocken da Tag um Tag abseit der anderen Welt, unwissend über alles, was darin vorgeht; müßig die meisten, mit Flechtwerk, Kleidernähen, Wäschesticken und Wollentuchverzieren andere sich ernährend.

Der Zigeunerkönig, der kraft seines Alters, Ansehens und seines Vermögens in diesem seltsamen

Reiche herrscht, ist ein schlauer Monarch, besucht in malerischer, prunkvoller Kleidung die Fremden oben auf der Alhambra, verkauft ihnen seine Photographie, bietet sich, halb stolz, halb demütig, zum Führer im Labyrinth des Albaycin an und erhebt dafür eine Art Zoll für die allgemeinen Einkünfte seines Staates, ohne der bereiten Wohlthätigkeit der Fremden Schranken zu setzen. Ihr wollt eine Preciosa sehen, und er geleitet Euch durch ein Kellerloch voller Lumpen und schmutzigem Weibsvolk mit ungekämmtem, blauschwarzem Haar in ein altes arabisches Haus, in einen kleinen Hof mit Säulen, auf denen leichte Bogen eine Galerie tragen. Er klatscht in die Hände und eine Preciosa erscheint wahrhaftig, mit Flitter aufgeputzt, mit bunten Stoffen kokett bekleidet. Und flugs, auf Euren Wunsch, spielt einer im Hause, ihr Vater oder sonst wer, mit der Geige auf, so gut er vermag, oft sehr fertig und wirksam; und unter Geklatsch und Geplärr aller herzugekommenen Weiber und Kinder tanzt die Preciosa, daß Euch vor ihrer Wildheit Hören und Sehen vergeht. Von der reizenden Anmut der andalusischen Spanierin ist nichts dabei vorhanden; energisch bis zur Unheimlichkeit drückt sich die Leidenschaftlichkeit des Zigeunernaturells aus.

Steigt man die Landstraße durch diesen Albaycin weiter hinauf, so werden die Wohnstätten immer merkwürdiger. Es sind wirklich nur Höhlen im Berge,

dessen Abhang mit Kaktusfeigen und riesigen Agaven bewachsen ist. Massenhaft hängen sich da die zerlumpten Kinder an den Fremden und betteln und bedrängen um Almosen. Weiber jeden Alters schwärmen aus den Erdgruben und fordern den Neugierigen auf, sich wahrsagen zu lassen oder ihrem Tanz zuzuschauen. Sie richten augenblicks mitten auf der ungepflasterten Straße alles dazu her und geben zu Zweien ihre pantomimischen Künste zum besten. Ist keine Geige oder Mandoline, oder selbst nicht eine Zambomba, ein Pandero, d. i. ein Tamburin, oder eine Guitarre da, so ersetzt das Taktklatschen, ein schreckliches Geplärr und Aufschreien der braunen Gesellschaft die Musik. Die wilden, oft überraschenden Schönheiten tanzen wie vom Teufel besessen in der dicken Staubwolke, die sie aufwirbeln, und ihre Aufregung teilt sich allen in dem Orchester Mitwirkenden mit.

Man ergreift schließlich die Flucht vor diesen Künsten und vor der unglaublichen Zudringlichkeit, mit der sich Bettelgesindel, Krüppel, Kranke, Wahrsagerinnen, diebstahlslüsterne Hände heranmachen. Bis an die Grenze ihres Albaycin verfolgen sie ihr Opfer und zeigen die Buben ihre unermüdliche Schnellfüßigkeit neben dem Gefährt, das einen davonträgt. Nachts wohl, wenn man im hellen Mondlicht von der Höhe des Alhambraberges auf das totenstille Granada niederschaut, auf dies große gesegnete Thal,

das die schneeigen Zacken des Nevadagebirges einrahmen, bemerkt man beim Albaycin auf freier Flur einen Feuerschein. Es ist ein Zigeunerhaufe, der da lagert, um nicht in den dumpfen Erdlöchern die laue Nacht zu verbringen. Da wird eine Suppe von den Weibern gekocht und die Männer liegen beim Feuer und rauchen. Gestalten heben sich in dem Flammenschein ab, gespensterhaft hin und her huschend, aufspringend und die Arme schwingend. Es sind Zigeunermädchen, die tanzen. Sie können es nicht unterlassen, die müßige Zeit sich damit zu vertreiben; sie haben einen unwiderstehlichen Trieb, in den leidenschaftlichen Gebärden und Bewegungen des Körpers die Empfindungen auszudrücken, die ihre Seele durchziehen.

Ein Hofball in Madrid.

Zu Ehren des deutschen Kronprinzen, der bekanntlich vom 23. November bis 7. Dezember 1883 in der spanischen Hauptstadt weilte, war auch ein großer Hofball im Schlosse zu Madrid auf dem Festprogramm. Es war dies als ein sehr wichtiges Ereignis für einen Spezialkorrespondenten aufzufassen, der über alle Festlichkeiten, zu denen der Besuch des principe imperial in Spanien Veranlassung gab, schleunigst und als Augenzeuge seine Riesentelegramme abschicken sollte. Man mußte also, wenn man, wie auch ich, eine solche Aufgabe hatte, auf dem Balle sein, und ob sich dies ermöglichen ließ, war für einen dem Könige persönlich nicht vorgestellten Menschen, selbst wenn er Spezialkorrespondent war, als äußerst zweifelhaft hingestellt worden. Die spanische Hofetikette, hieß es, sei in dieser Hinsicht streng und unumstößlich. Um in die Hofgesellschaft zu gehen, hatte auch der deutsche Gesandte geäußert, müsse

diese Bedingung vorher erfolgter Präsentation beim König erfüllt sein.

Gleichwohl war das von mir gemachte Gesuch um eine solche Einladung von der Mayordomia Mayor des Königs freundlichst bewilligt worden. Ihre, mit dem Wappen desselben versehene lithographierte Einladung lautete in deutscher Wiedergabe:

„Auf Befehl Sr. Majestät des Königs habe ich die Ehre, Sie zu dem Ball einzuladen, der in den königlichen Räumen am 30. dieses Monats von zehn Uhr abends an stattfinden wird. — Palast, 24. November 1883. — Der oberste Chef des Palastes, Marqués de Alcanices."

Es war also nicht so schlimm mit der Etikette, wie man behauptet hatte, oder die liebenswürdige Gefälligkeit der spanischen Hofleute, wie sie sich bei Gelegenheit dieses Kronprinzenbesuches den fremden und zumal deutschen Korrespondenten gegenüber immer bethätigte, hatte hier eine Ausnahme für sie zugelassen. In dieser Überzeugung hörte auch das Kopfschütteln ergrauter Spanier über die ihnen von mir mitgeteilte Thatsache der erhaltenen Balleinladung auf.

„Sie wissen doch," hieß es danach aus ihrem Kreise wieder, „daß Sie nur in vorgeschriebener Balltoilette erscheinen müssen?"

„Vorgeschrieben?" entgegnete ich sorglos. „Nun ja, Frack, weiße Krawatte, Seidenhut" —

„Einen chapeau claque müssen Sie vorziehen.“

„Habe ich aber nicht; ein Cylinder thut's auch.“

„Und die kurzen Beinkleider, lieber Freund!“ hielt man mir wieder vor.

„Kurze Beinkleider?“

„Freilich! Und schwarze Strümpfe und Schnallenschuhe.“

„Das fehlte noch! Das soll ich mir wohl alles für diesen Abend anschaffen?“ verwahrte ich mich.

„Unbedingt müssen Sie dies, unbedingt! Auf besonderen Wunsch der Königin ist diese Tracht bei Hoffesten für alle Caballeros eingeführt worden, die nicht in Uniform erscheinen können.“

Ich senkte mein Haupt und dachte: das thust du gewiß nicht. Es wird aber wohl mit dieser Bedingung auch nicht so schlimm genommen werden.

Der Tag war da, an dessen Abend der Ball stattfinden sollte. Alles was Madrid an goldenem Uniformenglanz hoher Ämter und Würden, an Schönheit und Toilettenpracht vornehmer Damen aufweisen konnte, war da zu erwarten, und im festlichen Licht zahlloser Kerzen innerhalb der pompösen Säle des königlichen Schlosses mußte dies an sich ein sehenswürdiges Schauspiel bilden.

Ich traf einen mir bekannt gewordenen Kollegen, wie er eben geheimnisvoll eine Depesche in das Telegraphenamt brachte.

„Gehen Sie auf den Hofball?“ fragte er mich.

„Natürlich.“

„Kostet mich hundertundzehn Franken,“ ließ er seufzend sich vernehmen. „Aber es mußte doch sein.“

„Warum denn, Herr Kollege?“

„Na, die Kniehosen, die schwarzen Strümpfe und die Schuhe — ich mußte sie mir doch anschaffen!“

„Haben Sie?“

„Für hundertzehn Franken, ja. X. geht deswegen gar nicht auf den Ball; er fand den Spaß zu teuer. Ich glaube auch Y. nicht. Ohne diese kurzen Hosen und schwarzen Strümpfe ist ja der Zutritt verwehrt. Es steht ausdrücklich auf der Einladung, wie Sie wissen.“

Ich wußte es gar nicht, hatte es nicht gelesen. Aber als ich, in Gedanken beschäftigt über diese Mitteilung, zu Hause meinen Einladungsbrief nochmals überflog, fand ich an seinem Ende in kleiner Schrift folgende „Notas“:

„Este convite es personal e intrasmisible. De uniforme ó de frac con calzon y media negra.“

Auf deutsch: „Diese Einladung ist persönlich und nicht übertragbar. Uniform oder Frack mit Kniehosen und schwarzen Strümpfen.“

Also wahrhaftig vorgeschrieben, ausdrücklich: Kniehosen und schwarze Strümpfe! Calzon y media negra.

Rebellischen Sinnes wies ich die gestellte Zumutung für mich ab. Konnte ich ohne calzon und

media negra nicht auf den Hofball, so mußte ich mich darüber trösten. Tanzen wollte ich ja nicht.

Kaltherzig machte ich um halb zehn Uhr meine Toilette: Frack, schwarze Beinkleider, weiße Krawatte. Nach drei Viertel nahm ich einen Wagen; als es gerade Zehn schlug, stieg ich vor dem Portal des Palastes aus.

Mit einem Blick sah ich, wie jede Stufe der schönen, breiten Marmortreppe, die zu den Ballräumen hinaufführte, rechts und links je mit einem Lakaien in aller spanisch-bourbonischen Hofpracht unter gepuderter Perrücke, in Kniehosen und weißen Strümpfen, bepflanzt war. Ein Galaspalier, welches alle Besucher passieren mußten. Es kam wie Grauen über mich. Die Vorhalle und die Treppe waren sonst noch leer; ich war vielleicht der Erste, der sich so pünktlich eingefunden hatte. Flugs kehrte ich wieder um, und dabei leitete mich über den Schloßhof weg der Gedanke, die verhängnisvollen Stufen erst zu betreten, wenn in der Menge mit mir zugleich aufsteigender Personen diese hundert musternden Lakaienaugen von dem Anblick meiner Stiefel und des darauf normalmäßig niederhängenden, schwarzen Beinkleides nicht so herausfordernd gereizt werden konnten. Denn welche Verlegenheit, welche Beschämung, falls einer dieser Diener mein Emporsteigen in die hohe Region mit den strengen Worten gehindert hätte:

„Sennor, wo haben Sie Ihre calzon y media negra?“

Es war denn erst um halb elf Uhr, als ich mutig zurückkehrte, mich in das die Stufen jetzt hinaufwallende, seidenrauschende und ordenblitzende Gewimmel mischte und glücklich unter meinem langen Mantel mein Geheimnis verbarg. Lakaien und Hellebardiere respektierten es auch durchaus. Und in den Sälen, wo doch wie gewöhnlich bei solchen Festen ein großes Gedränge herrscht — wer guckte da, gar bedrohlich, auf die schlichte bürgerliche Kleidung eines Gastes Seiner spanischen Majestät?

Schon umfing mich der feine Parfüm des Vorsaales und ein Diener zeigte mir höflichst eine der Garderoben, wo ich meinen Mantel abgeben konnte. Kaum war ich seiner ledig und nahm meinen steifen Hut in den Arm zum Vormarsch, da sah ich zierlichen, elegant beflügelten Schrittes zwei Herren in goldstrotzenden Leibröcken, jeder einen goldknopfigen Stock vor sich setzend, auf mich zukommen.

Die Ceremonienmeister! hauchte ich nach Innen. Nun geht’s los!

„Der Herr ist Deputierter?“ redete mich der eine auf spanisch an.

Blitzschnell folgerte ich, daß den spanischen Deputierten das Vorrecht erteilt sein müsse, wie den Granden, ihren Hut aufzubehalten, so mit dem gewöhn-

lichen Beinkleid der bürgerlichen Festkleidung auch auf Hofbällen zu erscheinen.

„Zwar,“ entgegnete ich lächelnd, „nicht ein Mitglied der Cortes, indessen, sozusagen, auch ein Deputierter . . .“

„Ah, mein Herr,“ äußerte sich nun der andere auf französisch, da er mich als Fremdling wohl erkannt hatte, und er machte ein auf meine unteren Gliedmaßen gerichtetes, sehr bedenkliches Gesicht dazu; „es ist strenge Regel: Kniehosen und schwarze Strümpfe!“

„Si, Señor,“ sagte ich, mich verneigend, und zog in meiner Verlegenheit den Einladungsbrief hervor, als müßte derselbe die Herren nachsichtig stimmen.

„Bien, bien!“ meinte mit einem Blick darauf freundlich achselzuckend der Spanische; „aber es mangeln Ihnen calzon y media negra.“

„Sehen Sie, mein Herr,“ bekräftigte es der Französische, indem er mit Zuvorkommenheit mir die „Notas“ auf dem Briefe zeigte, und davon citierte: „de uniforme ó de frac con calzon y media negra.“

„Si, si, Señor,“ erwiderte ich zustimmend.

Beide sahen mich verwundert an.

Ich ließ sinnend meine Augen an mir von oben bis unten schweifen und es entfiel mir dabei das Wort:

„De uniforme!“

„Comment? Como?“ riefen Beide aus.

„Meine Herren, ich habe keine andere; ich bin in der Uniform eines deutschen Korrespondenten, wenn Sie wollen.“

„Ah! corresponsal aleman!“ stieß der Spanische sich höflich verbeugend hervor.

Und noch zuvorkommender der Französische:

„Ah, correspondant allemand! Passez donc, monsieur, passez donc!“

Siegesstolz schritt ich in die herrlichen Säle, langsam immer weiter durch die Menge der schimmernden Uniformen und der üppigsten Nacken, die je meinen Augen zu sehen vergönnt gewesen, bis in die kleinen Salons, in deren einem eben der jugendliche König als Ulan mit seiner dicken Mama Donna Isabella, und der stattliche deutsche Kronprinz als Garde du corps mit der jungen, anmutsvollen Königin Christine Quadrille tanzten. An calzon und media negra dachte ich nicht mehr, höchstens nur, wenn, was selten geschah, in vereinzelten Exemplaren ein unvergoldeter Frack vor mir auftauchte. Mitleidig schaute ich dann auf solche schwarze Magistergestalt, wie sie da storchartig in ihren schwarzen Strümpfen daherschlürfte. Bei alledem konnte ich nicht umhin, anzuerkennen, daß derartig erscheinende Gestalten, waren sie die meiner Kollegen, untadelhaft in ihrer Wadenparade sich ausnahmen und sich für die geopferten 110 Franks mit aller Würde auf dem Parkett des Hofes bewegten. Nur bei einem, bei dem ich es

am allerwenigsten angenommen hätte, kam mir die vorschriftsmäßige Ausstattung in calzon und media negra verdächtig vor. Ich bemerkte so etwas wie einen Hahnensporn über den Knöcheln, einen ringförmigen Absatz, der die Linie des schwarzen Strumpfbeines unten störend unterbrach. Offenbar hatte dieser ökonomische Germane seine langen schwarzen Hosen in die Strümpfe gesteckt, mittels einer Art Knetkur sie eng um seine Waden gewürgt und da wohl fest umschnürt. Ich mußte beinahe hell auflachen, wie er infolge seiner Einladung über die Kniehosen sich philosophischen Betrachtungen ergeben und nur für die Schuhe und Strümpfe sich in Ausgaben gestürzt hatte.

Schon vorher hatte ich die sehr seltene Gelegenheit gehabt, die innere Pracht des königlichen Residenzschlosses zu sehen. Am Geburtstag des Königs den Thronsaal, wo die große Defiliercour abgehalten wurde, mit seinem großen Deckengemälde zur Verherrlichung der spanischen Monarchie; Sammet, Gold und Spiegeln an den Wänden; längs ihrer Marmortische, auf denen allerhand kostbare Kunstsachen stehen, und mit dem Thron, von vier vergoldeten Löwen bewacht, die Statue der Klugheit zur Rechten, die der Gerechtigkeit zur Linken. Ferner den Bankettsaal mit seinen Marmorwänden, die mit bewunderungswürdigen Handstickereien gobelinartig, ebenso wie die Möbel darin, bedeckt sind, und auch mit der völlig

hergerichteten Tafel, ihren vielen Auffsätzen von Marmor und Majolika, all dem verwirrend funkelnden Gewirr der Karaffen, Gläser, Porzellane, goldener und silbener Zier. Überall auf dieser langen, mit 120 Gedecken versehenen Tafel duftige Blumen aus Valenzia, bald in Sträußen, bald in flachen Sandfiguren auf dem schweren Damast liegend. Silbernes Tischgeschirr wechselnd mit dem feinsten von Porzellan; die Dessertteller für einen sechsmaligen Umtausch waren aus altem Sèvresporzellan mit goldgestreiftem azurblauem Rand. Ein hier anstoßender Saal ist ganz mit Porzellan des vorigen Jahrhunderts bekleidet und mit großen Bildsäulen aus derselben Masse eigenartig geziert.

Für das Ballfest war eine andere Flucht von großen Sälen und vielen kleineren Gemächern, wohl an zwanzig zusammen, geöffnet, die mit einem vollständig ausgestatteten Billardzimmer endete. Auffällig war auch hier der Mangel an Bilderschmuck, obwohl die Ausstattung der Räume mit Spiegeln, vergoldeten Deckenzierden, krystallenen Kronleuchtern, mit Gueridons, Gobelins und Teppichen einen vornehmen Eindruck machte. Zwanglos bewegten sich hier wohl über zweitausend Menschen durcheinander, plaudernd, lachend, sich begrüßend und hofierend. Getanzt wurde nirgends als in dem Salon, wo sich der Hof und auf einer schmalen Estrade das einzige kleine Streichorchester befand, welches Quadrillen,

Schottisch oder Walzer aufspielte. Nachdem die höchsten Personen diesen Ball, der eigentlich keiner war, eröffnet hatten, bewegte sich, umdrängt von den Zuschauern, immer nur eine kleine Zahl von Tanzpaaren in dem sehr beschränkten Kreise.

Nach Mitternacht wurde der Saal mit dem Buffet geöffnet und unter höchst ungestümem Gedränge strömte die Menge, männlich wie weiblich, dahin.

Als auch ich mich diesem Ziele zuwandte, begegnete ich einem der spanischen Herren, die zu allererst mich wegen der calzon und media negra geängstigt hatten.

„Es freut mich, daß Sie hier sind," begrüßte er mich in seiner ordengeschmückten Uniform und blickte dabei auf meine, von den Frackschößen umwedelte untere Partie. „Sie fanden also wirklich keine Anstände?"

„Die Herren Ceremonienmeister," erwiderte ich, „nahmen die liebenswürdigste Rücksicht, natürlich ausnahmsweise."

In diesem Augenblicke blieben meine Augen wie gebannt auf zwei herankommenden Männergestalten haften, die nach dem Buffet ausspähend vorzudringen suchten.

„Sehen Sie doch, Sennor!" stammelte ich und zeigte auf sie.

„Was denn?"

„Diese Frevler! Und man hat sie hier zugelassen!“

„Aha, mit langen Beinkleidern, wie Sie? Nun, es werden auch fremde Korrespondenten sein.“

„Ja, wahrscheinlich, Sennor. Aber beachten Sie doch — Sie haben ja nicht einmal die billige Rücksicht genommen, eine weiße Krawatte anzulegen. In schwarzer Krawatte hier sich zu zeigen — ist denn das nicht empörend?“

Und ich wandte mich eilig in meiner spaßhaften Entrüstung dem Champagnerstand am Buffet zu, um mich zu beruhigen.

Die Scene, die sich hier bot, war komisch und unschön. Wenn man sah, wie diese Männer mit vielen Orden, in pomphaften Uniformen, diese Damen in Seide, Atlas und Spitzen, sich zu den Schüsseln hinzuarbeiten suchten, mußte man denken, daß sie den ganzen Tag über in Hinblick auf diese auserlesene kalte Küche gar nichts gegessen hatten. Alle spanische Grandezza war da unfindbar, und ebensowenig konnte man Mäßigkeit als den Grundzug des spanischen Charakters erkennen. Es gab nur zu Viele, die nicht genug für sich erbeuten konnten und von einem Stand zum andern das lange Buffet abplünderten. Die Damen nahmen ihre Schale Gefrorenes, ihren Kuchen, Thee, Champagner, unter Rippenstößen ein, ohne in dem Genuß sich stören zu lassen und schon nach einem anderen begehrlich. Wohl zwei

Stunden lang währte diese Schlacht. Dasselbe Schauspiel bildete auch das Ende des einige Tage später gegebenen Ballfestes seitens der Stadt Madrid im Gemeindehause. Auf einem Volksfest hätte es nicht bei einem Sturm auf ein Freibuffet ärger zugehen können. Übrigens gab es für die Herren dort wie hier noch einen besonderen Rauchsalon, wo sie auf Kosten des Königs oder der Stadt, die 40 000 Pesetas für ihr Fest bestimmt hatte, an schlechten Cigaretten und an nicht den besten Havannahs sich satt rauchen konnten und es redlich thaten.

König Alfons XII. und seine Familie.

Das Geschlecht der Bourbonen, das so lange Zeit fast die ganze romanische Welt in Europa in verschiedenen dynastischen Zweigen beherrschte, sitzt nur noch auf dem spanischen Thron. Auch von diesem ist es schon zweimal in diesem Jahrhundert heruntergestoßen worden, und seitdem es — zehn Jahre nunmehr — auf denselben wieder zurückgeführt worden ist, gilt es einem sehr großen Teil der Spanier für eine widerrechtliche Gewalt, und niemand in der Welt möchte darauf schwören, daß es im ruhigen Besitz seines letzten Thrones bleibt.

Wenn man Gelegenheit gehabt hat, in Madrid die königliche Familie, sei es bei festlichen Vorgängen im prächtigen Schlosse, sei es bei öffentlichen Schauspielen, zu sehen, so vermag man sich allerdings kaum des Gedankens zu erwehren, daß alle diese Herrlichkeit eines Tages wieder zu Ende sein könnte und daß diese Besorgnis die Mitglieder des Königs-

hauses selber bedrückt. Der Prunk der offiziellen Huldigungen ist wohl an keinem der europäischen Höfe noch mehr von kalter Heuchelei und selbstsüchtiger Verlogenheit durchzogen, als wie an dem von Madrid. Eine aufrichtig ergebene, und durch Staatsraison wie ihre monarchischen Grundsätze dazu bestimmte Schar ausgenommen — wie den Herzog von Sesto, den Kabinettschef Graf Morphy, den General Blanco, Canovas, an ihrer Spitze, die einen engeren Kreis um den jungen Monarchen bilden — bewegt sich in der flimmernden Luft des Hofes ein Adel ohne liebevolle Anhänglichkeit und ein höchstes Beamtentum von politischer Charakterunbeständigkeit. Ein guter Teil von einem wie von anderm beugt sein Haupt vor der Majestät Alfons' XII. wie eine Pagode, die man angestoßen hat; sonnt sich in dem Licht, das gerade scheint; trägt die goldstrotzende Uniform, weil sie das notwendige Amt umkleidet, oder geht heut gar ehrfurchtsvoll grüßend an dem rotsammeten Thron vorüber, den er im September 1868 gleichmütig hatte in die Rumpelkammer tragen lassen, wenn nicht mit eigenen Händen und unter dem Lebehochruf auf die Republik dahin mitgeschleppt.

Ebensowenig ist von einer Liebe und begeisterungsfähigen Treue des Madrider Volks, oder eines anderen Teils der spanischen Bevölkerung, für die herrschende Dynastie Aufhebens zu machen. Öffentliche Kundgebungen der Achtung und Höflichkeit kön-

nen in einer Hauptstadt nicht mangeln, in der die vornehme und bürgerliche Gesellschaft durch allerhand Interessen mit der existierenden Ordnung verbunden ist und für deren ersten Vertreter sie den König und sein Haus mit mehr oder weniger persönlicher Sympathie ansieht. Und selbst in dieser Beziehung fällt die frostige Zurückhaltung auf. Enthusiastische Äußerungen des Volks aller Klassen, wie sie dem Könige im Herbst 1883 nach der Rückkehr aus Paris wegen der dort erlittenen Beleidigung bereitet wurden, konnten nur als lebhafte Kundgebungen eines leicht erregbaren Nationalstolzes aufgefaßt werden, den es drängte, dem Könige als dessen berufenen Wächter eine Genugthuung für die französische Kränkung und eine Freude über sein taktvolles Benehmen in diesem besonderen Falle auszudrücken. Gewiß hat der König Alfons für seine Person dadurch auch viel an Teilnahme im Volke von Madrid gewonnen; aber in der Hauptsache bleibt die öffentliche Achtung vor ihm stehen, wie wenn sie sagen wollte: Du bist anzuerkennen; Deine Regierung ist sogar für Spanien unter jetzigen Umständen notwendig und die annehmbarste zur Erhaltung von Ordnung und Friede; ob sie sich jedoch bewähren und in den Herzen der Spanier befestigen wird, muß man abwarten, und darum mußt Du selbst die meiste Sorge tragen.

König Alfons ist ein Mann, der persönlich

Sympathien zu erregen weiß, ohne daß er darauf durch die wohlfeilen Mittel, welche einem so Hochgestellten zur Verfügung stehen, spekuliert. Er ist offen, gradsinnig, intelligent, ein Selbstdenker ohne Hochmut, ein unverderbt natürlicher Mensch, der aufrichtig das Beste seines Staates erstrebt und selber ehrgeizvoll dazu die Hand bieten will, selbst wenn es gegen alle königlichen, gegen alle bourbonischen und auch sogar gegen spanische Vorurteile verstößt. Er fühlt sich König durch das legitime Recht seiner Familie, aber auch durch den Willen der Einsichtigen und Ordnungsliebenden seines Volks, wie er sich den Cortes gegenüber nach der Rückkehr aus dem Exil seines Hauses ausgedrückt hat. Diese sechs Jahre des Exils, welche ihm als Jüngling beschieden waren, sind ihm eine Schule der Erfahrung gewesen, in der er seinen Charakter geformt hat. In Wien verkehrte er frei auch viel mit Bürgerlichen, ohne daß er sich ihnen gegenüber mehr dünkte. Jeder, der ihn damals als Knaben gekannt, gewann ihn lieb durch die Anspruchslosigkeit und lebhafte Herzlichkeit seines Wesens. Er hörte freimütige Urteile über sein Vaterland; er unterrichtete sich aus eigenem Drang über die wahre Geschichte desselben und fand selber, ohne von seinem Erzieher Morphy daran behindert oder beirrt zu werden, wie die schlechte Regierung der meisten Könige seines Geschlechts die Schuld an Spaniens Niedergang ge-

tragen. Sein eigenes Unglück, aus seinem Vaterlande verstoßen zu sein, kam ihm nicht anders, als wie eine gerechte Nemesis vor, welche seine Familie ereilt hatte.

Seitdem er auf dem Throne seiner Mutter sitzt, hat er diese Eindrücke aus der Exilszeit nicht vergessen, die Gedanken, zu denen er damals gelangte, nicht in dynastischer Selbstsüchtigkeit verleugnet. In einer öffentlichen Rede vor der Festversammlung der juristischen Fakultät verwies er in aller Schlichtheit auf seine herbe Schule des Lebens. Als König will er seine Schuldigkeit gegen das Land thun, und er arbeitet mit Ernst und Eifer jeden Tag in seinem Beruf; aber er hat nicht so sehr den König, nicht das dynastische Interesse dabei im Sinne, sondern das Wohl und die Aufrichtung seines Staats aus den demoralisierenden Wirkungen einer üblen Vergangenheit. Er würde vielleicht wirklich auch Republikaner sein können, sollte es das Glück Spaniens erfordern. Freimütig sprach er dies selber schon öfter gegen die Männer aus, welche auch einmal der kurzen Republik gedient hatten. Er hört sie mit Aufmerksamkeit und Achtung über ihre Meinungen an; er beruft die feineren politischen Köpfe aller Parteien zu sich, um sie über ihre Ansichten zu befragen, und er sucht sich dann erst in wichtigen Angelegenheiten sein Urteil zu bilden. Für seine Person setzt er sich, wo er nicht die königliche Würde pflicht-

mäßig repräsentieren muß, auch über alle Etikette hinweg. Er bewegt sich auf der Promenade in bürgerlicher Kleidung, allein oder mit der Königin am Arm, so zwanglos wie jeder andere Spaziergänger; er spricht förmlich zuvorkommend mit denen, die er in seinem Kabinett empfängt; er plaudert gemütvoll, sinnig, aufs Ernste gehend, anregend; und wenn man ihn sein wienerisches Deutsch mit dem preußischen Kronprinzen, mit „Fritz“, oder „Kronprinz“, wie er ihn in traulichster Freundschaft nannte, sprechen hörte, so meinte man, daß er einer der „feschen“ österreichischen Kavaliere sei. Über die Zukunft eines jungen Königs weissagen zu wollen, wäre zu gewagt. Doch wie Don Alfons bisher sich auf dem Throne Spaniens gezeigt, kann man nur sagen, daß er sich desselben als ein Regent modernen Geistes und edler, patriotischer Absichten würdig zu erweisen versucht und mit Klugheit das Staatsschiff bisher durch die Klippen aller Parteiselbstsucht zu steuern wußte.

Während seiner Regierung hat er den konstitutionellen Charakter derselben dadurch bethätigt, daß er alle monarchisch gesinnten Parteien, ausgenommen die für ihn unmögliche carlistische, an die Spitze der Gesetzgebung stellte. Er ging dabei mutig bis ins Lager der Radikalen, zu Männern, wie Moret und Lopez Dominguez, welche zwar ihr früheres Republikanertum aufgegeben haben, doch die spanische

Monarchie nur im demokratischen Geiste unterstützen wollen. Sie meinten es damit gewiß sehr redlich, und der König hätte sie nicht gehindert, ihre Ideen zu verwirklichen. Aber es zeigte sich, wie so oftmals in Spanien, daß mit den guten Parteiabsichten allein dort praktisch nicht zu regieren ist und gerade die der Liberalen von der Interessenselbstsucht derjenigen behindert und vereitelt werden, welche sie zum Gedeihen ihres Landes und ihrer gemeinsamen Sache unterstützen sollten. Aus dieser gewonnenen Einsicht wandte sich der König, da er nicht weiter links gehen konnte, abermals nach rechts und übergab Canovas die Geschäfte des Staates. Niemand wunderte sich auch besonders darüber; es lag, kann man sagen, in den Verhältnissen, und man sprach schon zu der Zeit, da die dynastische Linke an die Regierung kam, mit Überzeugung davon, daß ihr bald ein Ministerium Canovas folgen werde.

Seit einigen Jahren lebt die Exkönigin Donna Isabella wieder in Spanien. Der Fremde in Madrid kann nicht umhin, ihrer Erscheinung das lebhafteste Interesse zuzuwenden. Man hat schon von ihr gehört, als man noch Kind war — und was hat man nicht alles von ihr gehört, was die Phantasie um sie, um ihren Hof und in den romantischen Vorstellungen spielen ließ, mit denen unsere Dichter uns von dem „schönen Spanien“ und

seinen Dorados „unterm Schatten der Kastanien“ erfüllt haben! Man ist seitdem selber schon alt geworden und kann sich zunächst nicht vorstellen, daß diese Königin Isabella überhaupt noch sichtbar sei. Es ist einem, als müßte sie schon längst gestorben sein, da sie schon vor vierzig Jahren auf dem Thron saß und vor sechzehn Jahren ihn verloren hatte. Dann erinnert man sich freilich, daß sie die Mutter des jetzigen, sehr jungen Königs ist und noch lebt, daß sie noch ein kleines dreijähriges Kind war, als sie schon der Reihe der spanischen Monarchen zugezählt wurde, und daß sie jetzt überhaupt kaum dreiundfünfzig Jahre überschritten hat. Das ist ein Alter, in dem eine gesunde Frau noch gern die Beweise ihres Lebens giebt, in dem ihre erwachsenen Kinder die Mutter als Freundin verehren, und eine gewohnte Freude an den Eitelkeiten dieser Welt bei ihr noch keineswegs der Philosophie der Greisenhaftigkeit Platz macht.

In der That, Donna Isabella ist ein sprechendes Bild der lebensfrohen Frau von fünfzig Jahren. Es giebt Damen, die mit vierzig nicht so frisch und so blühend aussehen. Allerdings, sie hat eine mächtige Fülle des Körpers, eine königlich mächtige; sie wird, nach ihrem bequemen, warmen Schuhwerk zu schließen, nach ihrem vorsichtigen Schreiten, wohl auch etwas Gicht in den Beinen haben, und an ihrem blühenden Gesicht mögen die feinen Schmin-

ken und Salben ebenso viel schuld sein, wie an dem matten weißen Teint und den schwarzen Augenbrauen so vieler spanischer Sennoras. Aber ihre Toilettenkünste stehen einer Dame wohl an, welche noch das Weib und die Fürstin repräsentieren will, und ihre Gicht, wie ihre bedeutende Beleibtheit verhindern sie nicht, noch in der Quadrille eines Hofballes mitzutanzen. Sie hat in ihrem angenehmen Gesicht die Züge eines harmlosen, sorglosen Charakters und die Stürme ihres Lebens haben dahinein keine lesbare Schrift geschrieben. Sie ist eine Frau, die ihre Geschichte mit kummerloser Gemütlichkeit trägt und in die Zukunft zu blicken scheint, als liege sie unter blauem, wolkenlosem Himmel vor ihr, alles Vergangene vergessend.

Ein etwas wunderbares Geschick hat sie zur Königin von Spanien und zur Stammmutter einer neuen Dynastie des bourbonischen Hauses gemacht, wogegen es ihrem Vaterlande damit eine Menge Unglück zu dem schon ererbten hinzufügte. Denn hätte ihr alter Vater Ferdinand VII. sich 1830 von seiner neugeheirateten jungen und allzu klugen Frau Marie Christine von Neapel nicht bethören lassen, das herrschende salische Gesetz aufzuheben und das der „siete partidas“ wiederherzustellen, kraft dessen in Ermangelung von Söhnen die weiblichen Nachkommen des Königs zur Thronfolge gelangen konnten, so würde es seitdem wohl nicht drei blutige Bürger-

kriege im Lande gegeben haben und keinen Carlismus, welcher sich als verdrängte legitime Königsgesinnung gegen die Monarchie Isabellas und ihrer Familie sehr fest organisiert hat. Das selbstsüchtige und beschränkte Regiment ihrer Günstlinge und Beichtschwestern hat auch nicht dazu beigetragen, Spanien aus seiner politischen Versumpfung emporzuheben, dagegen ein Republikanertum entstehen lassen, in welches sich mehr und mehr alle unzufriedenen Elemente des Bürgertums und der Armee wie zu der Möglichkeit neuer Hoffnungen für das Vaterland flüchteten. Die Generäle, welche die gutmütige Isabella mit einer merkwürdigen Vorliebe einsperrte, verließen das Militärgefängnis von San Franzisco in Madrid alle als Feinde des absolutistischen Königtums oder doch der bourbonischen Dynastie, und suchten danach durch Soldatenaufstände der alten Wirtschaft ein Ende zu machen. Was man darüber auch sagen mag, es war doch ein stark patriotischer Zug in diesen Schilderhebungen und ohne die rebellischen Generäle würde die Reaktion in Spanien womöglich bis zu Ketzerverbrennungen wieder zurückgeführt worden sein. Es hat ja unter Isabella und ihr zu Ehren auch wirklich noch in der Stadt Madrid nahe der plaza mayor, dessen Boden einst von der glühenden Asche der Scheiterhaufen gedörrt wurde, ein Autodafé gegeben. Der Priester Marino, welcher 1852 einen Mordanfall auf sie versuchte, ward nach

seiner Hinrichtung öffentlich verbrannt, während unter ihrem jetzt regierenden Sohn Alfons bei der Hinrichtung der beiden Fanatiker, die bald nach seiner Thronbesteigung ein Attentat gegen ihn verübten, das flammende Nachspiel im Stil des Mittelalters unterblieb.

Kam Isabella bald nach Erlaß des neuen Thronfolgegesetzes von 1830 eigentlich zum Unglück Spaniens als die erste Tochter Marie Christinens auf die Welt, so ist es gleichwohl nicht zu bestreiten, daß ein großer Teil der Bevölkerung bis heute für sie eingenommen ist. In dem alten Beamtentum steckt noch viel Sympathie für ihre Person, und Isabella weiß es sehr wohl. Als man ihr im September 1868, während sie sich auf Besuch zu Louis Napoleon nach Frankreich begab, ihre Absetzung durch die ausgebrochene Revolution in Madrid mitteilte, wollte sie es gar nicht für möglich halten und sie hoffte jeden Tag, daß man sie in Reue und des republikanischen Zwischenspiels satt auf ihren geliebten Thron zurückrufen werde. Es kam ihr sehr, sehr schwer an, auf ihre Rechte daran zu Gunsten ihres Sohnes, als man sie deshalb bedrängte, Verzicht zu leisten und sie überwand sich erst beinahe zwei Jahre später dazu, nachdem ihr diese Rechte durch eine schwere Summe gleichsam abgekauft worden waren. Noch heute verschmerzt sie es nicht, Königin genannt zu werden, ohne es zu

sein. Die Besorgnis, daß ihre zahlreichen Anhänger ihr das Vergnügen machen könnten, sie wieder auf den Thron zu setzen, bewog die Alfonsisten mehr, ihr nach der Proklamierung ihres Sohnes zum König die Rückkehr nach Spanien zu verweigern, als die vorgeschützte Gefahr für ihre Sicherheit daselbst. Erst 1877 ließ man sie zurückkommen und seitdem ist wieder in Madrid vereinigt, was derzeit die spanische Königsfamilie bildet. Die Ex-Königin Isabella thut bei Hofe wieder mit, genießt die ihr als Mutter des Königs gebührenden Ehren, amüsiert sich und hält sich aus eigenem Antrieb, und weil es sein muß, den politischen Geschäften fern. Sie hat keinen Sinn zu Intriguen und nichts ist im Ernst davon für die Regierung ihres Sohnes zu befürchten. Doch in Spanien sind die überraschendsten Ereignisse möglich und daher könnte es auch sein, daß eines Nachts die korpulente Isabella von entschlossenen Verehrern entführt wird und der junge Tag im Purpurkleide sie mit der Krone wieder auf dem Haupt begrüßt. Wenigstens versichert man, daß Don Alfonso für sein Regiment nicht so sehr den Don Carlos oder die Republikaner fürchtet, sondern seine liebenswürdige Mama, weil sie eben viele alte Anhänger im Lande hat.

Die königliche Familie in Madrid zählt nicht mehr alle die Mitglieder, die sich zu Isabellas Regierungszeit im Schlosse befanden. Der angetraute

Gemahl der Stammmutter, den man 1846 für sie ausgesucht hatte, ihr Vetter, der gute „König“ Franz d'Assis, denkt längst schon fern von Madrid über seine spanische Heirat nach und ist seit 1870 von der Gemahlin geschieden. In diesem Jahre machte Isabella gleichsam reinen Tisch, wie in dem Vorgefühl großer weltgeschichtlicher Ereignisse, die sie freilich gar nichts angehen sollten. Sie entsagte dem Gatten und dem Thron, und zu dem letzteren urkundlichen Verzichte wurde sie offenbar durch die plötzlich aufgetauchte Möglichkeit bestimmt, daß ein deutscher Prinz aus dem Hause Hohenzollern König von Spanien werden könnte. So beseitigte sie sich wenigstens als ein Hindernis für eine spätere Thronberufung ihres Sohnes Alfons.

Von ihren Töchtern, die sie als Königin geboren, kamen nur die zwei jüngsten, die Infantin de la Paz und die Infantin Eulalia, mit ihr nach Madrid an den Hof ihres Sohnes zurück. Sie standen damals — 1877 — noch in dem jugendlichen Alter von fünfzehn und dreizehn Jahren und versprachen weiter keine Schönheiten zu werden, waren aber durch die schmerzliche Erfahrung des Exils, in dem sie ihre zarte Kindheit verleben mußten, bescheideneren Sinnes und leutseligeren Charakters geworden, als ihre älteste Schwester Maria Isabella. Dieselbe war schon seit 1868, kurz ehe ihrer Mutter Absetzung erfolgte, mit siebzehn Jahren an den Grafen

Girgenti, Bruder des Ex-Königs von Neapel, vermählt worden und dieser Vorgang gehörte mit zu den letzten pikanten Hofgeschichten, die man sich aus der Regierungszeit der viel damit bedachten Königin erzählte. Die Infantin Maria Isabella, die 1851 nach sechsjähriger kinderloser Ehe geboren wurde, erhielt den Titel einer Prinzessin von Asturien, welcher in Spanien dem mutmaßlichen Thronfolger — hier der Thronfolgerin — zukommt, wie dem in England nach der Grafschaft Wales. Im Volke nannte man die Neugeborene boshafterweise Araneja, weil damals der Kommandant der Leibgarde der Königin Arana hieß. Als das Kind, der Sitte gemäß, in der Kirche von Atocha mit großem Pomp ausgestellt werden sollte, geschah das Attentat des Priesters Marino auf die Mutter — am 2. Februar 1852 — noch in der Galerie des Palastes. Der Dolchstoß wurde von dem Fischbein im Mieder der Königin aufgefangen und verletzte sie nur leicht. Das war ihr Unglück mit der Araneja. Sechs Jahre später wurde Alfons geboren und das war das Malheur für Araneja. Denn sie verlor damit den Titel von Asturien, der nunmehr ihrem Bruder zukam, und dieser Verlust erbitterte die Prinzessin schon als Kind. Sie wurde sehr herausfordernden Charakters, so daß man bedacht war, sie so schnell als möglich zu verheiraten. Die Sache wurde mit den vertriebenen neapolitanischen Bourbons vereinbart und eines Tages

im Frühjahr 1868 stellte sich Gaetano, Graf von Girgenti, als Freier ein, dem man augenblicks den Beinamen Prinz von Urgente (dringlich) in witziger Umbildung von Girgenti gab. Er war 22 Jahre alt, so klein von Wuchs, daß der Säbel ihm bis auf die Brust reichte, hatte kleine Augen, einen hochroten Kopf, gar nichts Anziehendes im Wesen, und seinen Einzug in Spanien mit einem Gepäck gehalten, das auf der Eisenbahn mit vierzehn Pfund Übergewicht befördert worden war. Die Hochzeit fand statt und Donna Araneja mußte damit das andere Unglück hinnehmen, Spanien zu verlassen.

Zur königlichen Familie, die im Schlosse zu Madrid in La Granja, oder in Aranjuez residiert, ist auch der Herzog von Montpensier zu rechnen, nicht nur, weil er an demselben Tage im Jahre 1846, an dem Isabella mit Franz von Assis vermählt wurde, mit deren einziger, jüngerer Schwester Hochzeit feierte, nach Louis Philipps von Frankreich Abkartung, um einen Zweig der Orleans auf den bourbonischen Ast zu pfropfen; sondern weil er dann auch noch der Schwiegervater seines Neffen, des jetzigen Königs Alfons geworden ist. Es ist ein alter, feiner Herr von echt französischem Typus mit seinem „Birnenkopf“ in weichem, weißem Haar, und er hat in Spanien sein Glück gemacht, weniger, daß er als Schwager der regierenden Königin Isabella sogleich zum Generalkapitän ernannt wurde, sondern

daß er eine große Besitzung in Sevilla geschenkt erhielt, die er außerordentlich nutzbringend zu machen verstand. Mit Orleansscher Findigkeit hat er sich derart großen Reichtum verschafft. Dabei ist sein Garten San Telmo in Sevilla einer der schönsten in Spanien und als seine Winterresidenz daselbst ebenso sehenswürdig, wie der alte, maurische Alcazar von alhambraischer Pracht, in welchem die Königin Isabella ihm dort Nachbarin zu sein pflegt. Kaum war Don Alfonso König geworden, als er mit heißblütigem Herzen sich in seine Cousine, Maria de las Mercedes von Montpensier, verliebte. Sie war erst fünfzehn Jahre alt. Der Herzog widerstrebte auch anfangs dem ungestümen Verlangen des noch nicht zwanzigjährigen Monarchen, seine jüngste Tochter an denselben zu vermählen. Doch die Leidenschaft siegte über alle Bedenken gegen eine so nahe, bei den spanischen Heiraten nur zu häufig mißachtete Blutsverwandtschaft. Die schöne Rose Mercedes wurde Königin; aber fast noch im holden Rausch der Flitterwochen raffte sie der Tod von der Seite ihres Gatten.

Das dynastische Interesse verlangte von Alfons, sich des neuen zu verheiraten. Seine Wahl fiel auf die junge österreichische Prinzessin Maria Christine. Aus jener Zeit, die er als Schüler des Theresianums in Wien zugebracht, waren ihm noch alle Erinnerungen an den Aufenthalt daselbst leben-

dig, und es bildeten ihm so schöne und dankbar stimmende Erinnerungen, daß er im einsamen Escorial eine Art Kadettenanstalt unter demselben Namen Theresianum auf seine Kosten einrichtete, deren Zöglinge die Wiener Uniform tragen und speziell für den Douanedienst als Karabiniers ausgebildet werden. Gegen Ende des Jahres 1879, ein reichlich Jahr nach dem Tode der ersten Gemahlin, ging er seine zweite Vermählung ein. Die junge Erzherzogin wurde als spanische Königin vorweg mit Sympathien seitens der Madrilennen begrüßt, zumal der Damenwelt; ihre anmutvolle Erscheinung, ihre natürliche Liebenswürdigkeit in der Einfachheit ihres Wesens machten sie für dieselben auch zu einer reizvollen Erscheinung. Menschliche Kümmernis ist ihr als Gattin nicht erspart geblieben; aber nach Wolken kam immer wieder Sonnenschein in ihre Ehe, und die zwei Töchter, denen sie bisher das Leben geschenkt, erfüllen sie mit dem Glück einer liebenden Mutter. Sie ist allerdings des Spanischen vollauf mächtig, doch liebt sie es, in ihrem häuslichen Kreise, mit ihrem Gemahl, in ihrer Muttersprache zu verkehren; auch mit den beiden in der Familie lebenden Infantinnen, denen freilich das Deutsche nur wenig Behagen abgewonnen hat, obgleich die ältere — Donna de la Paz — vor zwei Jahren sich mit einem bayrischen Prinzen vermählte.

Diese jetzt 22jährige Infantin Maria de la Paz

hat sich auch als sinnige Dichterin hervorgethan. Aus den von ihr für den engsten Kreis herausgegebenen „Poesias“ hat Fastenrath mehrere in Übersetzung in der Zeitschrift „Auf der Höhe“ vorgeführt und einige davon sind für sie und auch für ihren Bruder, den König, höchst charakteristisch. So heißt es in dem Gedicht an ihren Bruder Don Alfonso:

„Kind noch war ich, ach, da mußten
Wir die Grenze überschreiten;
Weißt Du noch? Und Thränen gleiten
Sah ich über's Antlitz Dir.
Da verstand ich was geschehen,
Aber Du warst voll Verlangen,
Leuchtend stand's auf Deinen Wangen:
„Neu erringen muß ich's mir!“

„Und wie Deines Alters Keinen
Sah Dich ich von Eifer glühen,
Und die Arbeit und die Mühen
Senkten Trost in Deine Brust.
Träumtest nur vom Vaterlande,
Das ich stets Dich hörte preisen,
Seiner wert Dich zu erweisen
Galt Dir als die höchste Lust.“

Und in dem Gedicht auf seine kleine Tochter Mercedes:

„Weißt noch nicht, daß Hoheit sein
Nimmermehr ein Glück zu nennen:
Dunst, der hüllt die Größe ein,
Ist ein Hindernis allein,
Um die Wahrheit zu erkennen.“

„Wirst den Hof zu Füßen seh'n
Und Dir lächeln Aller Mienen,
Doch vielleicht zumeist Dich schmäh'n
Hört dann hinterrücks man Den,
Der Dir bester Freund geschienen!"

Die schlichte Lebensweise der königlichen Familie entspricht in keiner Weise den Vorstellungen, die man sich im allgemeinen noch immer von dem Zwang der spanischen Etikette und dem umständlichen Ceremoniell am Hofe von Madrid macht. Dieselben zeigen sich nur noch bei großen Staatsfesten, in denen der Hof auftritt, beim Empfang im Schlosse an des Königs Geburtstag, bei der Ernennung neuer Granden und dergleichen selten gewordenen pomphaften Feierlichkeiten, und auch dann nicht mehr in dem Glanz und in der Strenge, wie noch unter der Königin Isabella. Es giebt einen gegen früher nur noch bescheidenen Hofstaat, und die Personen, welche ihn bilden — vor allen der obenan stehende Herzog von Sesto, dann der Chef des Palastes Marqués de Alcanices, der General Blanco als Vorstand des Militär- und der Graf Morphy als Chef des Civilkabinetts — üben ihre Ämter nicht mehr in dem Stil altspanischer Etikette. Alles, mehr wie sonstwo in Spanien, hat am jetzigen Hofe modernen Ausdruck angenommen und mit den einst so heilig gehaltenen Überlieferungen der höfischen Förmlichkeiten gebrochen. Die heutige Camarera mayor, Oberhof-

meisterin der Königin, hat es nicht mehr nötig, wie ihre Vorgängerinnen, mit dem Schwerte Sr. Majestät, einem Nachtgeschirr und einer Lampe, nachts in das Schlafgemach der Königin zu eilen, wenn der König dort seinen Besuch abzustatten geruht; oder Ihrer Majestät alle Morgen die Füße zu waschen.

Sparsamkeitsrücksichten mögen auch diese Zurückführung des einst so pompösen Hofstaats auf seine jetzige verhältnismäßige Einfachheit bewirkt haben. Das königliche Vermögen an Geld und Gut hat durch die Revolution von 1868 einen argen Stoß erlitten. Was die Republik in spanischer Noblesse trotz den schlechten Staatsfinanzen der Königin Isabella in Ablösung ihrer Ansprüche bar auszahlte, hat sich unter ihren Fingern im Aufenthalt zu Paris stark verflüchtigt. König Alfons hatte seine Not, die Summe aufzutreiben, welche er für alle Fälle bei seiner Vermählung mit der österreichischen Erzherzogin sicher stellen mußte. Was die Civilliste betrifft, so giebt sie dem Könige 7 Millionen Pesetas, der Königin 450 000, der Mama Isabella noch 750 000, ihrem geschiedenen Gemahl 300 000, den Infantinnen 250- und 150 000. Zusammen mit dem Aufwand für den Hofstaat und der königlichen Eskorte beinahe 11 Millionen. Der König hat ehrenhalber starke Ausgaben übernommen, darunter den Ausbau des vom Blitz zum siebenten oder achten mal schon getroffenen Escorial. Außerordentliche Opfer für sich

noch vom Staatsschatz zu verlangen, darf er nicht wagen, ohne den Unmut der vielen Monarchiefeinde im Lande zu erhöhen, nach deren Ansicht er schon viel zu viel kostet. Als der deutsche Kronprinz zu Besuch kam, wurde vorweg bekannt gegeben, daß alle Ausgaben für die ihm zu Ehren vorbereiteten Feste nur aus der Kasse des Königs bestritten werden würden, um keine Verstimmung dagegen im Volke hervorzurufen. Ein großes Geschäft in Madrid sollte eine Lieferung von Ausstattungssachen bei der zweiten Hochzeit übernehmen und die Zahlungen dafür in mehreren Raten binnen längerer Frist erhalten. Es verzichtete lieber auf den Handel, als daß es auf diese Bedingungen sich einließ. Dies charakterisiert den Kredit des Königs oder vielmehr den seiner Würde und der Sicherheit, die ihr Einkommen bietet.

Die Cortes.

Die Volksvertretung in Spanien besteht seit der Einsetzung der Regierung des jetzigen Königs aus einem Senat und einer Deputiertenkammer. Wie überall in den konstitutionellen Staaten ruht wesentlich in der letzteren die politische Bedeutung. In ihrem schönen, reich mit Gemälden geschmückten Saal, den sie seit 1850 in Madrid, dicht am Prado besitzt, versammelt sich der Senat und auch der Hof mit dem König zu jeder Eröffnung einer neuen Session. Dies geschieht dann mit einer außerordentlichen Feierlichkeit in allem spanischen Hofpomp, und es war mir um deswillen schon von nicht minder großem Interesse, wie der Besuch eines Hofballes im Schlosse, Augenzeuge davon sein zu können.

Um eines für Spanien so wichtigen Ereignisses willen hatte Madrid natürlich wieder Feiertag gemacht und tausende von Menschen benutzten ihre freie Zeit, sich zu dem öffentlichen Schauspiel der

königlichen Auffahrt einzufinden, hunderte, und darunter die Mehrzahl Damen, um die Tribünen im Sitzungssaal zu besetzen.

Die Straßen, durch welche der königliche Zug vom Schlosse her kommen sollte, prangten in der bunten Fensterzier von ausgehängten Teppichen und rot und gelb drapierter Balkone, wie sie bei jeder festlichen Gelegenheit in den spanischen Städten zur Schau gestellt wird. Vor dem Palacio del Congreso, dem Deputiertenhause, mit seiner vornehmen Säulenhalle, die rechts und links von einem sitzenden Löwen, eine Kugel mit der Tatze haltend, flankiert ist, war ein Baldachin von rotem Sammet mit Goldfransen errichtet worden. Infanterie bildete längs des Weges durch die Stadt ein loses Spalier und ein Zug Husaren sperrte es gegen den Prado hin ab. Dann rückten die Alaborderos, die Schloßgarden, mit ihren langen, geschulterten Hellebarden und mit ihrer eigenen Musik auf, diese prächtige Schar in alter Grenadiertracht, dunklen Leibröcken mit scharlachrotem Brustlatz und silberbordierten Brandebourgs, weißwollenen anliegenden Hosen, bis hoch über das Knie reichenden schwarzen Gamaschen, den rot und weiß bordierten Dreispitz auf dem Haupt. Sie bildeten ein Spalier von der Straße her, die Treppe zur Vorhalle des Cortespalastes hinauf und durch den offenen Eingang bis mitten in den Sitzungssaal. Äußerlich ihnen ähnlich, zu Pferde, be-

setzte eine Abteilung der Guardias civiles in einzelnen Posten ringsum den Palast. Unter der Säulenhalle desselben sammelten sich in goldschimmernden Uniformen, Kniehosen, weißen Strümpfen und Schuhen, die Minister, ihr Spazierstöckchen in der Hand; ebenso im Frack die zum Empfang des Königs bestimmten Deputierten und Senatoren. Die vier Herolde der Cortes, die marceros del congreso, in roten Sammetroben mit schweren silbernen Zeichen ihrer Würde in der Hand, nahmen am Portal zu beiden Seiten ihre Plätze ein.

Dann hörte man dumpfe Kanonenschläge hallen, welche die Abfahrt des königlichen Zuges vom Schlosse anzeigten. Von der Straße Mayor und der Puerta del Sol her nahten sich die Straße San Geronimo hinauf langsamen Ganges die Hofkarossen, die pomphaftesten, die sich denken lassen, zum großen Teil noch aus der Zeit des vorigen Jahrhunderts, wie sie der königliche Marstall in Madrid, nebst Sattel- und Zaumzeug, wohl einzig in solcher Menge und künstlerischen Pracht besitzt. Einer der anfahrenden Wagen übertraf darin den anderen; alle überreich in Goldzier, sechsspännig mit edelsten Pferden, die auf ihren Köpfen hohe farbige Federbüsche nicken ließen. In spanischer Rokokotracht die Jockeys voran, die Kutscher auf ihren Sitzen, die Bedienten auf dem Bock und die Läufer nebenher. Diese Karossen, wohl ihrer fünfzehn, brachten die obersten Hofbeamten, die

Infantinnen, die Palastdamen vom Dienst in strahlendsten Toiletten; im letzten Wagen, der einem schwebenden Salon aus Spiegelscheiben glich, saß der König in Generalkapitänsuniform neben der Königin in weißseidenem Kleide und mit einem blitzenden Diamantschmuck auf dem Haupte. Die funkelnden Gardereiter schlossen den Zug.

Bei der Ankunft des Königspaares vor dem Cortespalast spielte die Musik der Hellebardiere den spanischen Marsch, die Kanonen erdröhnten wieder von der Ferne her in einzelnen dumpfen Schlägen, die Fanfaren der Husarentrompeter erklangen dazwischen. Empfangen und geleitet von der Cortesdeputation unter dem Baldachin, schritt der König mit der Königin dann durch das Hellebardierenspalier in den Palast.

Im Sitzungssaal erwarteten die Mitglieder der Cortes, teils in Uniform, teils im Frack, den Eintritt des Monarchen. Wo sonst der Präsident seinen Sitz hat, war ein Thron errichtet worden und dahin wurde der König geführt, um hier, die Königin neben sich, Platz zu nehmen. Zur einen Seite des Thrones hatten die Hofchargen, zur anderen die Minister sich aufgestellt. Unter feierlichem Schweigen der großen Versammlung überreichte der Ministerpräsident, damals Posada-Herrera, die Thronrede dem Monarchen und sogleich las sie derselbe mit lauter Stimme und sehr ausdrucksvoll ab. Alfons XII.

ist ein guter Redner und liebt es, sich als solchen öffentlich zu zeigen. Nach Beendigung dieses Vortrages erklärte der Ministerpräsident die neue Session der Cortes für eröffnet. Der Hof mit dem königlichen Paare verließ in der Ordnung, wie er gekommen, den Palast, und der Saal leerte sich danach ohne Verzug.

Dieser große, viereckige Raum in seiner edlen Ausführung hat schon vielen jener hocherregten Verhandlungen zur Stätte gedient, an denen es ja einem spanischen Parlament noch weniger als einem französischen und italienischen fehlen darf. Der Spanier ist Redner und als Deputierter fast immer Politiker und Parteimann aus Leidenschaft. Er geht in den Sitzungssaal, um, wenn nicht sich selber, so seine Freunde als Redner glänzen zu sehen, oder seinen Gegnern die Triumphe als solche vergällen zu helfen. Eine jede Sitzung ist eine Galavorstellung, zu welcher die Deputierten sich durchweg nur in höchst sorgfältiger Kleidung begeben, worauf ein Caballero überhaupt unbedingt hält. Jede große Verhandlung der Cortes muß einen aufregenden Genuß bieten, mindestens durch schöne Reden. Sie werden meist schon vorher, wie das Auftreten eines berühmten Künstlers im Theater, angekündigt und dann ist der Andrang des Publikums ungeheuer. In der That sind die Spanier mit ihrer schönen melodiösen Sprache groß in der Kunst der Rhetorik und ihre gefeierten

Redner sind bezüglich ihrer Deklamation unvergleichlich mit denen anderer Nationen, gar germanischen Sprachenstammes. Bei diesen wären Pathos und Lebhaftigkeit der es begleitenden Gebärden des Redners von lächerlicher Wirkung; in Spanien aber erheischt man dies von einem Redner und bewundert ihn deswegen. Es geschieht aus Wohlgefallen an der schönen Form und an dem Schwung der Phantasie, den seine Worte verleihen. Männer wie Martos, wie Rodriguez, wie Castelar vor allen, und selbst der staatsmännisch kühlere Canovas del Castillo, zieren ihre Sätze mit blumenreichen Phrasen, mit Versen, mit Anekdoten. Natürlich fehlt es bei dem lebhaften Wesen und dem leicht aufsiedenden Blut der Spanier wichtigen Debatten niemals an interessanten, erregenden Unterbrechungen der Redner durch deren Opposition; aber andererseits ist es gewiß, daß unter dem Zauber einer schönen Rede selbst die Gegner keinen Mißton hineinzubringen versuchen, und ein Castelar z. B. übt jedesmal, wenn er eine große Rede hält, das Wunder des Orpheus aus, der mit seiner schmeichlerischen Musik die stürmischen Wogen des Meeres beschwichtigte.

Auch denkwürdige dramatische Scenen der neuesten Geschichte Spaniens haben sich in diesem Cortessaal abgespielt. Nicht nur, wie hier unter fanati-

schem Jubel 1868 die Republik proklamiert und sechs Jahre später wieder die Monarchie bejubelt wurde, sondern am eindrucksvollsten, wie hier der Republik ein Ende gemacht wurde. Das geschah am 2. Januar 1874. Emil Castelar war damals Präsident der Republik, deren anarchische Elemente ihn des Herrschens so überdrüssig gemacht hatten, daß er einem Wechsel der Dinge mit Sehnsucht entgegensah. Nach einer Abstimmung in der eben eröffneten Kammer, wobei die roten Republikaner den Sieg bewirkt hatten, legte er denn auch sein hohes Amt nieder. Eben wollte die Versammlung unter Salmerons Vorsitz an die Bildung einer neuen Regierung gehen, als zwei Adjutanten des in Madrid kommandierenden Generals Pavia erschienen, welche mit lauter Stimme die Deputierten aufforderten, binnen fünf Minuten den Saal zu räumen. Natürlich panischer Schrecken unter diesen, Proteste, Lärm, Schmähungen gegeneinander. Als die fünf Minuten verstrichen waren, ohne daß die Deputierten sich entfernt, ließ Pavia, der sich inzwischen in dem nahe gelegenen englischen Kaffeehause Mut angetrunken, zwei Kompagnien Soldaten in den Saal rücken und aus ihren Reihen knallten ein paar unschädliche Schüsse durch den erhöhten Lärm. Dieselben genügten, die Deputierten nach allen Richtungen hin auseinanderstieben zu lassen und der Staatsstreich war fertig. Er hatte den alten Verschwörer Mar-

schall Serrano zum Urheber und dieser übernahm auch sogleich die neue Diktatur, welcher dann nur zu bald und gegen seine ehrgeizigen Pläne die Wiedererrichtung der Monarchie unter Alfons XII. durch Canovas del Castillo folgte.

Die königliche Gruft des Escorial.

Am Südabhange des Guadaramagebirges, mittels der Eisenbahn zwei Stunden von Madrid, steht nahe dem kleinen stillen Dorfe Escorial das berühmte Hieronymitenkloster gleichen Namens. Meilenweit übersieht man von hier aus die braune castilische Hochebene, eine öde unfruchtbare Steppe. Damals freilich, als Philipp II. hier den Steinkoloß aufführen ließ, den die Spanier stolz das achte Wunder der Welt nennen, gab es hier noch dichten Wald, der bis zum Gebirge hinaufstieg. In dieser tiefen Waldeinsamkeit wollte der hochmütig menschenfeindliche Mönchskönig ein Kloster zu Ehren des heiligen Lorenz bauen, wie er es für den Sieg seiner Truppen über die Franzosen bei St. Quentin im Jahre 1557 gelobt hatte, und in dem er selbst abseiten der Weltlust ein Asyl fände, wie sein Vater, Kaiser Karl V., in dem Kloster San Juste.

Aus dem Kloster ist eine wahre Burg geworden und Millionen wurden hier verschwendet, um einer halb wahnwitzigen Despotenlaune Genüge zu thun. Dieser Escorial sollte seinesgleichen auf Erden nicht haben. Nach dem Muster eines Rostes ließ Philipp ihn bauen, weil der fromme Lorenz auf einem Rost den Feuertod als Märtyrer hatte erleiden müssen. Ungeheure Granitstücke wurden zu Mauern und Pfeilern hier aufgetürmt, damit das Werk den Stürmen aller Zeiten trotzen könne. Das Land verarmte darüber und der erste Fürst der Welt, in dessen Reich die Sonne nicht unterging, kam in Schulden über Schulden deswegen. Aber er führte seinen Vorsatz aus und das gigantische Werk wurde von 1565 bis 1584 in der Hauptsache hergestellt.

Es bildet ein Gemäuer von 2700 Metern im Umfang, mit sieben Türmen, zweiundzwanzig Höfen, fünfzehn Thoren und zusammen elfhundertundzehn Fenstern. In seiner Mitte ist eine Riesenkirche, deren einzige Halle hundertundzwanzig Meter Länge und siebenundsiebzig in der Breite hat. Ein Flügel enthält die endlose Reihe von Zimmern und Sälen, welche der königlichen Familie zur Wohnung dienen sollten und die später mit vielen Gemälden und Gobelins ausgeschmückt wurden. Ein weiter, kostbar ausgestatteter Raum wurde für die an Handschriften sehr reiche Bibliothek bestimmt.

Doch all dieser Aufwand hat sich ohne Nutzen und Zweck erwiesen. Die zahllosen Klosterzellen sind leer geworden, in der Kirche ist nur bei besonderen Veranlassungen Gottesdienst und die königliche Wohnung ist nur selten als Sommerresidenz benutzt gewesen. Verschiedenemale hat der Blitz schwere Verheerungen hier angerichtet; aber jeder spanische Monarch hat es dann als eine Pflicht gegen die nationale Pietät aufgefaßt, welche für den Escorial aufgekommen ist, ihn wieder auszubauen. Sogar der italienische Amadeus, dem der Himmel auch dieses Opfer für die Spanier während seiner kurzen Regierungszeit auferlegte, entzog sich ihm aus dem erwähnten Grunde nicht und gab für das Vermächtnis Philipps II. große Summen hin.

Allerdings, der Escorial enthält auch die Gruft für die Mitglieder des königlichen Hauses von Spanien seit Philipps Zeiten, sowohl des habsburgischen wie des bourbonischen. Und derart ist er ein dynastisches Mausoleum geworden, kolossal im Aufbau wie das der ägyptischen Könige in den Pyramiden, an deren schweigender Vereinsamung er in seiner bedrückenden, kalten, düsteren Massigkeit auch sonst mahnt.

Die Gruft der Könige und die Grüfte ihrer Familienglieder befinden sich unter der Kirche. In einzelnen, von einem lichten Gang durchschnittenen Kammern liegen die letzteren begraben und zwar in ver-

mauerten Wandhöhlungen, während die schneeweißen Marmorsarkophage leer davor stehen; zuweilen daß sich noch besonderer marmorner Ausschmuck dabei befindet, ein Relief, eine Statue, ein Kruzifix. Nur Eine, welche die spanische Krone getragen hat, ruht nicht hier, sondern oben in einer Nische der Kirchenhalle; nämlich Donna Mercedes, die erste Gemahlin des jetzt regierenden Königs, der ihre Gebeine an jener Stelle beisetzen ließ. Dies einzige Grabmal innerhalb der Escorialkirche hat auch den Schmuck von Kränzen und Blumen erhalten, deren verwelkte farbige Schönheit doch noch lebhaft zum Gemüte spricht und dadurch diese kleine Kapelle allein zu einer freundlichen Stelle in diesem ungeheuren Labyrinth von starrem Granit und Marmor macht.

Eine Treppe führt tief hinab in die Krypta, die eigentliche Königsgruft. Kein Lichtstrahl dringt dahin; mit brennenden Fackeln wird man hinuntergeleitet bis an die schwere Bronzethür, die den Eingang zu diesem Pantheon bildet und vor welcher von dem Priester die Leiche dessen empfangen wird, der hieher zur ewigen Ruhestatt gelangen soll. Über der Pforte ist eine Inschrift in ehernen vergoldeten Buchstaben, die also lautet:

„Allmächtiger, großer Gott! Dieser Ort ist von der Gottseligkeit der österreichischen Dynastie bestimmt worden, die sterblichen Hüllen der katholischen Könige aufzunehmen, welche den ersehnten Tag unter dem,

dem Erlöser der Menschheit geweihten Hochaltar erwarten. Karl V., der durchlauchtigste Kaiser, bestimmte diesen Ort als letzte Ruhestätte für sich und sein Geschlecht; Philipp II., der weiseste der Könige, erwählte ihn; Philipp III., jener wahrhaft mildthätige Monarch, begann die Arbeiten. Der durch seine Herzensgüte, Ausdauer und Frömmigkeit große Philipp IV. erweiterte, verschönerte und beendete das Werk im Jahre des Herrn 1654."

Eine achteckige hohe Halle, deren Boden und Wände mit blankem Jaspis und verschiedenartigem Marmor überkleidet sind, öffnet sich vor dem Eintretenden. Das Fackellicht fällt auf Goldzier und Reliefs, auf eine reichverzierte Decke. Ein kleiner Altar ist im Hintergrunde, über dem eine ewige Lampe glüht. Rings an den Wänden befinden sich breite niedrige Nischen, sechsundzwanzig an der Zahl. In ihnen steht wie in einem Fachschrank je ein mächtiger, flacher Sarg von schwarzem Marmor mit einem goldenen Schild daran, der den Namen des darin Ruhenden enthält. Acht dieser Nischen bergen noch keinen Toten, aber sämtlich sind sie schon mit den Särgen versehen, in denen zukünftige Könige einst ruhen sollen. Auch Königinnen sind hier beigesetzt, aber nur solche, welche die Mütter von Prinzen gewesen, die später zur Regierung gelangt sind.

Man steht in dieser düsteren Prachtgruft nicht, ohne von der Feierlichkeit des Todes und dem Ge-

danken über die Vergänglichkeit alles Irdischen ergriffen zu werden. Das flackernde Licht glitzert über den glattpolierten Marmor der Wände, der Nischenrahmen, der Särge; die Phantasie ruft sich die Bilder der Toten darin, die man, nach dem Leben gemalt, oben in den Palastgemächern gesehen, vor Augen und zugleich die Geschichte des großen Reiches, welches diese Könige einst beherrschten und dessen Geschicke ihr despotischer Wille bestimmte.

Da oben liegt Karl V., der Erste aus der spanisch-österreichischen Dynastie, der Enkel des deutschen Kaisers Maximilian und des spanischen Königs Ferdinand des Katholischen, als spanischer Monarch Karl I., aber auch als solcher immer nur nach seinem deutschen Kaisernamen genannt. Aus seinem Klostergrab zu San Yuste hat man ihn hieher gebracht. Vor einigen Jahren bei Gelegenheit des Besuchs des Prinzen von Wales am Hofe Alfons' XII. wurde dieser Sarg zur Befriedigung der Neugier des Engländers geöffnet. Man fand den Kaiser überraschend wohlerhalten in seinem körperlichen Aussehen und sogar mit offenen Augen. Dreihundertzwanzig Jahre nach seinem Tode hatten sie sich noch nicht geschlossen. Vierzig Jahre lang, von 1516 bis 1556, trug er die Krone, dann legte er lebensmüde und weltverachtend dieselbe nieder und zog sich in die Stille des Klosters bei Plasencia zurück, um den Rest seines Lebens in Werken kirchlicher Frömmigkeit, in Ruhe und

Sammlung des Geistes zuzubringen. Er war der mächtigste Monarch seit Karl dem Großen; unter ihm wurde Spanien die herrschende Macht in Europa, in Indien, in Amerika. Der unersättliche Ehrgeiz, den er für sein Haus besaß, wurde befriedigt. Für die Spanier ist er der größte und populärste aller ihrer Könige geworden, und er eröffnet im Pantheon des Escorial daher den Reigen der Toten mit Recht. Die Begründer der spanischen Monarchie, Ferdinand und Isabella die Katholische, liegen in der Kathedrale von Granada begraben, das sie sich erobert hatten.

Aus dem nächsten Sarge, unter dem Karls V., sieht man im Geiste das feine, blasse, erzkalte Gesicht seines Sohnes Philipps II. auftauchen. Mit den düsteren Augen eines Fanatikers blickt er auf dem Bilde, welches im Bibliotheksaal des Escorial sich befindet. Und ein furchtbarer Fanatiker war er, der alles menschliche Gefühl in sich abtötete, um nur den strengen Geboten der Kirche und denen der Staatsvernunft zu folgen, und eine Welt in Blut und Thränen zu stürzen. Wie alle politische Blüte, die nur auf äußere Macht begründet ist, so sank auch die Spaniens unter ihm in reißender Schnelle. Aber die Sonne ging in einer glühenden Abendröte unter, die weithin noch auf das goldene Zeitalter der spanischen Größe in Heerwesen, Kunst und Litteratur ihren funkelnden Schein warf, und in welcher

dieser König in den Augen seines Volkes viel größer erschien, als er in Wirklichkeit war. Sein finsterer Geist kannte nichts als die herzloseste Selbstsucht eines bigotten Despoten. Sein Alba regierte nach gleichen Grundsätzen in den Niederlanden, und die Geschichte hat es auf ihren blutigsten Blättern verzeichnet. Aber Philipp verlor darüber die Niederlande für immer. Seine Armada bedrohte England, aber die Wellen des Meeres verschlangen die vom Sturme zerstreute stolzeste der Flotten. Und in Spanien verschaffte er sich den traurigen Triumph, daß sein geisttötender Despotismus ohnegleichen Land und Volk auf Jahrhunderte ruinierte.

Die Spanier liebten diesen Schrecklichen trotzdem. Nie ist ein König unter so mannigfachem Wechsel des Glücks in langer, mehr als vierzigjähriger Regierung von seinen Unterthanen so verehrt worden, wie dieser Philipp II. In bösen und guten Zeiten hingen seine Spanier treu an ihm und nahmen seine Grausamkeiten und drückendsten Erpressungen in sklavischer Verehrung auf. Ein Zeitgenosse sagt ausdrücklich: „Die Spanier beten ihn förmlich an und halten seine Befehle für so heilig, daß man ihnen, ohne Gott zu beleidigen, nicht zuwiderhandeln könne.“ In den übrigen Ländern aber hat jener Monarch immer nur Abscheu und Grausen erregen können.

Der Escorial, in dessen Pantheon er ruht, ist sein eigenstes Werk; hier hat er in den letzten Jahren

seiner Regierung wie ein Mönch gelebt, hier ist er gestorben. Man kann keinen Schritt in dieser riesigen Klosterburg thun, ohne zu wähnen, den unheimlichen Schatten Philipps II. vor sich zu sehen, ohne auf die Zeichen seiner Anwesenheit daselbst und des Geistes, den er hier in Granit und Erz ausdrücken ließ, zu stoßen. Alles, was man von ihm gelesen hat, kommt einem hier lebhaft zu Sinn; alles, was furchtbar an ihm war, hier wird es begreiflich. Dieses Granitgebirge des Klosters ist sein steinharter Charakter; dieser gigantische Aufbau sein hochfliegender Ehrgeiz. Man fühlt sich da in einem ungeheuren Gefängnis und sehnt sich nach Luft, nach Licht, nach dem blauen Himmel draußen.

Zur Seite des gewaltigen Hochaltars oben in der Kirche stehen zwei knieende Erzgruppen in schwerer Vergoldung. Die eine stellt in Lebensgröße Karl V. und seine Familie dar; die andere Philipp II. mit seinen Frauen; alle Gestalten sind mit gefalteten Händen nach dem Altar gerichtet. So ließ der Urheber dieses Baues sich und die Seinen bei Lebzeiten hier verewigen. Er kniete vor Gott, alle Menschen aber mußten vor ihm knieen. In einer Ecke hinter dem Hochaltar steht noch der Betstuhl, von dem aus er die ganze Kirche übersehen konnte. Durch eine geheime Thüre daneben empfing er Briefe und wichtige Nachrichten aus seinem Reiche. Unten neben dem Hochaltar sind die zwei ärmlich ausgestatteten

Zellen mit nacktem Backsteinboden, die er während seiner letzten Lebenszeit bewohnte. Hier sann er aber auch noch seine politischen Pläne aus, hier unterschrieb er noch seine Blutbefehle, und in dem finsteren Vorkämmerchen lag er zuletzt in qualvollen Schmerzen gichtkrank auf einem gewöhnlichen Mönchsbett, von dem aus er nach dem Hochaltar blicken und die Messe daselbst anhören konnte. In diesem Anblick brachen seine Augen, und gerade unter dieser Stelle, wo er starb, tief unten in der düsteren Marmorgruft, liegt er in seinem Sarge.

Der nächste Sarg darunter ist der seines elenden Sohnes, der als Philipp III. während seiner Regierung von 1598 bis 1621 das schwerste Unglück über Spanien brachte, der es zur Wüste umwandelte und das Volk darin in Not, Elend und geistige Nacht stürzte. Die fanatischen und gewissenlosen Ratgeber dieses Königs sagten ihm, daß Spaniens politisches Mißgeschick und sein in jeder Beziehung auffällig sichtbarer Niedergang ihren Grund lediglich darin hätten, daß noch so viele Ungläubige im Lande lebten. Darum schlüge alles fehl, was spanische Flotten und Heere unternähmen, und der Himmel würde erst dann wieder Segen geben, wenn die in Spanien zurückgebliebenen Mohammedaner mit Stumpf und Stiel ausgerottet wären.

Diese Reste der arabischen und maurischen Bevölkerung hatte schon Philipp II. zur Bekehrung

gezwungen. Als Christen nannte man sie Moriskos; aber es hieß, sie seien nur scheinbar Christen geworden, in Wahrheit dächten und lebten sie noch nach ihren mohammedanischen Überlieferungen. Die Vertreibung der Moriskos wurde darum 1609 beschlossen. „Es ist ein großer Entschluß," sagte Philipp III.; „werde er ins Werk gesetzt!" Und es geschah auf eine barbarische Weise. Eine Million friedlicher Menschen wurden wie wilde Tiere aufgehetzt, aufgegriffen, und diejenigen, welche man nicht tötete oder auf dem Transport umkommen ließ, wurden außer Landes getrieben. In elendestem Zustand brachte man sie auf Schiffen nach Afrika hinüber, wo sie die Beduinen zum Teil niederhieben. Andere retteten sich in die Wüste, um da Hungers zu sterben.

Nun war wirklich kein Ungläubiger mehr auf spanischem Boden, aber Glück und Größe Spaniens waren auch dahin. Wer Ackerbau und Gewerbe getrieben, waren vorzugsweise die Moriskos gewesen. Nun sie das Land verlassen hatten, bebaute es keine fleißige Hand mehr, denn die Spanier verachteten durchweg diese Beschäftigung. So ging Landwirtschaft, Industrie, Gewerbe und Kunst unter ihnen überall zu Grunde. Dadurch allein hat sich Philipp III. unsterblich gemacht, daß er das Werk seines Vaters also „zur Ehre Gottes" und der Kirche fortsetzte.

Ein vierter Philipp dieses Königsgeschlechts, der in

der Totengruft des Escorial ruht, vernichtete in seiner vierundvierzigjährigen Regierung von 1621 bis 1665 den Rest der Größe Spaniens vollends. Nur der leere Glanz des etikette-steifen Hofes blieb auf Kosten des Volkes übrig von aller ehemaligen Herrlichkeit. Unglückliche Kriege zehrten das Mark des Landes auf, so daß darüber ein Jahre dauernder Aufstand in den Provinzen stattfand. Und kläglicher regierte noch Karl II. von 1665 bis 1700, der fünfte dort in den Totenschreinen ruhende spanische König und der letzte eines verkommenen Geschlechts. Unter ihm erlosch Spaniens Geist und Kraft, die Volksmenge sank von elf auf acht Millionen, das ganze Land siechte hin, als wäre es von einer tödlichen Krankheit ergriffen. Keine Armee mehr, keine Flotte, kein Geld in den Staatskassen und kein Brot für die Hungernden!

Nachdem Karl II. in das Pantheon des Escorial gebracht worden war, stritt sich Europa in zwölfjährigem Kriege darüber, wer das Land erhalten solle. Dasselbe war so ohnmächtig geworden, daß es nicht mehr bestimmend an seinem Geschick mitwirken konnte, sondern abwarten mußte, was mit ihm geschehen würde. Endlich siegte Frankreich, und ein Enkel zweiter Linie Karls II. kam auf den Thron, Philipp von Anjou, unter dem Namen Philipp V. der Erste der bourbonischen Dynastie in Spanien, dessen Regierung bis 1746 währte. Dieser Philipp

war und blieb Franzose; er verachtete die Spanier und legte alle hohen Ämter in die Hände seiner Landsleute. Die Angelegenheiten Spaniens wurden jetzt von Unterthanen Ludwigs XIV. verwaltet. Auch wollte Philipp V. nicht im Escorial begraben sein; er ruht in der Kirche des von ihm erbauten Lustschlosses La Granja.

Es folgt in der Reihe der Särge vielmehr derjenige Ferdinands VI., eines sparsamen, aber sonst unbedeutenden Königs, der es wie sein Vater machte und von Ausländern sein Land leidlich regieren ließ. Dann der Sarg Karls III. (1759 bis 1788), und auf ihm ruht der Blick des Besuchers dieses Schattenreichs im Escorial mit einer lebhafteren Teilnahme. Denn Karl III. war trotz aller Schwächen und Schwankungen der beste König aus der spanisch-bourbonischen Dynastie, und er war überhaupt der wohlmeinendste und aufgeklärteste Spaniens. Er führte eine kluge Politik nach außen und gab dem erschöpften Staate Frieden, selbst mit den ewigen mohammedanischen Todfeinden an den Küsten Nordafrikas; er vertrieb die Jesuiten, beseitigte die Inquisition, belebte den Ackerbau, die Gewerbe, den Handel, die Wissenschaften und Künste wieder und rief dem Volke die glänzenden Tage von ehemals zurück. Sein persönlicher Charakter war achtungswürdig, und sein Handeln in guten Absichten thatkräftig. Unter ihm erhielt die Gestaltung Spaniens

größere Veränderungen, als in den anderthalb Jahrhunderten seit der Vertreibung der Mauren. Als er 1759 den Thron bestieg, war Spanien eine Macht dritten Ranges; als er nach fast dreißigjähriger segensvoller Regierung 1788 starb, stand es wieder in vorderer Reihe und Wohlstand war beim Volke eingekehrt. Er erinnert an Joseph II.; sein „aufgeklärter Despotismus" war dem des österreichischen Monarchen merkwürdig ähnlich. Verdiente einer dieser marmornen Sarkophage in der Königsgruft des Escorial mit Lorbeern geziert zu sein, so ist es der seinige. Auf ihn zeigt der Genius der Geschichte ohne einen Seufzer und ohne Unwillen.

Auf dem Throne folgte ihm Karl IV., ein schwächlicher und selbst verächtlicher Mensch, der sich von seiner sittenlosen Gemahlin beherrschen und darüber den Zustand des Reiches wieder verfallen ließ. Die Sonne am spanischen Himmel verschwand wieder, und in der sich lagernden Finsternis arbeiteten die alten Unholde der Unterdrückung. Die militärische Macht, die Karl III. gehoben, ging in den Kriegen gegen die französischen Republikaner kläglich zurück; die wiedererstandene Flotte wurde 1805 bei Trafalgar von Nelson zerstört; eine Kolonie nach der anderen fiel ab. Inzwischen spielte der König unbekümmert Billard im Schloß Aranjuez, oder jagte und vergnügte sich dort kindisch mit dem Ausputz der Gemächer. Sein Günstling, der Herzog von

Alcudia, besorgte alle Geschäfte für ihn und ließ die Napoleonischen Heere ins Land. Und dann kam das Ende. Im Frühjahr 1808 stürmte das erbitterte Volk gegen das Schloß von Aranjuez an, die Garden daselbst machten die Sache desselben zur ihrigen und zwangen den König, seine Krone an den Prinzen Ferdinand abzutreten. Es war das erste der Soldatenpronunciamentos, die fortan in Spaniens Geschichte eine so große Rolle spielen sollten. Aber zunächst legte jetzt Napoleon sein Veto ein. Er setzte auch den jungen König Ferdinand ab, behandelte ihn mitsamt seinem Vater als Staatsgefangenen, und gab Spanien in seinem eigenen Bruder Joseph einen Herrscher, von dem sich das Land erst nach vierjährigem wilden Kampfe befreite.

Karl IV. starb 1819 in Rom, während sein Sohn Ferdinand VII. seit der Befreiung Spaniens es als König beherrschte, und zwar so schlecht und schwächlich als möglich. Verschwörungen und Aufstände hörten nicht mehr auf; spanische Generäle wurden Volkstribunen und bekämpften den Despotismus eines unwürdigen Königs; die Franzosen kamen wieder ins Land, die französischen Bourbons wollten ihre spanischen Vettern retten vor Konstitutionen und rebellischen Generälen. Priester und Adel ihrerseits suchten dann den ihnen zu schwachmütigen König, nachdem sie ihn zum Spielball ihrer Interessen benutzt, des Thrones überdrüssig zu machen, um seinen

starrsinnigen, absolutistisch gesinnten Bruder Carlos darauf zu erheben. Im Grimm über diese Umtriebe ließ Ferdinand sich durch seine vierte Gemahlin, die junge Marie Christine von Neapel, 1830 bestimmen, das alte männliche Erbrecht des salischen Gesetzes umzustoßen, und von wichtigster Bedeutung wurde die neue, auch auf weibliche Nachkommen gerichtete Thronfolgeordnung, als ihm bald darauf wirklich eine Tochter, Isabella, geboren ward. Dieser gehörte nun der Thron; Don Carlos war davon ausgeschlossen und, als er deshalb einen Aufstand erregte, wurde er als Rebell des Landes verwiesen.

König Ferdinand starb 1833; er ist der letzte in den Särgen des Pantheon im Escorial. Seitdem ist auch noch kein spanischer König wieder gestorben.

Wieviel könnte man noch von den Königinnen erzählen, die auf der anderen Seite der Gruft ruhen! Von Karls I. und Philipps II. Frauen an bis auf Marie Christine — welche Kette von Hofintriguen und Liebesgeschichten! Man liest die Namen derer, die diese Särge füllen, und man erinnert sich so mancher historischer Aufzeichnungen über die Begrabenen.

Da ist der Sarg jener lieblichen, kindlichen Maria Luisa von Savoyen, die Philipps V. erste Gemahlin und Mutter des halb blödsinnigen Ferdinand VI. war. Schon mit 25 Jahren vertauschte

sie den Thron im Leben mit dieser Gruft im Escorial. Da ist die Nische, in welcher eine andere Maria Luisa von Savoyen ruht, die Gemahlin jenes jämmerlichen Karls IV. und denkwürdig nicht nur durch das schlechte Regiment, das sie unter seinem Namen von ihren Kreaturen ausüben ließ, sondern auch als die erste der spanischen Königinnen, welche die Leibgardisten mehr in die Hofgeschichte derselben einführte. Maria Luisa tröstete sich über ihren unwürdigen Gatten mit der Liebe zu den Gardisten Godoy I. und II., welchen letzteren sie zum General, Minister, Herzog von Alcudia, Friedensfürsten und thatsächlichen Regenten von Spanien machte. Diesem Beispiele folgte dann die neapolitanische Maria Christine, die letzte Gemahlin Ferdinand VII. von Spanien, nach dem sie als junge, hübsche Witwe und Regentin des Landes ihr Leben führte. Sie liebte nicht nur den Leibgardisten Munnoz, sondern heiratete ihn auch und gab ihm den Herzogshut von Rianzares. Ihre Tochter Isabella zeichnete bekanntlich unter anderen den schönen Marfori besonders aus. Auch sie soll als Königin und Mutter Alfons' XII. in dieser düsteren Gruft des Escorial einst ihren ewigen Schlaf halten.

Die arabischen Baudenkmale.

An einem heißen Frühlingstage des Jahres 710 badete die schöne Florida in den Fluten des Tajo bei Toledo. Der Gotenkönig Roderich überraschte sie dabei, verliebte sich in sie und entführte sie auf eines seiner festen Schlösser nahe seiner Hauptstadt.

Dieses Abenteuer sollte aber dem König Roderich und seinem ganzen Gotenreich in Spanien sehr übel bekommen.

Florida war die Tochter des Grafen Giuliano, der in Ceuta, drüben an der afrikanischen Küste, gleichsam auf gotischem Vorposten gegen die kriegerischen Araberschwärme stand. Er haßte Roderich, seitdem derselbe zum König erwählt worden war, und als er nun den ihm angethanen Schimpf der Entführung seiner Tochter erfuhr, beschloß er eine furchtbare Rache. Er verständigte sich mit dem arabischen Feldherrn Musa, denselben mit seinem Heere ungestört nach Spanien hinüberschiffen zu lassen, damit er an dem Gotenkönig ein Strafgericht vollziehe.

Ein Menschenalter zuvor, als Okba seine mohammedanischen Scharen vom Nil her im berauschenden Siegeszug bis an die Küsten des marokkanischen Landes geführt und in dunklen Linien drüben die spanischen Berge gesehen, war er in die Meereswogen geritten und hatte ingrimmig ausgerufen, daß er für Allahs Ruhm auch dahin vordringen würde, wenn er durch das Wasser nicht daran verhindert wäre. Seitdem hatten die Araber in sehnsüchtiger Kampflust von Afrika hinüber nach Spanien geschaut. Sie wagten sich nicht hinüber und mußten sich auf ihrem eroberten Afrika ja sogar das feste Ceuta mit einer gotischen Besatzung gefallen lassen. Der Verrat Giulianos und seine Mithilfe gaben ihnen nun aber das Meer frei zur Überfahrt nach Andalos, Abendland, wie von ihnen das spanische Land genannt wurde und wonach dessen südlicher Teil den Namen Andalusia behalten hat. Unhaltbarer erscheint die Behauptung, daß derselbe von den Vandalen herstamme, die hier nur sieben Jahre seßhaft gewesen, im Jahre 418 von den Goten gänzlich ausgerottet wurden und überhaupt hier Silinger hießen.

In unzähliger Menge sammelten sich im Sommer 711 die „Mohren" unter Musa und ihrem Sid (Fürst) Tarek um die eine Säule des Herkules auf europäischem Boden, jenen gewaltig ins Meer vorspringenden Felsen, der seitdem Gibel-al-Tarek

(Gibraltar) heißt. Bei Jeres de la Frontera stießen sie auf das westgotische Heer unter Roderich. In furchtbarer Schlacht wurde sieben Tage lang um den Sieg gekämpft. Endlich fiel Roderich, die meisten seiner Krieger wurden erschlagen, die anderen flohen. In unaufhaltsamem Siegeszuge stürmten die Araber mit der Fahne des Propheten und Allahs einzige Allmacht und Göttlichkeit verkündend vorwärts bis nach Toledo, bis nach Valenzia und Burgos, bis an die Pyrenäen, und dann noch darüber hinaus ins Frankenreich bis nach Tours, wo Karl Martell im Jahre 732 in mörderischer Schlacht ihrem weiteren Vordringen in die christliche Welt ein Ziel setzte.

In Spanien aber hatten sie das dort seit zwei Jahrhunderten bestandene germanische Reich vernichtet und blieben sie die Herren. Das Meer ringsum und der Wall der Pyrenäen sicherten sie vor ihren Feinden. Der Rest des kriegstüchtigen Gotentums hatte sich mit seinen katholischen Priestern und mit den Kirchenschätzen und Reliquien in die asturischen und galizischen Berge geflüchtet und heilte da an seinen schweren Wunden, die ihm die Damascenerklingen und die Mohrenlanzen geschlagen.

Die mohammedanischen Sieger nahmen von den Städten, Dörfern und Burgen Besitz, in denen bisher die Goten und das von ihnen unterworfene iberisch-römische Volk gewohnt und in denen noch die

absterbende Kultur aus der Römerzeit gehegt und gepflegt worden war. Die neuen Gebieter waren trotz ihrem Fanatismus für den Islam duldsam gegen die Besiegten, insofern sie denselben ihren christlichen Glauben ließen, wurden sie auch aller politischen Rechte beraubt und der neuen mohammedanischen Herrschaft durchaus unterthänig gemacht.

Bis dahin waren die Araber, welche aus ihrem Wüstenlande in Asien über Nordafrika dahergestürmt kamen, kriegerische Nomaden gewesen, die meist nur unter Zelten gewohnt hatten, wo sie nicht in eroberten Steinwohnstätten, wie in Ägypten, Algier und Marokko zeitweilig Quartier genommen. In Spanien, wo sie dergleichen in überflüssiger Menge vorfanden und wo sie sich seßhaft zu machen und auf ihren Lorbeern zu ruhen beschlossen, wurden sie nunmehr Städtebewohner und ansässige Landleute. Sie bezogen die leerstehenden Häuser, nahmen die verlassenen Kirchen, die alten Tempel für ihre religiösen Zwecke, und ihre Häuptlinge fühlten sich in den preisgegebenen Gotenschlössern hinter starken Mauern mit gewaltigen Türmen noch aus Römerzeiten wohl und heimisch. Cirkus, Theater, Thermen, Triumphbögen, Bildsäulen, Denkmäler, alles war ja noch in dieser einst blühendsten Provinz des Römerreiches da, und was die klugen Wüstensöhne davon für ihr Gefallen gebrauchen konnten, nahmen sie in Gebrauch; anderes zerstörten sie, was

ihnen, wie Theater und Bildwerke, nach ihrem Glauben anstößig war. Und mit der Bemächtigung all dieser Werke einer starkgewesenen Kultur eigneten sie sich auch von selbst und schnell den Sinn an, der sie geschaffen und in den Dienst der Menschen gestellt hatte.

Bei alledem erzeugte der religiöse Fanatismus und der Stolz auf die Siege, die er mittels der Waffen in der abendländischen Welt errungen, in dem dahin gedrungenen Arabertum den Ehrgeiz und die Schaffenslust, die vorgefundenen Wohnstätten und Städtewesen nach orientalischem Geschmack, nach den Erinnerungen an das herrliche Damaskus, nach den Lebensgewohnheiten der Heimat zu verändern; dann sie sich nach solch eigener Auffassung neu zu bauen und mit den Mitteln der erbeuteten Schätze und Steuern der Besiegten auszuschmücken. Sowohl das gewöhnliche Wohnhaus, wie die Moschee und die Paläste (al kassr, woraus Alcazar wurde) erhielten dadurch einen bestimmten, ganz eigentümlichen Stil, den arabischen, oder, da die islamitischen Eroberer von den Spaniern Moros (Mohren, Mauren) genannt wurden, weil sie dieselben für Völker aus der alten römisch-afrikanischen Provinz Mauritanien hielten, im allgemeinen als maurischen bezeichneten.

Noch immer finden sich über ganz Spanien zerstreut, von Norden bis Süden, teilweis erhaltene,

meist freilich zu Ruinen gewordene Bauwerke dieses Stils. Von den Werken der Römer ist auch noch hie und da ein Rest vorhanden; von denen der Goten vor der maurischen Zeit höchstens hie und da ein plumpes, mächtiges Burgturmgemäuer. Was in dem Fremden die Aufmerksamkeit als Zeugnisse einer alten, eigenartigen, untergegangenen Kultur in Spanien erregt, sind aber nur diese arabischen Baudenkmäler, wie in Italien vorzugsweise die altrömischen. Diese letzteren reden allerdings von einer Geschichte, die uns wohlbekannt ist, weil sie mit der unsrigen einen starken geistigen Zusammenhang hat, und die an die Thaten eines großen Volks erinnert, dessen höchste Kulturbedeutung für uns unabweisbar geworden. Anders mit dem Arabertum, das uns trotz seinem glanzvollen Aufgehen in der Geschichte, trotz seiner üppigen Kulturblüte, die es im Mittelalter einzig in der abendländischen Welt entfaltete, beinahe unbekannt blieb und fremd erscheint, unsere Gedanken nicht so sehr, wie unsere Einbildungskraft in Bewegung setzt.

Wenn wir diese arabischen Bauten in Spanien sehen, so fragen wir wenig nach den geschichtlichen Ereignissen, die sich wohl daran knüpfen; sondern wir lassen lieber Märchen darin und darum spielen. Was ist uns ein Abdurrahman oder ein Hakem, so ruhmreiche Namen sie als Kalifen in Spanien gehabt; was sind uns Omajjaden, Almohaden, Aben-

cerragen, Naßriden und andere Fürstengeschlechter der Mohren? Wir kennen nichts, als höchstens ihre Namen, und denken dabei kaum an etwas anderes, als an Scheherezaden, an prächtige Paläste mit Feengärten, mit schönen Weibern in geheimnisvollen Harems, und an verliebte Sultane auf schwellenden Polstern, berauscht von Ambra- und Rosenduft. Unstreitig erklärt sich dieses geringe Interesse an diesen geschichtlichen Denkmalen eines einst so mächtigen und gebildeten Volks aus dem Mangel an tieferer sittlicher Kraft, dem es, wie alle anderen mohammedanischen Nationen, erlag. Nicht minder daraus, daß all die wissenschaftliche, künstlerische und gesellige Bildung, welche die Araber von den Christen des Morgen- und des spanischen Abendlandes sich so glücklich angeeignet hatten, in keiner lebendigen Beziehung zu ihrem Glauben stand, der bei ihnen die Sitten durchaus bestimmte.

Von Barcelona an kann man in Thoren, Türmen, Bädern, Häuserresten, die Spuren der arabischen Herrschaft bis in den damit überreich versehenen Süden verfolgen, wo sie viel länger gewährt und üppiger sich in Bauten geäußert hat. Aber alle jene Ruinen finden und verdienen wenig Beachtung, weil es noch einige wohl erhaltene Prachtwerke der arabischen Architektur giebt, in denen sich alles und noch in vollem Einklang vereinigt findet, was überhaupt Interesse erregen und zum Studium einladen kann.

Allerdings beweisen gerade die Reste im nördlichen Spanien, daß die arabischen Eroberer auch schon in den ersten Zeiten ihrer Seßhaftigkeit ihre eigenartige Baukunst fast in der Vollkommenheit entwickelten, die wir noch jetzt in den Hauptwerken zu Cordoba, Sevilla und Granada bewundern.

In der Aljaferia zu Saragossa, einst dem Lustschloß der arabischen Emire, die darin zwei Jahrhunderte lang residieren konnten, giebt es noch ein achteckiges Turmgemach, welches wie aus der Alhambra dahin versetzt zu sein erscheint, so prächtig ist es in maurischem Zierstil ausgeführt, obwohl es an vierhundert Jahre älter ist als der berühmte Schloßbau über Granada. Und die Puerta del Sol (Sonnenthor), der große Bogen am Eingang von Toledo, zeigt nicht minder als ein Denkmal arabischer Architektur aus ihrer Jugendzeit schon alle schöne und reiche Charakteristik derselben aus späteren Tagen.

Der maurische Stil ist eben trotz allem blendenden Reichtum im Einzelnen als Ausdruck der Denkweise des arabischen Volks, des mohammedanischen Geistes, möchte man sagen, ein so einfacher und bedingter, daß er die Fähigkeit großer Fortentwickelung, wie Gotik und Renaissance, nicht besaß. Überall ist er derselbe und in allen arabischen Bauten in Spanien hat er die gleiche orientalische Zweckbestimmung und zwar zunächst in den vorgefundenen römisch-gotischen Bauwerken verfolgt.

Faßt man das gewöhnliche arabische Wohnhaus ins Auge, wie es noch in Valenzia und zahlreicher in Toledo, Cordoba, Malaga, Granada, in moderner Ausführung namentlich in Sevilla vorhanden ist, so ist es offenbar nach dem altrömischen eingerichtet worden. Gleich diesem hat es als Eingang eine offene, im Innern des Hauses angebrachte Flur, die bei den Römern das ostium hieß, bei den Arabern ostuvan genannt wurde. Dahinter der viereckige, von den Wohngemächern umschlossene, meist davor mit Säulenhalle und oberer Galerie versehene Hof: das atrium der Alten, die saha der Araber, der patio der Spanier, wo sie ihn beibehielten. Auf schönes Äußere der Bauten legten die Araber so wenig Gewicht wie die Römer. Die Außenmauern dienten ihnen viel mehr noch als diesen bloß zum Schutz der Wohnung gegen Überfälle und Neugierden, zu starken Wällen gegen die lärmende Außenwelt. Dieses Wohnhaus, durchweg für nur eine Familie bestimmt, lag wie ein Heiligtum für diese hinter einer hohen Ummauerung mit einem, für jeden Unberufenen geschlossenen Eingang. Und in seinem Heiligtum, der lichte, freie Hof inmitten, richtete sich der Araber nach der Weise ein, wie sie ihm von den Vätern überliefert war und seinen unveränderlich bleibenden Sitten entsprach. Er liebte die Natur über alles; seine Vorstellungen vom Himmel waren ein siebenfältig sich überbietendes Paradies mit

schönen Gärten. So mußte sein Hof denn für ihn solch ein Paradies schon im Hause sein, wo er die lauen Nächte, die funkelnde Sternepracht über sich, genießen konnte; wo in der Hitze bei Tage duftende Pflanzen, Orangen, Granaten und Myrten, Schatten spendeten, ein springendes oder fließendes Wasser Kühlung verbreitete und zum Träumen, wie es die beschauliche Natur des Morgenländers liebte, sein einlullendes Plätschern hören ließ. Je wohlhabender, desto mehr Mittel verwandte er auf eine solche idyllische Ausstattung seines Heim.

Die Wohngemächer rings um die saha, den lauschigen Gartenhof, bildeten unten wie oben Hallen hinter Säulengängen, halbdunkel, mit wenigen und hochangebrachten Fenstern, damit nur spärlich das Sonnenlicht hineindringen könne; kühl durch den steinernen Fußboden und die starken Mauern, durch das mit blanken, glasierten Ziegeln gedeckte flache Dach, durch Springbrunnen im Innern und Becken im Boden, in welche frisches Wasser aus- und einfloß.

Angenehmer, erquickender, weder von fremden Menschen gestörter, noch von der meistens herrschenden Tageshitze belästigter Aufenthalt, war der vornehmste Zweck des arabischen Hauses. Dem Ausschmuck im Einzelnen lag nichts Anderes zu Grunde, als die Idee eines erweiterten Gartens, eines Gartens in Stein. Die beliebten Nischen waren wie

feste Lauben, die zierlichen Säulen wie Palmenschafte, von denen gleich deren Wedel die Bogen sich gegenseitig zuneigten. Die Wände der vornehmeren Gemächer waren mit einem Stuck bekleidet, der in Pressung mannigfaltig Blätter, Ranken, Blumen um vergoldete Drei-, Sechs-, Achtecke darstellte, als wenn Sterne durchschimmern. Vorhänge und Teppiche, reichlich angebracht, zeigten Blumen und Laubwerk, auch mit Figuren von Vögeln, so kunstvoll eingewebt, daß sie lebendige zu sein schienen. So mochte man damit die Täuschung erregen, daß man durch blütenreiche Gebüsche, die man mit den Armen teile, den Eingang nehme, und waren die dicken, weichen Gewebe in der kühleren Jahreszeit auf den Boden gebreitet, so mahnten sie wohl an den Rasen, in den die Blätter gefallen. Wohlgerüche von Rosenwasser erfüllten zudem die bewohnten Hallen und mischten sich mit denen, die von den Blumen des Hofgartens hereindrangen. Die Decken der Zimmer aus kleingetäfeltem Holz prangten in heiterem Farbenschmuck, als glühten bunte Lämpchen von da hernieder, oder unter ihren halbrunden Kuppelungen mit durchbrochenem Grunde konnte man das Licht des Tageshimmels und nachts die wirklichen Sterne sehen. Alles, um „mit lieblichem Betruge Elysium an die Wände zu malen“.

In solcher Neigung wußten die Araber in Spanien das Gestein und die Räume sinnig zu beleben,

ihr Haus für üppiges Behagen und immer anregend für ihre Phantasie einzurichten. Es war durchhaucht von einer echt nationalen Kunst, die ohne große und tiefe Ideen doch warmblütig sinnlich aus dem Leben und Empfinden des Volkes hervorgegangen war.

Eine besonders hohe Bedeutung für die religiöse Nation, die für ihren Glauben fanatisch das Schwert gezogen und eine halbe Welt im Sturm erobert hatte, mußten selbstverständlich ihre Andachtsstätten in Anspruch nehmen. Wohin die arabischen Muselmanen ihre Siege trugen, bemächtigten sie sich denn der Tempel und Kirchen der Überwundenen und richteten diese zu Moscheen für den Islam ein. Auch in Spanien war dies der Fall; in ihrer anfänglichen Duldsamkeit teilten die Bekenner Mohammeds sogar manche großen Kirchen mit den besiegten Christen und ließen diese auf der einen Seite ihre Messe halten, während sie auf der anderen vor ihrem Mihrab, dem Allerheiligsten, auf den Knieen nach dem Koran beteten. Mozarabische Kapellen, d. h. solche, wo die gotischen Christen als „Knechte der Araber" innerhalb der Moscheen ihren Gottesdienst halten durften, gab es bis zum Untergang der arabisch-maurischen Herrschaft und zeigt man noch in einzelnen Domen, die seitdem wieder an Stelle der Moscheen aufgeführt wurden. In Toledo sind mehrere solcher wieder christlich gewordenen Kirchenhallen, die nicht allein vorher Moscheen, son-

dern vor diesen Judentempel oder schon einmal Christenkirchen, noch früher römische Tempel waren und die architektonischen Spuren ihrer wechselvollen Bestimmung noch aufweisen.

Als dann die Araber in Spanien, wie vorher schon in Syrien, baulustig geworden waren, verwandten sie ihre ungeheuren Beuten an Gold, Silber, Erzarbeiten, Marmorsäulen, auch die Kraft der Gefangenen und Sklaven, zur Errichtung neuer Moscheen. Von ihnen allen, die einst ja viele tausende betrugen, giebt es nur noch eine einzige, die in ihrer vollen Größe und ursprünglichen Einrichtung trotz einer späteren barbarisch-christlichen Verwüstung und Verstümmelung erhalten ist: die Mezquita in Cordoba. Die anderen sind ganz oder doch in ihrem größten Teil verschwunden, in merkenswerteren Resten nur in Toledo, Granada, Malaga, und in der Giralda an der Kathedrale von Sevilla vorhanden, diesem alten Minaret von sieben Stockwerken mit zierlichen Fenstern hinter Balkonen, die Mauerflächen gefeldert und mit einem Netzgewebe von Rosetten bekleidet, 250 Fuß hoch. Die Spanier setzten noch ein Geschoß darauf und krönten es mit einer riesigen Erzfigur, den Glauben darstellend, so daß der Turm dadurch eine Höhe von 374 Fuß bekam. Eine fünfunddreißig Mal in rechten Winkeln gebrochene Treppe führt im Innern in so sanfter Steigung hinauf, daß die Königin Isabella II. da hinauf-

geritten sein soll, wie Napoleon die ähnliche Stiege im Campanile von Venedig. Das Erdbeben hat diesen Stolz Sevillas neuerdings wieder beschädigt.

Die erwähnte Mezquita oder Moschee von Cordoba stammt von Abderrahman her, dem ersten der Kalifen des neuen großen Islamreichs von Cordoba. Er begann ihren Bau im Jahre 736. Als Kind hatte er das erste Wunderwerk arabischer Baukunst gesehen, die große Moschee in Damaskus, welche sein Ahn Welid von 705—715 aufführen ließ. Zu Ehren Allahs, dessen Reich Abderrahman in Spanien befestigt, und zum neuen Ruhm seines Geschlechts der Omajjaden, sollte nun die Moschee von Cordoba der von Damaskus ebenbürtig werden. Auf den Ruinen eines Janustempels erhob sie sich; dessen Quadern, dessen Säulen wurden dazu benutzt. Der Kalif selbst arbeitete an jedem Tage während einer Stunde an dem Bau. Von überall her, wo Araber als Eroberer sich festgesetzt in der abendländischen Christenwelt, von Nordspanien, von Aquitanien, von Nordafrika, mußten die zahllosen christlichen Sklaven die kostbarsten Marmorsäulen und Gesteine zerstörter Tempel und Kirchen herbeibringen; aus der Kirche von San Jago, dem hohen Heiligtum der spanischen Christen, die prächtigen ehernen Thore. Ungeheure Summen opferte Abderrahman für sein Glaubenswerk, obwohl er zur selben Zeit bei Cordoba für seine geliebte Sultanin Essehra die feenhafte Mar-

morstadt nach ihrem Namen mit einem viertausendsäuligen Palaste in noch nie gesehener Prächtigkeit wie mittels Aladins Wunderlampe hinzaubern ließ — eine Schöpfung, die freilich schon nach achtzig Jahren von feindlich vorgedrungenen afrikanischen Kriegshorden zerstört wurde und von der kaum noch einige Trümmerhaufen übrig geblieben sind. Aber die Moschee in Cordoba blieb bestehen und ist unter Abderrahmans Nachfolgern zu ihrer Vollendung gelangt, um nach elfhundert Jahren noch bewundert zu werden.

Sie nimmt nahe dem Guadalquivir den Raum eines ganzen Stadtviertels ein und wie eine feste Burg ist sie von riesenhohen, oben ausgezackten Mauern umgeben. Ein Vorhof mit Orangen bepflanzt, mit Cypressen und Palmen und mit Springbrunnen versehen, versammelte die mohammedanischen Gläubigen, um hier ihre vorschriftsmäßigen Waschungen vorzunehmen, ehe sie die heiligen Hallen betraten. Heut öffnet sich dazu nur eine Pforte; einst aber führten neunzehn, jetzt vermauerte Bogenthore aus dem Vorhof in neunzehn Säulengänge, die den ungeheuren Raum von Süden nach Norden in schräger Ordnung durchschneiden und die von achtunddreißig ihnen gleichen Säulenstellungen gekreuzt werden. Eintausend dreiundneunzig Säulen von dunklem Marmor und oft noch mit den römischen Kapitälen trugen die doppelten hufeisenförmigen

Bogen, die wie belaubte Äste das platte Deckenwerk 35 Fuß über dem marmornen Fußboden stützten, deren reiche Arabeskenzier indessen weiß überkalkt und mit plumpen blutroten Streifen bemalt worden ist. Nachdem man eine christliche Kathedrale mitten hineingebaut hat, ist auch die ursprüngliche Säulenzahl bis auf kaum neunhundert verringert. Doch der Umfang des Innenraums ist derselbe geblieben und mißt 167 Meter in der Länge, 119 in der Breite. Man vermeint hier in einen großen dunklen Wald zu treten, in dem die hochschaftigen glatten Stämme nach geometrischer Ordnung gepflanzt sind. Der Blick irrt durch ihre endlosen Reihen. Wie man im arabischen Wohnhause aus dem Lärm der Straße in die streng umhegte Stille des Gartenhofes und seiner steinernen Erweiterung in den Wohnräumen kam, so hier aus dem duftenden Hain des Vorhofs in den steinernen Wald, um in seiner erhabenen Ruhe zu Allah zu beten.

In dem breiten Mittelteil war die Maksura abgegittert, der geweihte Platz für den Kalifen, und im Hintergrunde davon, nach der Richtung gen Mekka, die Nische des Mihrab, wo der in Juwelenschmuck geborgene Koran sich befand und wo Allahs Geist nach dem Glauben der Islamiten sich aufhielt. Ein Teil der arabischen Herrlichkeit der Auszier dieses heiligsten Ortes der Moschee ist in den Mosaiken erhalten geblieben. Goldfunkelnd sind damit die

schmalen Wände bedeckt und die muschelförmige Wölbung ist mit tropfsteinartigem Stuckgezack versehen. Rot, grün, blau, wie eine Perlenstickerei ist außerdem die verwirrende Menge der Arabesken, die sich ineinander in allen denkbaren Figuren und Linien verflechten. Auch hier die üppiganmutige, farbige Sinnlichkeit, ohne deren Vermittelung sich der Araber nichts Schönes und Großes vorstellen konnte. Für seine mystische Religion bedurfte er derselben um so mehr, als anderes Bildwerk zu einem verehrenden Zweck ihm nicht gestattet war.

Grabesruhe herrscht längst in dieser größten Moschee, die aus der Glanzzeit der arabischen Herrschaft im Abendlande verblieben ist. Was sich an Menschen zur Messe in dem pomphaften Winkel sammelt, der die christlichen Altäre seit über drei Jahrhunderten enthält, ist ein verschwindendes Häuflein in der weiten Arkadenhalle. Das war freilich anders, als Cordoba noch eine Kalifenstadt von fünf Meilen Ausdehnung längs dem Guadalquivir war, sechzehnhundert Moscheen hatte, neunhundert öffentliche Bäder, achtzig öffentliche Schulen, und als von 4300 Minareten das Volk morgens und abends zum Gebet herbeigerufen wurde. Da brannten zur Nachtzeit in der Mezquita nach den arabischen Chronisten 4700 Lampen, aus dem Silber oder Erz der zerstörten Christenkirchen gegossen, und Aloe- und Ambraweihrauch umfing eine vieltausendköpfige Menge, die ihre Stirnen

zu Boden gesenkt hielt, bis sie nach dem Amen der Priester sich erhob, und wie ein Meeresdonner in der Brandung der Ausruf von allen Lippen durch die Hallen erdröhnte: „Allah! Allah! Es ist kein Gott außer Allah!“

Zahlreiche feste, trotzige Burgen auf Bergeskuppen fanden die erobernden Araber in Spanien vor und ihre Sidis, ihre Emire, Heerführer und Vornehmen, nahmen Besitz davon. Zertrümmerte bauten sie wieder auf zu starken Vesten oder Schlössern, in denen sie ihre ritterlichen Gefolgschaften, ihre Wachen, Sklaven, ihre Weiber und ihre Schätze hielten. Als dann friedlichere Zeiten kamen, richteten sie sich hinter den sichernden Mauern die Wohnräume nach ihrem Behagen und mit dem Luxus ein, zu dem sie oft überschwenglichen Reichtum aufbieten konnten. Sie thaten es ganz in der poetischen Auffassung der Häuslichkeit, wie die arabischen Bürger in den Städten. Steinerne Nachbildungen erweiterten den natürlichen Garten; Stil und Einrichtung dieser Paläste waren die gleichen wie in den feineren Bürgerhäusern der spanischen Araber. Aber natürlich wurde in ihnen noch viel größere Pracht in viel größeren und in zahlreicheren Räumen entfaltet, und mit der sich mehrenden Verweichlichung ihrer Ritter- und Fürstengeschlechter im üppigen Süden überbot sich ihre Phantasie, um sich auf Erden ein Paradies zur Wohn- und Luststätte zu machen. Fabelhafter

Art wurden ihre glänzenden Hofhaltungen und die luxusvollen Befriedigungen orientalischer Sinnlichkeit, die sie der irdischen Prosa entrücken sollten. Und wie mit der Leidenschaft sich ein gewisses Freidenkertum unter den mohammedanischen Vornehmen in Andalusien ausbreitete, so fügten sie auch ihren Genüssen und Liebhabereien solche zu, die nach dem Koran und den strengeren Auffassungen des Islam sündhaft und verboten waren.

Dahin gehörte das Nachbilden lebender Wesen, Menschen wie Tiere, sei es durch Werke des Meißels oder des Pinsels, und ebenso das Weintrinken. Aber in den Mohrenpalästen setzte man sich mehr und mehr über solche religiösen Beschränkungen hinweg und erhöhte die Pracht der Residenzen sowohl durch plastische wie gemalte Darstellungen wenigstens von Tieren, wie Löwen, Elefanten, Vögeln, manchmal sogar auch Menschen. Schon der erwähnte Abderrahman errichtete am Eingang zu der herrlichen Stadt Essehra (die Blühende) die marmorne Bildsäule seiner Geliebten, und auch sonst gab es nach den alten, von Graf Schack in seinem Buche über die arabische Poesie und Kunst im Mittelalter vielfach wiedergegebenen, Beschreibungen eine Menge von den Mohammedanern verbotenen Bildwerken darin.

Was das Weintrinken aber betraf, so sündigten die Bekenner des Islam im Morgen- wie im Abendlande nach Herzenslust darin, wie es ihre zahlreichen

Verherrlichungen in Gedichten beweisen. Der mächtige, poetische und schwelgerische arabische Emir Almotadid von Sevilla trank einen guten Tropfen und viel. Nachdem er im Jahre 1091 von den aus Afrika herbeigerufenen Mauren treulos mit seinem Heere überwältigt, gefangen genommen und nach Afrika in die Verbannung geschickt worden, tröstete er sich noch in seinem Elend mit den Erinnerungen an sein schönes Leben beim funkelnden Andalusierwein, wie er es einst sich besungen:

„Gesprächig macht der Wein und froh, bei meinem Leben schwör' ich das!
Den Zechgenossen mag ich gern Bescheid thun in dem süßen Naß.
Der Arbeit sei das Leben halb, und halb gewidmet sei's dem Ruh'n;
Gemüht hab ich am Morgen mich, froh will ich sein am Abend nun;
Der Freude und dem Scherz gehört die Zeit, wenn sich die Sonne neigt,
Die Sorge für das Reich beginnt von neuem, wenn sie wieder steigt,
Und trink' ich auch in vollem Zug, des Ruhms doch denk ich immerdar;
An mich und meine Thaten soll man noch gedenken manches Jahr."

Die Poesie war ja eine starke Lieblingsneigung der Araber und sie ging so sehr in das Leben des Volkes und der Großen über, daß es unter denselben Dichter in Menge gab und sie sich ihre feier-

lichen Botschaften und Briefe oft in Versen schrieben. Gleich den deutschen Minnesingern und den provenzalischen Troubadours verherrlichten die fahrenden arabischen Dichter an den Höfen, womöglich aus dem Stegreif, die Tugenden und den Ruhm der Gebieter, die Liebe und die Freuden des Daseins, wofür sie reichlich mit Gold und Ehren belohnt wurden. Säulen und Wände der Paläste waren sehr häufig, wie mit in Arabesken eingeschlungenen Koransprüchen, so mit eingemeißelten Versen anderer Art versehen; auch derartig beseelte man den Stein. In den marmornen Hallen, in den wollüstig duftenden Patios, spielten Musikanten mit Lauten, Flöten und Handpauken zur Kurzweil des Hofes auf; Sänger ließen sich vernehmen in dem Kreis der Haremsschönheiten, in dessen Mitte der Herr derselben saß, und Zigeunerinnen oder Maurinnen aus Afrika tanzten vor ihnen ihre leidenschaftlichen Weisen.

Es war ein Leben, wie es von dem des Himmels geträumt wurde und nichts war der wonnebegierigen Einbildungskraft dieser reichen Emire zu üppig, um es nicht zu verwirklichen. Der stolze Almansor von Cordoba ließ einmal in dem Prunksaal seines Palastes das große Wasserbassin im Boden mit Blumengewinden überspannen, auf denen Mädchengestalten aus Jasminblüten gebildet waren, schwebenden Feen gleich, die sich in dem Wasser zu ihren Füßen spiegelten. Perlen lagen statt Kies

auf dem Grunde desselben, eine Schlange schwamm darin, ein in Blumen gekleidetes Kind ruderte ein Boot mit goldenen Rudern auf den künstlich bewegten Wellen.

In Wasserkünsten, wie davon noch Reste, zumal im Garten des Alcazar von Sevilla wohlerhalten vorhanden sind, leisteten die Araber schier Erstaunliches, um den ausschweifenden Phantasien der Vornehmen zu genügen. So wird von Almamun, dem letzten Araberkönig von Toledo (1085) berichtet, daß er sich in der Mitte eines Teiches innerhalb seines wundervollen Alcazar hoch oben über der alten Felsenstadt einen Kiosk errichten ließ, von dessen Dach sich das klare Wasser auf allen Seiten nieder ergoß, so daß der Emir wie unter einer riesigen Krystallglocke sitzen und in den heißen Stunden sich dabei wohl sein lassen konnte.

Von allen diesen märchenhaften Palästen giebt es nichts mehr zu sehen, als den noch wohlerhaltenen Alcazar in Sevilla, und in Granada, außer einigen stolzen Ruinen, den herrlichen Generalife (Dschennet al arif, Garten des Baumeisters) und die weltberühmten Reste der Riesenburg Alhambra.

Diese beiden Alcazars von Sevilla und Alhambra ähneln sich in der Hauptsache so sehr, daß nach der Besichtigung des einen der Eindruck des andern nicht mehr ein so völlig berückender ist. In beiden hinter hohen, schmucklosen Mauern dieselbe Anlage von

umschlossenen Gärten, festsaalartigen Höfen, die sich zu halbdunklen Hallen und Gemächern erweitern. Überall die Pracht und Zierlichkeit schlanker, weißer Säulen mit Hufeisenbogen darüber, mit Arabesken umrahmter Fenster und Thüren; von Mosaiken an den Wänden wie Spitzenschleier oder Blumenteppiche, vielfarbig schimmernd inmitten des edlen Weiß der ganzen Hallenmasse, und bemalter und vergoldeter Holzdecken, oder Kuppeln mit zahllosen weißen Zapfen.

Der Alcazar in Sevilla stammt aus dem achten Jahrhundert; der älteste, noch vorhandene Teil aber vom Jahre 1181 und enthält den schönen Gesandtensaal, der wegen seiner eigentümlichen Kuppel auch die sala de la media naranja, Saal der halben Orange heißt, mit dem sogenannten Puppenhof davor. Unter dem castilischen Peter dem Grausamen hat man hier teils verändert, teils neue Bauten im selben Stil hinzugefügt, so daß allerdings der Stil derselben nicht mehr die alte Reinheit aufweist, dagegen in mancher Hinsicht feinere Ausführungen der Arabesken. Auch ist fort und fort auf die Erhaltung dieser glanzvollen Palasteinrichtung von den spanischen Königen Sorge getragen worden, was mit derjenigen der Alhambra bis in die neueste Zeit durchaus nicht der Fall gewesen. Hier in Sevillas Alcazar spielten die blutigen Scenen Peters des Grausamen mit den Feinden seiner Geliebten Maria Padilla; hier hielt Karl V. Hochzeit mit Isabella von Portugal.

Gern nahmen im Winter die anderen spanischen Könige da ihre Residenz und die Königin Isabella pflegt es noch heut zu thun.

Die Alhambra steht aber als der größte dieser Alcazars einzig in ihrer Art da, schon durch die unvergleichlich schöne Lage auf ihrer Felsenhöhe über der Stadt Granada, von wo der trunkene Blick weithin über ein lachendes Thal und ein schneegekröntes Gebirge schweift. Sage gewordene Geschichte umschwebt vielfach diese stolze maurische Königsburg, flüstert in den hohen Kronen des Ulmenwaldes, der da hinaufführt, murmelt in den Wassern, die auf allen Seiten des Berges niederfließen, träumt auf den halb verfallenen, noch riesig aufragenden Türmen und Mauern, welche den großen Umfang dieser Burg bezeugen. In dem erhaltenen Prachtgemächerteil belebt ihn die mächtig angeregte Phantasie des Besuchers mit jenen schönen, idealen Sultanengestalten inmitten ehrwürdiger Richter, wie ihrer in einem der Säle sich in neueren konturenhaften Zeichnungen befinden. Man wähnt die maurischen Ritter in blitzender Rüstung über die hellen Marmorplatten klirrenden Schrittes gehen; um die glänzenden Säulen, zart wie Mädchenarme, die seidenen Gewänder der Sultansfrauen rauschen zu hören. Dann wieder in dem Saal, wo man in dem Marmorbecken die angeblichen Blutspuren der hier ermordeten Abencerragen zeigt, versetzt man sich wohl in

die Zeit, in der dies Fürstengeschlecht der Eifersucht des Naßridenk Boabdil zum Opfer fiel. Sein Weib Zaide soll in dem nahe bei der Alhambra gelegenen Bergschloß, Generalife in spanischer Verstümmelung genannt, eines Abencerragen Leidenschaft erregt haben und darum lockte Boabdil Alle aus diesem Geschlecht zu sich in die Alhambra, um Jeden gleich nach seinem Eintritt niederstoßen zu lassen. Sein eigenes schmähliches Ende, wie er hier oben ratlos auf die anziehenden Kriegsscharen Isabellas und Ferdinands sah, wie er sich und sein Königreich ihnen ohne letzten Kampf ergab und dann ins Exil ziehen mußte, rächte die Gemordeten.

Bald sind vierhundert Jahre seit diesem für Spanien so denkwürdigen Ereignis verflossen, daß das letzte Mohrenreich daselbst unterging. Die Alhambra (rote Burg) war erst anderthalb Jahrhunderte zuvor, von 1347 an, erbaut worden und so unnahbar und stark, geeignet für die Aufnahme eines ganzen Heeres, daß das granadinische Königtum sich hier für alle Zeiten hoffte behaupten zu können. Sie war die letzte der großen Schloßbauten unter der Maurenherrschaft, das kostbarste Juwel ihrer Architektur, welches sie dann der Nachwelt zur Bewunderung überlassen mußte. Ein wie aus Filigran gewebtes Feenheim hoch oben hinter Burggemäuer, immer umweht von balsamischer Luft; der Stein gewordene „Traum eines Engels oder das Werk

des Wahnsinns", wie der entzückte Amicis in seiner Beschreibung davon ausruft.

In der That ist hier in Beseelung des Steins durch feine Bearbeitung, durch Bekleidung mit Arabeskenzier in hartem Gyps, Koransuren hindurch geschrieben; durch leuchtende Farbenpracht an allen Wänden, an den Decken, das Höchste dieser maurischen Architektur geleistet worden. Der Myrthenhof mit dem vom dunklen Grün umhegten Wasserbassin im Marmorboden, umgeben von feinen Säulchen, die eine Galerie tragen, ist würdig, der Eingang zu diesem Dorado zu sein. Geheimnisvoll, feierlich, märchendurchklungen umfängt es einen da. Mehr noch im Löwenhof mit seinen Hallen und den zwölf steinernen Löwen, die das große Marmorbecken der rauschenden Springwasser tragen. Diese Löwen sind die einzigen, von der maurischen Kunst übriggebliebenen plastischen Bildwerke und sie bezeugen, wie gering ihr doch hierfür die Gestaltungskraft gegeben war. Dann die Säle, der der Schwestern, der Gerechtigkeit, der Abencerragen. In einem derselben überrascht ein auf Leder gemalter Fries, der Jagdabenteuer maurischer Ritter und Frauen und Zweikämpfe zwischen Arabern und Spaniern darstellt, alles in grellen Farben, freskenartig, unvollkommen in der Zeichnung — ein Werk gefangener Christen, sagt man, aus dem Ende des vierzehnten Jahrhunderts. Viel bewundert wird besonders auch

der Mirador de la reina, ein Erker, kühn über dem tiefen Abgrund schwebend, durch den der Darrofluß zwischen Eichen und Cypressen hindurchrauscht, und von dessen Fenstern man alle landschaftliche Herrlichkeit mit einem Blick überschaut. Spanische Hände haben den luftigen Innenraum bemalt und mit Amoretten verunziert; hunderte von Händen aller Völker haben auf die Wände dort Namen geschrieben und gekritzelt, vornehme und berühmte darunter, als wollte jeder, der es gethan, sich an dieser Stelle von unübertrefflicher Schönheit der Eindrücke verewigt wissen. Denn „wer Granada nicht gesehen, hat nichts gesehen“.

Gerade hier mußte der letzte Akt der Geschichte der achthalbhundertjährigen arabischen Herrschaft in Spanien sich abspielen. Mit Thränen auf dieses Prachtwerk der Alhambra blickend, schied Boabdil davon. Hier hatte der Baum morgenländischer Kunst, der alle Säfte und Kräfte in üppiges Blätterwerk, in das Laub zahlloser wuchernder Ausläufer getrieben, seine letzte herrliche Blüte erschlossen. Spaniens Boden mit der alten abendländischen Kultur hatte ihm diese Kraft gegeben. Denn nachdem er aus ihm herausgerissen war, starb er augenblicklich ab. Die Araber wie die Mauren sind nach Granadas Fall wieder, wie vordem, zumeist dem wilden Nomadentum in Afrikas Wüsten anheimgefallen; was sie da noch in Städten mit Kasbahs am Wüstenrand

erbauten, beweist es nur, wie ihre verhältnismäßig hohe Kultur in Spanien nach dem Verlassen dieses Landes jählings verloren ging. Nirgendwo hat es wieder arabische Bauwerke wie in Andalusien gegeben.

Die spanischen Kunstwerke.

Die von den Arabern so schwer zurückgeschlagenen Goten hatten sich in die pyrenäischen und kantabrischen Gebirge geflüchtet und dort wurden sie von den Siegern in Ruhe gelassen. Am ehesten erholten sich in dem geschützten Winkel von Asturien und Galizien die versprengten Reste des Heeres, welches der fürstliche Held Pelayo geführt hatte. Schon im Jahr 712 machte er sich zum König von Oviedo.

Wieder soll es ein Weib gewesen sein, das, wie zum Untergang des gotischen Reiches, so zu dessen Auferstehung als spanisches die Veranlassung gegeben. Der arabische Emir, der zunächst dem kleinen Gotenstaat Oviedo herrschte, hatte Friede und Freundschaft mit Pelayo geschlossen, und lange Zeit bestand gute Nachbarschaft zwischen beiden Fürsten. Der Araber aber benutzte einmal einen Besuch bei Pelayo, um dessen schöne Schwester zu entführen. Um diesen Verrat zu rächen, rief der Gotenkönig

seine Mannen zusammen und suchte mit ihnen den Räuber in dessen Lande auf. Es kam bei Cova Longa zu blutiger Schlacht, in der die Christen glänzend den Sieg erfochten. Sie beuteten ihn durch die Besitznahme des eroberten Landes aus.

Nach diesem ersten Vorstoß der Spanier, dreißig Jahre nach der Überflutung des Landes durch die Muselmanen, folgten noch andere glückliche Eroberungen, so daß Oviedo bald ein ansehnliches und von den Arabern in Nordspanien gefürchtetes Königreich wurde. Überdies gelang es Karl dem Großen, die südlichen Pyrenäen bis zur Ebroebene hin von den Arabern zu befreien und hier die spanische Mark mit gotischen Grafschaften zu errichten. Dies Gebiet wurde daher auch Gotien oder Gotalanien geheißen, woraus Catalonien entstand. Der Graf von Barcelona gelangte zu besonderer Macht daselbst und dehnte sie süd- wie westwärts aus. Aus den anderen Grafschaften dieses Gotalaniens erhoben sich im Laufe der nächsten zwei Jahrhunderte ebenfalls unabhängige Reiche, so daß um das Jahr 1000 etwa die Christen wieder einen großen Teil des nördlichen Spaniens beherrschten. Aus Oviedo war das Königreich Leon geworden, aus Burgos das von Castilien; Navarra war ein anderes; Aragonien, das mit Barcelona vereinigt wurde, das größte und den arabischen Nachbarn allergefährlichste. Von ihm aus gingen immer neue Kriegs- und Eroberungszüge

gegen dieselben aus, welche der geschwächten und uneinigen Islamherrschaft in der Mitte des Landes ein Stück nach dem anderen entrissen.

In Wahrheit waren es spanische Kreuzzüge. Denn in keinem Lande war durch die Bekehrung des Volks zum Katholizismus die römische Priesterschaft so allmächtig, die neue Religion so sehr Faktor des Nationallebens geworden, als bei den Goten in Spanien seit dem sechsten Jahrhundert. Ließen sich doch die mächtigen Könige derselben knieend vor den Bischöfen auf den Konzilen zu Toledo ihre Würde bestätigen und sahen sich dann als Statthalter Christi durch die empfangene Weihe an. Spanien war ein ausgesprochen katholischer Priesterstaat unter den Goten geworden und die Eroberung durch die Araber wurde deshalb auch daselbst wesentlich als ein religiöses Unglück aufgefaßt. Begehrten die besiegten und vertriebenen Christen eine Gnade von den Ungläubigen, so war es die Überlassung der Reliquien aus den ihnen verlorenen Kirchen, und diese nahmen sie mit sich in die Berge. Als Christen vor allem, mit dem hoch erhobenen Zeichen des Kreuzes und mit den Priestern bei sich, rückten die spanischen Heere dann zur Wiedereroberung des Landes aus, und so wurde der Jahrhunderte währende Unabhängigkeitskrieg zugleich ein Religionskrieg, der natürlich auf den Charakter der Spanier seinen unverwischlichen Einfluß nicht verfehlen konnte. Sie waren Glaubens-

kämpfer, und wenn sie als Solche Siege über die Mohammedaner erfochten hatten, so feierten sie dieselben durch sichtbare, bleibende Verherrlichungen zu Ehren ihrer Religion, wie es ja ihrerseits die Araber auch gethan.

Sie eroberten denn auch keine Stadt von diesen zurück, ohne sogleich christliche Kirchen und Klöster für ihre Priester zu stiften, und dahin die Reliquien zu schaffen, in deren Besitz sie sich noch befanden. Diese neuen Bauten wurden noch in dem romanischen Stil aufgeführt, wie er denjenigen der Zeit des gotischen Spanien eigen gewesen; aber es wurden auch arabische Moscheen, die ursprünglich schon einmal christliche Kirchen und vielleicht sogar römische Tempel gewesen waren, wieder in solche Kirchen umgewandelt, so daß ihnen ein Gemisch verschiedener Stile verblieb. Bedeutendere Werke dieser Art haben sich in der Kathedrale von Barcelona, der von Tarragona, in den aragonischen Klosterbauten von Montserrat und San Juan de la Penna erhalten. Reichere Kunst wurde in den Bauten der königlichen Nachkommen des Pelayo zum Ausdruck gebracht. Alfonso II. schmückte seine Hauptstadt Oviedo nicht nur mit prächtigen Kirchen, worunter die Kathedrale, an der dreißig Jahre gebaut wurde; sondern auch mit Palästen, Bädern und Lusthäusern nach arabischen Vorbildern. Ebenso stammt von ihm die zu Ehren der aufgefundenen Gebeine des heiligen Ja-

kobus errichtete und danach die in ganz Spanien am verehrtesten gewordene Kirche von Santiago, Compostela genannt. Den bedeutendsten Schmuck in Kirchen wie Klöstern bildeten zunächst die Grabmäler und Sarkophage der Könige, ihrer Familie, der Großen des Reichs, frommer, vornehmer Frauen, der Bischöfe und Äbte; dann die goldenen und silbernen Monstranzen, Kreuze, Leuchter und Gefäße, gestickte Altardecken und bunte, nach arabischen Mustern verfertigte Wandteppiche. Auch in Bildsäulen aus Marmor wie Holz versuchte sich eine im übrigen noch sehr bescheidene Kunst.

Im elften Jahrhundert rückten die Spanier bis Madrid und Toledo vor; dann fiel Cordoba und Sevilla, Valenzia und Murcia; zuletzt Malaga und 1492 Granada. Jede dieser Eroberungen wurde durch den Aufbau neuer Kirchen und Klöster verherrlicht, und unzweifelhaft trug dieser Eifer in Errichtung so vieler großen Bauten hintereinander viel dazu bei, daß der neu aufgekommene germanische oder gotische Stil in Spanien zwar nicht in den reinsten, wohl aber in den großartigsten Werken seine viel bewunderten Triumphe feierte. Der starke Glaube, das stolze Siegesbewußtsein, die innigste, schwärmerische Verehrung der Religion und derer, welche sich in ihren Dienst gestellt, drückten sich darin aus. Zudem war die gemachte Beute groß und die Priesterschaft erhielt einen gewaltigen Teil davon,

so daß sie gut bauen und die Kunst wie Kunstgewerbe in ihren Dienst zu stellen hatte. König und Adel waren nur dem kriegerischen Rittertum hingegeben; blühendes Städtewesen mit wohlhabender Bürgerschaft existierte nicht, oder war im Rückgange. So war es denn die üppig erstarkte Priesterschaft in dem wesentlich wieder Priesterstaat gewordenen Spanien, welche mit ihren reichen Mitteln sich die Denkmale ihrer Macht und Herrlichkeit errichten konnte und dadurch eine Pflegerin und Förderin der rühriger werdenden Künste wurde. Damit war sie es und der religiöse Kultus, die den spanischen Künsten ihren eigenartigen Charakter aufprägten.

Von Nord bis Süd, wie die Spanier in gewachsener Macht vordrangen, ragen die stolzen Dome, die von den nationalen Künsten im Dienst des Klerus Zeugnis geben. Ein imposantes Prachtwerk ist die Kathedrale von Burgos mit seinem Säulenwald im Innern, seinen Gräberhallen, seinen kunstvoll geschmiedeten Gittern, der Unmasse von Statuen, Köpfen, Reliefs, Arabesken und Goldschmuck an allerhand Schnitzwerk. Der Bau begann, als das dreizehnte Jahrhundert zu Ende war; aber die berühmten Portale gehören erst einer späteren Zeit an und die beiden Türme mit den durchbrochenen Spitzhelmen darüber, die einzigen ihrer Art in Spanien, kamen sogar erst Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts hinzu und zwar von Meister Johann von

Köln. Wegen seines pompösen Portals nicht minder ist der Dom von Salamanca sehenswürdig. Uralt und in höchster Verehrung ist in Saragossa die Bildsäule der heiligen Jungfrau aus Holz in der weiträumigen Kirche Nuestra Sennora del Pilar. Der heilige Jakobus selber soll sie geschnitzt haben. Nie wird die Kirche von Andächtigen leer, die zu diesem Bilde auf den Knien beten und sich dann hin zu drängen suchen, um es zu küssen. Durch eine überreiche und pompöse Ausstattung seines Innern, des Chors und Hochaltars, zeichnet sich der Dom von Saragossa aus, ebenso der von Valenzia. In Valladolid findet man schöne gotische Klosterhöfe bei den Dominikanern; in Segovia eine Kathedrale, die an den Charakter der von Burgos erinnert.

Aber großartiger als alle diese Dome ist der von Toledo. Er wurde 1227 begonnen und gerade erst fertig, als das spanische Königreich unter Isabella und Ferdinand eine vollendete Schöpfung bildete. Achtundachtzig Riesenpfeiler tragen die fünf Schiffe dieser Kathedrale. Der gewaltige Chor im Hintergrunde enthält in prachtvoller Ausstattung, von Alabaster- und Jaspissäulen umstellt, den Thron des Erzbischofs. Der Hochaltar ist nicht minder ein Wunderwerk von Schnitzereien und Bildhauerarbeiten. Die Sakristei birgt unschätzbare Werte an Arbeiten der Gold- und Silberschmiede, der Weber und anderer Kunsthandwerker des spanischen Mittelalters.

Der ganze Bau drückt es eindringlich aus, daß er ein Triumphmal ersten Ranges sein sollte, das sich die Kirche in der uralten Königsstadt hoch über dem rauschenden Tajo errichtete. Aus späterer Zeit, eben als die gotische Kathedrale ausgebaut war, stammt die im Innern in üppigster Gotik gehaltene Kirche de los Reyes zu Toledo, an deren burgartigem Außengemäuer noch die schweren eisernen Ketten hängen, die den von den Spaniern befreiten Christensklaven nach Granadas Fall abgenommen wurden. Eine Terrasse über dem Portal trägt einen Halbkreis von Steinbildsäulen spanischer Könige, wie um in einer ausdrucksvollen monumentalen Form die innigste Verbindung der spanischen Monarchie mit der in ihr allein herrschenden Kirche zu bezeugen.

Sollte in Toledos Kathedrale das großartigste Bauwerk auf der iberischen Halbinsel geschaffen werden, so waren dadurch die überaus reichen Prälaten von Sevilla zu dem Ehrgeiz angestachelt worden, mit einem neuen Dom in ihrer herrlichen Stadt den von Toledo noch zu übertreffen. Mit Beginn des fünfzehnten Jahrhunderts wurde von ihnen ausdrücklich beschlossen, einen Bau aufzuführen, so groß und schön, daß die Nachwelt sie deswegen für Narren halten solle. Und in der That ist da während eines Jahrhunderts ein Riesenwerk entstanden, welches seinesgleichen in der spanischen Welt nicht mehr hat. Auf dem ungeheuren Raum, den die prächtige Mo-

schee Sevillas eingenommen, bildet die Kathedrale äußerlich ein Burgwerk, mit zahllosen Turmspitzen auf ihrem Dach und Zinnenkranz, von etwa 450 Fuß Länge und 325 Fuß Breite. Von der Moschee ließ man mit einem Teil des Orangenhofes den mächtigen Turm, die Giralda, stehen und setzte später noch ein Stockwerk mit Spitze darauf, welche eine Kolossalfigur des Glaubens mit einer beweglichen Metallfahne krönt. Dadurch ist der Turm, ganz der Absicht der Erbauer dieser Kathedrale entsprechend, der höchste in ganz Spanien geworden.

Im Innern mißt die eigentlich siebenschiffige Halle in der Höhe 158, in der Länge 431, in der Breite 315 Fuß. Um diese Raumverhältnisse zu würdigen, muß man bedenken, daß der große Straßburger Münster nur ein 72 Fuß hohes Gewölbe besitzt, es also zweimal in das Sevillanische gesetzt werden könnte. Bei solcher Ausdehnung verschwindet fast die Kreuzform desselben. Auch sind die Bogenspannungen so mächtig und der Säulen verhältnismäßig so wenige, daß die Großartigkeit der Halle dadurch noch gehoben wird. Nur 32 Säulen ziehen in vier Reihen nebeneinander her, und trotz einem Umfang von je 13 Fuß erscheinen sie bei ihrer enormen Höhe schlank und leicht. Neunzig Fenster und die Portalrose werfen von oben herein das Licht in diesen Raum, aber es herrscht bei hellstem Sonnenschein wegen der Glasmalereien an den

Fenstern immer nur eine Dämmerung darin, bei der Majestät der Umgebung und der heiligen Stille wie Waldesdunkel erscheinend, dessen mystischem Zauber man sich nicht zu erwehren vermag, beeinträchtigt auch der ringsum aufgestapelte Prunk von Statuen, Bildern, Grabmälern, Altären und Zieraten eine hingebungsvolle Andacht.

Der Stil des Gebäudes ist gemischt. Altfranzösisch, gotisch, Renaissance und selbst der arabische Hufeisenbogen sind da zu einem doch bestechenden reichen Eindruck vereinigt. Mitten in der Halle ist, einer Kirche an Größe gleich, die pomphaft ausgestattete Hauptkapelle; hinter ihr, nicht weniger riesenhaft und prachtvoll, die königliche Grabkapelle mit der Hülle Ferdinands des Heiligen, mit Krone und Mantel, in einem Krystallsarge. Hundert Statuen von Holz und goldverziert schauen aus drei Galerien übereinander auf dieses Heiligtum nieder. Die zwei Orgeln darüber sollen die kolossalsten sein, die es giebt. Die größte hat 5300 Pfeifen und 110 Register. An achtzig Altären werden täglich ein paar hundert Messen gelesen. Im Chor stehen 127 geschnitzte Stühle hinter dem kunstvollen Eisengitter, das ihn vorn abschließt. Bilder aller Jahrhunderte, aller Meister, kaum erkennbar in dem Dunkel, bedecken die Altarwände, und die bedeutendsten gehören mit zu den kostbaren Schätzen, welche in der Sakristei aufbewahrt werden. Von dem Reichtum

des Kapitels dieser Kirche kann man sich einen Begriff machen, wenn man weiß, daß der Erzbischof ein Jahreseinkommen von 400 000 Franken hat und die Domherren einst soviel Dienerschaft hielten, wie die Könige.

Zu den bedeutenderen Werken dieser Baukunst ist dann noch der erst im sechzehnten Jahrhundert aufgeführte Dom in Malaga und der in Granada mit den schönen Grabmälern Isabellas und Ferdinands des Katholischen zu rechnen. Letzterer ist äußerlich unvollendet geblieben, wie auch die mächtige Kathedrale von Valladolid, die unter Philipp II. entstand. Nachdem Spanien von den Ungläubigen gesäubert war, verlor sich die schöpferische Kraft der Priesterherrschaft, die nun auf ihren Lorbeeren und fetten Pfründen ausruhte, Kirchen außerdem schon in Überfluß erbaut sah. Auch kam hinzu, daß nach der Entdeckung von Amerika in jenen neuerworbenen spanischen Ländern, in der Absicht, die katholische Religion dort zu verbreiten, der Kreuzzug fortgesetzt wurde, der in der Heimat sein Ende gefunden. Neuere Bauten von Kirchen und Klöstern, an welch letzteren es namentlich nicht mangelt, erheben sich zumeist nicht mehr über das Gewöhnliche. Eine zu beachtende Ausnahme davon macht das Jesuitenkloster San Ignacio de Loyola im Baskenlande bei Azpeitia, mit dem das Geburtshaus dieses fanatischen spanischen Glaubensstreiters verbunden ist. Es ist wegen der

eigenartig düstern Pracht seiner Kirche der des Escorial nicht unebenbürtig, wenn auch dieser granitne Koloß in der castilischen Wüste, halb Kloster, halb Schloß, einen Platz für sich unter den Riesenbauten der Spanier beansprucht.

Mit Karl V. hob eine neue Ära der Künste in seinem Vaterlande an. Das große, ja allmächtig gewordene Königtum in Spanien baute sich nun zum Zeichen seiner Herrlichkeit würdige Schlösser. Das alte Residenzschloß in Madrid war ein ausgebauter arabischer Alcazar; eine andere und Lieblingsresidenz war noch die Burg in Valladolid und auch der prächtige Alcazar in maurischem Stil und maurischen Ursprungs in Sevilla. Karl V. beschloß aber, eine wahre Kaiserpfalz in Toledo zu bauen, hoch oben über der Stadt, wo der Palast der Mohrenfürsten gestanden. Ungeheure Summen gab er dazu her; ein Meisterwerk der heiteren Renaissance in gigantischen Verhältnissen erhob sich um einen großen Hof mit zierlichen Seitengalerien, mit einem Marstall in den Souterrains für tausend Pferde, mit stolzen Treppen zu gewaltigen Sälen und einer Kapelle mitten inne. Zugleich gingen seine Werkleute daran, auf der Alhambra einen anderen Prachtpalast in griechisch-romanischem Stil aufzuführen, zu welchem das wundervolle Maurenschloß einige Teile hergeben mußte und der dasselbe gleichsam verdecken, durch Größe, wie durch die Schönheit der

christlichen Kunst in ihrer neuen Blüte, in Schatten stellen sollte.

Aber merkwürdigerweise sind diese beiden architektonischen Unternehmungen des damals mächtigsten Fürsten der Welt unvollendet geblieben und nur als Ruinen bis heute erhalten worden. Von dem Palast auf der Alhambra stehen die Außenmauern mit Portal und leeren Fenstereinfassungen und im Innenraum eine stattliche dorische Säulenrunde. Eine Zeitlang hatten die Granadiner diesen Hof zur Arena für ihre Stierkämpfe benutzt. Der Alcazar von Toledo auf seiner einsamen Höhe ist schließlich nur zu Kasernements verwendet worden und wird erst neuerdings in seinen fertigen Teilen ausgebaut, um einer Militärschule Unterkunft zu bieten. Mitten auf dem großen, schönen Hofe ist auf hohem Sockel eine fein gearbeitete eherne Statue Karls V. in Lebensgröße und deshalb viel zu klein für die mächtige Umgebung.

Philipp II., der Baumeister des Escorial, das ihm sein Grabmonument bei Lebzeiten schon bildete, schuf außerdem noch sechs Stunden von Madrid das Schloß von Aranjuez inmitten prächtiger Waldanlagen. Es ist das spanische Fontainebleau, äußerlich wenig ansehnlich, im Innern natürlich von fürstlicher Einrichtung, die von den späteren Königen mit Vorliebe, namentlich von Karl IV. Ende des vorigen Jahrhunderts gemehrt worden ist. Die übrigen,

nach Aranjuez noch errichteten Lustschlösser in der Nähe der Hauptstadt zeichnen sich ebenfalls nicht weiter durch ihre künstlerische Ausführung aus, am meisten noch La Granja bei Ildefonso als ein anderes Versailles, auch in der Gartenanlage mit Wasserkünsten im französischen Geschmack.

Wo nicht die Könige die Urheber waren, oder mindestens die freigebigen Unterstützungen liehen, wurde nichts Bedeutenderes mehr gebaut. Sie verfügten über die ungeheuren Gold- und Silberschätze, die aus Amerika herbeigeschleppt wurden, während das Land erstaunlich verarmte; nur zu bald waren auch jene Schätze vergeudet und der Staat tief in Schulden. Der spanische Staat aber war der König, el rey. Solchen königlichen Beihilfen verdankt Sevilla sein schönes Stadthaus im reichen Renaissancestil, wozu Karl V. den Plan entwerfen ließ; Madrid unter Philipp III. den malerischen, einheitlich umschlossenen Arkadenplatz (la plaza mayor), wo die Inquisition die Ketzer verbrennen ließ; unter Karl III. einige Palacios für Behörden und das Thor von Alcala. Von jüngeren architektonischen Schöpfungen daselbst ist das königliche Theater zu berücksichtigen; auch ein paar andere private sind geschmackvoll eingerichtet. Durch schönes stilvolles Äußere, wie durch künstlerisch vornehme Ausstattung seines Sitzungssaales zeichnet sich der 1850 beendigte Cortespalast (die Deputiertenkammer) aus; durch ihre Größe und

durch elegante Einteilung ihres enormen Rundraums die neue Arena der Stierkämpfe vor dem Alcalathore.

Nur noch in handeltreibenden Städten, wie Barcelona, Valenzia und Sevilla, konnten aus Gemeinde- oder Privatmitteln stattlichere Bauten aufgeführt werden, unter denen aus früherer Zeit die gotischen Börsenhallen in jeder derselben erwähnenswert sind. Wegen seiner Kuriosität ist es auch das Pilatushaus in Sevilla, das der Marquis Ribera 1521 erbaute und dann in den Besitz des kolossal reichen Geschlechts von Medina-Celi überging. Es ist genau nach dem angeblichen Hause in Jerusalem, wo der römische Statthalter Jesus gerichtet, erbaut worden und hat auch ein Säulchen auf seinem Patio, das ebenfalls aus Jerusalem stammt und auf dem der Hahn dem verleugnenden Petrus gekräht haben soll; im übrigen ist es unreinen arabischen Stils und nach Mustern im Alcazar Sevillas ausgeschmückt, wie ja die maurische Architektur vielfach die spanische, sowohl gotischen wie Renaissancestils, beeinflußt hat, am meisten, nachdem die Mauren aus Spanien vertrieben waren.

Der aufsteigende Entwickelungsgang der Baukunst im Lande der mit dem Königtum solange und aufs innigste verbundenen Priesterherrschaft ist derartig wesentlich nur mit imposanten Marksteinen zu Ehren derselben versehen. Auch alle übrige künstlerische Leist-

ungskraft der Spanier widmete sich vorzugsweise solchem Kultus. Sie stieg empor unter der einzig belebenden Macht und sank dann auch seit dem siebzehnten Jahrhundert mit deren Verfall.

Das niedergehende Gestirn der spanischen Monarchie warf nur noch auf die üppigsten Blüten der nationalen Malerei einen goldigen Glanz. Gerade in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts, während eines Zeitalters der politischen Erschlaffung und nachdem das vorher allmächtige Spanien eine armselige französische Dynastie nach der verkommenen habsburgischen erhalten hatte, erhoben sich die Malerschulen von Madrid, Valenzia und Sevilla aus der Abhängigkeit von den Italienern, auch Niederländern, um für freilich nur kurze Zeit die vornehmste Stellung auf dem Gebiet dieser Kunst einzunehmen. Aus den Schülern Leonardo da Vincis, Michel Angelos, Tizians, van Dycks, wurden Meister wie Morales, Herrera, die Castillos, Zurbaran, Velasquez, Cano, Coello, Ribalta, Ribera, und allen ruhmwürdig überlegen der herrliche, raphaelische Murillo. Ihre und ihrer Mitstrebenden zahllosen Werke verwandelten die reichen Kirchen und Klöster zu nationalen Museen, schmückten die Wände der Säle und Galerien in den neuen Schlössern. Überall findet man sie da mit ihren eigenartigen Zügen einer innigen, der Natur feinfühlig abgelauschten und dem Volkscharakter durchaus entsprechenden Schwärmerei,

derber Sinnlichkeit und Natürlichkeit in Verschmelzung mit einer solchen Glut religiöser Begeisterung, wie sie der alten spanischen Geschichte zufolge einer anderen Nation in solchem Grade nicht erreichbar sein konnte. Zumal der Süden, das sonnige Andalusien mit seiner reichen Natur und Üppigkeit des Lebens, reifte diese Originalität in Murillos Arbeiten zur Unübertrefflichkeit.

Besondere Sammlungen solcher Schätze giebt es in den Museen von Barcelona, von Valladolid, von Sevilla, und in großartiger Fülle im königlichen Museum zu Madrid. Sevilla namentlich ergänzt sowohl in seiner Provinzialsammlung, wie in der Kathedrale und in dem hospicio de la Caridad, das eine Stiftung des reuig gewordenen Wüstlings Don Juan de Maranna ist, den Reichtum des Madrilenischen Museums an Murillo'schen Gemälden mit bewunderungswürdigen, ja, mehreren bedeutendsten Werken dieses Meisters. Überhaupt vermag sich ein forschender Kenner der Kunst und Kunstgeschichte in der Vaterstadt Murillos die eindruckvollste Anschauung von der Blüte der spanischen Malerei zu verschaffen.

Was das Real Museo in Madrid betrifft, so bildet es die reichste Gemäldesammlung Europas, ohne dabei aber doch die Vollständigkeit eines großen Museums zu haben. In Bezug auf spanische Meisterwerke verfügt es über eine bewunderungswürdige

Menge und besitzt nicht weniger als 46 Murillos, 14 Zurbaran, 58 Ribera, 64 Velasquez und eine Masse Bilder von den neueren Malern. Auch die italienische Malerei ist viel und herrlich durch 43 Tizians, 54 Tintorettos, 25 Paul Veronese, 10 Raphael, 16 Guido Reni und anderen vertreten. Von deutschen Meistern ist Albrecht Dürer mehrmals mit seinem Porträt und „Eva den Apfel reichend" vorhanden, auch Holbein; von Holländern 55 mal Teniers, 66 mal Rubens, 22 mal van Dyck; von Franzosen 20 Poussin, 10 Claude Lorrain. Mehr als 2200 Gemälde sind in meist trefflich eingerichteten Räumen aufgehängt und eine große Zahl soll sich noch in den Kellern eingepackt befinden, weil es für sie an Platz mangelt. Der Skulpturen sind wenige, doch ausgezeichnete darunter, die zumeist in dem Elitesaal für die Gemälde aller Schulen, im Salon de la Reyna Isabel sich befinden.

Gleichsam ein Zusatz dieser einzigen Sammlung von Kleinodien der Malerkunst aus ihrer höchsten Blütezeit gewährt die Galerie der Akademia San Fernando in Madrid mit dreihundert älteren und neueren Gemälden, die hierhin teils durch Privatvermächtnisse, teils als Geschenke gekommen sind. Mitglieder dieser Akademia werden nur diejenigen spanischen Maler, welche in Rom studiert und dort einen ersten Preis errungen haben.

Obwohl Spanien, — wie bei seiner Sangeslustig-

keit auffälligerweise auch in der Musik, — in der Skulptur nur wenige glänzende Namen aufzuweisen hat, so ist es doch ungeheuer reich an Arbeiten solcher Art, großartigen wie gewöhnlichen, die vor allem in den Kirchen wie als Grabmäler, so auch als Heiligenbilder, Statuen der Könige, Feldherrn und Bischöfe zu suchen sind. Die ausländischen Künstler lieferten dafür von jeher eine ungemeine Anzahl, wogegen die Spanier in der besonderen Fertigkeit des estofado, der bemalten, vergoldeten und polierten Holzschnitzerei sich auszeichneten. Öffentliche Denkmäler von Marmor sind in Form von Brunnen und, wiewohl selten außerhalb Madrids, in Bildsäulen vorhanden. Die königlichen Gärten, besonders der von Retiro, und die plaza de Oriente vor dem Palacio reale in Madrid, sind mit solchen Steinstatuen altspanischer Könige, kolossal ausgeführt, förmlich bepflanzt. Erst in neuerer Zeit sind, wie von José Alvarez, spanische Bildwerke von mehr künstlerischer Eigenart geliefert worden und haben Madrid einen mehr und mehr beachtenswerten Schmuck verliehen. Alvarez' Denkmal an den 2. Mai 1808 auf dem Salon des Prado ist bei aller, dem französischen Geschmack Davids nachgeahmten theatralischen Manier doch von bedeutendem Eindruck. Der patriotische Zorn und Schmerz über den Tod der drei spanischen Offiziere, die an jenem Tage Madrid gegen die einrückenden Franzosen zu verteidigen

versuchten, charakterisieren sich vortrefflich. Alljährlich am 2. Mai wird auch vor diesem großen, katafalkartig sich erhebenden und von einem Obelisk mit Inschrift überragten Marmor-Denkmal inmitten eines Cypressenhaines an der lebhaftesten Promenade eine Nationalfeier mit Messe gehalten. Der König und die ganze Garnison der Hauptstadt wohnen ihr bei. Eine Reiterstatue Philipps III. ziert die Plaza mayor; eine Philipps IV. von Bronze, die 1842 im Namen der Königin Isabella gesetzt wurde, die Plaza de Oriente. In Bronze, welche erst neuerdings öfter statt des Marmors Verwendung fand, ist die Bildsäule des Cervantes gegenüber dem Cortespalast und die des Murillo am Prado.

Auf dieser breiten und mit Alleen versehenen Lieblingspromenade der Madrilenen befinden sich mehrere Marmorfontänen, am Anfang die pompöse mit Neptun, am Ende die ihr entsprechende der Gäa auf von Wasserrossen gezogenen Wagen. In der langen Fortsetzung dieses Spazierganges, den Recoletos, giebt es ebenfalls einige Fontänen, einen Obelisken, eine hohe Säule für das noch zu erwartende Standbild des Kolumbus, und an ihrem Ende die imposante Bronzegruppe mit Isabella der Katholischen hoch zu Roß, das riesige Kreuz in der Hand, zu ihren Seiten die Figuren ihrer zwei vornehmsten Paladine, des Kardinals Mendoza und des Grankapitan Gonzales de Cordoba. Es ist dies ein

viel verheißendes Werk des noch jungen Künstlers Oms, der auf Kosten der spanischen Regierung in Rom studierte und dort auch auf Bestellung der Stadt Madrid dieses bedeutendste unter ihren öffentlichen Denkmälern der jüngsten Zeit anfertigte. Der Erzguß konnte in Spanien nicht hergestellt werden. Als nun die einzelnen Teile der Gruppe dahin geschickt wurden, nahm man sie zum Erstaunen des Künstlers an der Grenze in die Verzollung, wie als Kuriosum mitgeteilt sein mag. Die Einweihung des für die Spanier so mahnenden Bildes fand mit großer Feierlichkeit unter Beisein des ganzen Hofes, der hohen Geistlichkeit und der Alkalden, während der Anwesenheit des deutschen Kronprinzen statt, und es war gewiß des Nachdenkens wert, daß die Ankunft desselben mit dem König auf dem Festplatz von den im langen Militärspalier aufgestellten Musikbandas mit der — preußischen Hymne begrüßt wurde und der protestantische Kaisersohn am Arme der Exkönigin Isabella den ersten Umgang um das enthüllte Monument für die katholische Fürstin par excellence machte. Dieser Vorfall erschien doch wie ein offizieller Widerspruch gegen das aufgerichtete Symbol religiöser Leidenschaftlichkeit und eines nur zurückblickenden, unfruchtbar gewordenen Patriotismus, die zu der spanischen Nationalerstarrung geführt haben. Unwillkürlich wurde so bei dieser Gelegenheit charakterisiert, wie diese überlieferten Dog-

men des spanischen Lebens bei einer unausweichlichen Berührung mit dem Recht der Gegenwart zusammensinken. Noch vor dreißig Jahren würde kein König in Spanien gewagt haben, bei einem solchen bedeutungsvollen Akt das spanische Nationalbewußtsein durch eine derartige Auszeichnung eines fremden und als ketzerisch geltenden Prinzen herauszufordern; keine Erzbischöfe und Prälaten hätten damals sich zu Zeugen dabei eingefunden.

Hierbei sei aber auch darauf hingewiesen, daß jener zurückgebliebene spanische Geist in der bildenden Kunst fort und fort, bis heute, weiter gearbeitet hat. Entweder brachte sie unter diesem zwingenden Einfluß Werke hervor, die dem Kultus jener mittelalterlichen Religiosität und einem für die Gegenwart wertlosen, sogar ungerechtfertigten Patriotismus dienten (wie solcher doch allein nur einem Philipp III. und IV. nachträglich Denkmale setzen konnte); oder sie ahmte französische Muster ideenarm nach. An der schöpferischen Kraft, die einzig aus dem frischen Leben und Streben eines Volks schöpft, ermangelt es ihr nur zu sehr.

Sehenswürdige plastische Kunstwerke enthalten noch die an sich kleinen Kirchen Madrids. Überaus reich damit, sowie mit anderen künstlerischen Schätzen, zumal Gemälden, ist die Klosterkirche von San Isidro el Real in der Toledostraße versehen. Als eine Art Pantheon wegen vieler Grabmäler großer Spanier

ist San Francisco el Grande zu bezeichnen. Prächtige Grabmonumente des Generals Concha und des ermordeten Feldmarschalls Prim enthält die eigentliche Hofkirche Nuestra Sennora de Atocha vor Madrid am Prado. Eroberte Fahnen hängen von ihrem Gewölbe herab und die Soldaten leisten dort auch den Treuschwur.

Militärische Ehrenhallen im besonderen fehlen übrigens in der Hauptstadt eines Volkes nicht, welches die glänzendste Ritterschaft Europas gehabt, die beste Fußarmee, und deren frühere Siege zu Lande wie zu Wasser den Stolz der heutigen Spanier noch so sehr bilden, daß sie auf alle fremden kriegerischen Großthaten der neuesten Zeit mit einer gewissen Herablassung blicken. Höchst beklagenswert ist der große Verlust, welcher durch den Brand im Jahre 1884 der Armeria, einer der schönsten Waffensammlungen der Welt, bereitet wurde. Da gab es in einem großen, hellen Saal, in wahrer Schlachtordnung aufgestellt, ein erstarrtes Ritterheer in den kostbarsten Rüstungen, welche spanische Könige, Feldherren, Prinzen und Helden getragen hatten. Die spanische Waffenschmied- und Harnischmacherkunst alter Zeit war hier neben Prachtstücken fremdländischer Arbeiten dieser Art in blendender Fülle vertreten. Überall herum allerhand Ruhmeszeichen, Fahnen, Schilde, Waffen, die in den Schlachten gegen die Mohren, gegen Franzosen und Engländer, in den Kriegszügen

in Afrika, Mexiko, Cuba getragen wurden. Dazu Trophäen aus allen Jahrhunderten der spanischen Geschichte, Kleinode von ungemeinem Wert darunter, Kronen, Kreuze, Halsketten, Prachtkleider, zahllose Beutestücke von den Indianern und den australischen Wilden.

Eine ähnliche Sammlung enthält das Marineministerium. Sie illustriert die Geschichte der spanischen Entdeckungen in der neuen Welt durch die Gemälde der dabei beteiligten Flotten, der Eroberer Kolumbus, Pizarro und Cortez; durch die Karten der besetzten Länder; durch Waffentrophäen, den Indianern abgenommen. Zehn Säle sind damit gefüllt und ein Tag genügt nicht, um nur oberflächliche Schau über alle diese tausend verschiedenen Merkwürdigkeiten zu nehmen.

Dann noch das Artilleriemuseum mit einer interessanten Sammlung alter spanischer Geschütze, Kugeln und allem, was über die Entwickelung der Schußwaffen belehrt. Wie es in der Armeria die eigentümlichen, schönen Eisenschmuck- und Ciselierarbeiten des alten Toledo gab, die, bis auf einzelne Werkstätten, nicht mehr betrieben werden, so sind hier neben den Kanonen, die man in Toledo noch heute gießt, auch die blanken Waffen zu sehen, welche die große königliche Fabrik daselbst in vorzüglicher Arbeit der Klingen liefert.

Außer dem naturgeschichtlichen und archäologi-

schen Museum seien schließlich noch die Caballerizas angeführt, die großartigen königlichen Wagenhallen, Sattelkammern und Marställe, in denen sich die pompösen Galakarossen und Zaumzeuge des spanisches Hofes seit dem Anfang des vorigen Jahrhunderts befinden; allerdings zumeist französische Arbeit.

Aus der politischen Welt.

Bei uns in Deutschland ist der vollständige Wechsel eines Ministeriums eine beinahe sagenhafte Vorstellung und es kommt höchstens dazu, daß ein neuer Minister in den alten Rat der Krone tritt. Das ist ja dann auch schon ein politisches Ereignis, welches seine Wellen schlägt.

In Spanien dagegen noch mehr wie in Frankreich bedarf es von Zeit zu Zeit der vollständigen Neubildung eines Ministeriums, um politische Spannungen zu lösen, oder den verfahrenen Staatswagen wieder auf einen Weg zu bringen, auf dem er weiter fortkommen kann. Dieses politische Ereignis ist aber, wie höchstens noch in Nordamerika bei dem Präsidentenwechsel, in Spanien von einer förmlich gesellschaftlichen Umwälzung begleitet.

In dem Augenblick, daß ein Ministerium daselbst geht und ein neues sich auf dessen Plätze setzt, erhebt sich von unten bis oben in der spanischen Ge-

sellschaft eine große Bewegung. Die Einen schließen ihre Pulte in den Bureaus ab, wo sie bisher für den Staat gearbeitet haben, und verlassen sie mit bekümmerten Mienen, oder mit einem trotzigen Zug um den Mund, um demnächst nicht wiederzukommen; die Anderen laufen Sturm auf die Vorzimmer der neuen Minister und Staatssekretäre, und zwar so lange, bis sie den Schlüssel zu dem Pult erhalten, an dem sie nun ihre Dienststunden als Angestellte des Staats verbringen sollen. Die Einen sind die „Cessantes“, die im besten Fall eine kleine Pension davon tragen, oder sehen mögen, wie sie anderwärts ihr Brot verdienen; die Anderen sind die Leute von heute, die von oben auf, welche ihre bisherige Unzufriedenheit über die spanische Wirtschaft nun einschlafen lassen und versichern, es sei endlich wieder bessere Aussicht für das Land gekommen.

Im Grunde genommen ist dieses Verwechseln der Staatsbeamtenstellen die Hauptsache bei einer Ministerveränderung in Spanien, und alles, was die Politik damit in Frage stellt und aufs Tapet bringt, bedeutet gar wenig dagegen. Es hat sich diese Erscheinung auch bei den neueren Kabinettsveränderungen ebenso wie bei allen früheren Ministerien gezeigt, und die herkömmliche, so tief in die socialen Verhältnisse eingreifende Stellenjägerei ist neuerdings nur noch interessanter, weil ihr ein Damm zu setzen versucht wird und doch nicht zu setzen ist. Alle Par-

teien folgen eben den Vorteilen des Augenblicks; die Politik ist eine allgemeine Spekulation und bei denen sowohl, die Minister geworden sind, als auch bei denen, welche ihren Anhang bilden oder bis dahin gebildet haben. Der beste Wille einer neuen Regierung, sich nur ihren hohen Staatsaufgaben ohne Rücksicht auf die sie umschwärmenden persönlichen Egoismen zu widmen; die ernste Unterstützung, die der König Alfons solchen Vorsätzen und Anläufen, wie beispielsweise unter dem Ministerium Posada-Herrera, gewährte, sind bisher nur verunglückte Versuche gewesen. Im Publikum ist auch teils das Vertrauen zu dergleichen Erhabenheit eines Ministeriums über Parteiselbstsucht zu gering, teils hängt es in allen Schichten viel zu sehr mit den persönlichen Interessen zusammen, welche ein Regierungswechsel wegen der Ämterverteilung aufruft, als daß sich die Allgemeinheit für eine Schädigung derselben aus Liebe zu lauteren Staatszwecken begeistern könnte. Ein sehr, sehr großer Teil der Gebildeten setzt und macht eben seine Rechnung auf die Regierung, auf die Minister im Amt, deren Freundschaft, deren Vettern, Bekannte und Parteigenossen. Sie alle wollen ihren Anteil an dem Glück haben, das ihren Freund oder Parteimann auf den Ministerstuhl gebracht hat. Sie haben ja lange darauf gewartet, dafür gestimmt, gewühlt und in den Wahlkreisen gewirkt, und sie haben wohl auch krumm gelegen in der Hoffnung,

einmal glänzend dafür entschädigt zu werden. Es wimmelt in Madrid von eleganten Müßiggängern, die kaum mit einigen Pesetas ihr und der Ihrigen Leben fristen, die deshalb ihren Verwandten, die etwas haben, auf dem Halse liegen und aus deren Fleisch- und Gemüsetopf sich und ihre Familie mit ernähren lassen — alles in der Erwartung, durch eine Veränderung in der Regierungssphäre wieder zu Gehalt und Stellung zu kommen. Sie waren vielleicht schon einmal Staatsbeamte und sind nun nichts, um aber wieder etwas werden zu wollen. Und in dem Moment, da ihre Partei ans Ruder gelangt, ihr Freund, ihr Vetter, ihr Deputierter, ihr Parteigenosse — da schlagen ihre Hoffnungen in hellen Flammen auf und sie bevölkern mit siegesfrohen Mienen die Vorzimmer der Ministerwohnungen und Bureaus. Man kann sich denken, wie eine Enttäuschung solcher Leute wirkt; wie erbittert sie gegen den Minister werden, der ihre Hoffnungen nicht erfüllt; wie wenig sie nach Staatswohl und Staatsinteresse fragen, wenn das ihrige nicht berücksichtigt wird. Sie kennen es nicht anders; es war immer so, und sie sehen nicht ein, warum es auf einmal gerade auf ihre Kosten anders werden soll. Ihr Freund, der sie nicht berücksichtigt, wird also ihr Feind, sein Ministerglück erscheint nun als die Ursache einer empörenden Treulosigkeit gegen die Freunde; er bricht ihnen sein Wort, er täuscht die gerechten

Erwartungen. Nieder mit ihm also, sobald als möglich, und ein anderer an seine Stelle, der sich dankbarer, gefälliger, rücksichtsvoller nach alter Tradition zeigt!

Ich habe im Herbst 1883 in Madrid nach Berufung des Ministeriums Posada-Herrera genugsam solchen Umschlag persönlicher Gesinnung gegen dessen Mitglieder kennen gelernt von Solchen, welche vierzehn Tage zuvor deren Ernennung als ein Glück des Landes begrüßten, weil es das ihrige persönlich bedeuten sollte. Die Freude der Parteifreunde über ihre Regierung mit so tugendhaften, patriotischen Grundsätzen, wie sie sie in den Cirkularen predigte, war durchaus nicht groß, und dieser Umstand mächtig genug, um eine Spaltung in der demokratischen Partei zu bewirken, welcher der größte Teil des Ministeriums angehörte und auf die es sich für seine Gesetzgebung stützen mußte.

Der Spanier nimmt gewiß ein sehr großes Interesse an der Politik; aber es ist auch unzweifelhaft, daß er sie nicht im Hinblick auf das Ganze, auf das Staatswohl treibt, sondern wesentlich im Hinblick auf seine Person, seine persönlichen Selbstsüchteleien und seine Theorien, wie er sie sich gemacht hat. Geht's damit nicht vorwärts, so bringt er sie auch ohne viel Besinnen auf ein gerade flott gewordenes Parteischiff und segelt mit unter dessen Flagge. Daher der Mangel eigentlicher politischer Charaktere

von festem Holz und scharfem Schnitt in Spanien. Männer wie Castelar z. B., welche uns im Auslande als solche Charaktere politischer Gesinnung erscheinen, weil sie ihren proklamierten Grundsätzen nicht untreu werden, sind deshalb in ihrem Vaterlande nicht einmal besonders angesehen. Man nimmt sie für Theoretiker und Idealisten, die in der Praxis sich doch nicht bewähren würden. Es nimmt daher auch niemanden Wunder, wenn ein fanatischer Republikaner von ehedem sich zum dynastisch gesinnten Liberalen bekehrt, oder gar noch weiter rechts rückt. Phantasie und Ehrgeiz arbeiten ja so mächtig in den spanischen Geistern, daß sie mehr als alles andere zur wechselnden Richtschnur im politischen Verhalten genommen werden. Es entspricht dies der Grundnatur des Spaniers nur zu sehr. Er handelt ohne Prinzipien nach dem Gefühl; er ist Idealist und Phantast. Mit seinem Stolz auf sein Vaterland verbindet er doch nur die Erinnerungen an dessen Größe von ehemals und die Neuzeit flößt ihm zuviel Mißachtung ein, um ihren Anforderungen Rechnung zu tragen. Keine der Revolutionen in diesem Jahrhundert ging so tief, um die allgemeine Denk- und Empfindungsweise zu verändern. Kein Krieg, keine geistige Bewegung hat diese Starrheit selbstgenügsamen Bildungsstolzes auf frühere Größe in Fluß bringen können. So bleibt's also in der Politik auch bei der alten persönlichen Auffassung ihrer Bedeutung

für Befriedigung von Ehrgeiz oder Wünschen nach Versorgung und Bereicherung aus Staatsmitteln. Wer nur irgendwie sich hervorthun kann und in die vorderen Reihen sich drängt, der träumt davon, General, Minister, Gouverneur einer Provinz, oder nicht viel weniger zu werden, und hält sein Knopfloch für die Orden offen. Was ist nicht ein Streber wie Serrano schon alles in Spanien gewesen? Und Martos, einst der Percy der spanischen Republikaner, speiste bei der ersten Gelegenheit, die der König ihm zur Annäherung bot, ohne Bedenken auch gleich als ausgezeichneter Gast bei Hofe und reichte Sagasta die Hand, um mit ihm den Bund der Demokratie mit den royalistischen Liberalen zu schließen. Wie gesagt, dergleichen Umsattelungen in der politischen Gesinnung findet man nicht auffällig, sogar klug und geschickt von den Betreffenden. Die Hauptsache für einen Politiker von Ruf ist, oben zu bleiben und die Hand in den Geschäften zu haben.

Andererseits giebt es die sehr weit verbreitete Klasse der politischen Pessimisten und Gleichgültigen. Sie glauben an nichts und es imponiert ihnen nichts. Spricht man mit ihnen von der hoffnungsvollen Politik neuer Minister, so zucken sie die Achseln; von ihren schönen Cirkularen, Programmen, Anreden an die Beamten, so lachen sie. Sie sind nicht davon abzubringen, daß es in Spanien nur sich katzbalgende Egoismen sind, die ihre großen politi-

schen Scenen spielen und dann der Katzbalgerei anderer Platz machen. Fusion zwischen Sagasta und Martos, Konstitutionellen und Republikanern — bah, wie lange? sagten sie. Ministerprogramme — ah, wie viele kennen wir schon! Und Ministerreden — wie viel und wunderschön ist nicht derartig schon gesprochen worden? Es bleibt darum doch, wie es war, die Reden verhallen, die Minister von heut thun, was sie können und in ihrer Macht steht, bis ihre Stunde schlägt und andere Minister sie ablösen, die wieder umstoßen, was vor ihnen geschaffen worden, und womöglich das Gegenteil von dem anordnen, was eben noch den Unterbeamten als Gesetz galt. Was thut da ein Beamter, der seinen Posten zur Ernährung der Familie behalten will? Er thut, was der Chef von ihm verlangt, schreibt heute grün und morgen rot, hält sich still, wenn er gescheit ist, und wird spanischer Philosoph. Warum auch nicht? Spanien hat ja soviel Unordnung, Mißregierung, Wirrnis, Bürgerkrieg und Umwälzungen von oben bis unten in diesem Jahrhundert durchgemacht, daß jeder andere Staat daran zu Grunde gegangen wäre. Aber soweit kam es nicht, kommt es auch nicht, denkt man, weil Spanien unerschöpflich an Mitteln sei, und das Volk sich wunderbar in alle Fügungen zu schicken wisse. Es wird immer weiter regiert, recht und schlecht, und die Maschine arbeitet unter jedem, der sie bedient. In diesem Fatalismus

fühlen sich alle wohl, die nicht selber hineinpfuschen können.

Ich fragte gelegentlich der vielen neuen Ernennungen, welche unter dem stark demokratischen Ministerium Posada-Herrera in den hohen Ämtern stattfanden und mit denen auch eine große Menge republikanisch Gesinnter, sowohl in der Generalität wie unter den Civilbeamten, beglückt wurden, ob denn damit nicht eine Gefahr für die Monarchie geschaffen werde. Diese Herren könnten doch bei guter Gelegenheit einer republikanischen Bewegung Halt und Erfolg geben.

O, glauben Sie dies nicht! antwortete man. Indem man diese Männer auf die hohen, ersehnten Posten stellt, entzieht man sie den Verschwörungen und geheimen Wühlereien, in denen sie sonst gern mitspielten. Jetzt haben sie, was sie wollten, und sind damit loyale Leute, die an Umtrieben keinen Geschmack mehr finden. Sie haben mit gebührendem Respekt, sogar begeistert, die Worte voller Patriotismus und edelstem Schwung mitangehört, die der Minister bei ihrem Empfang als neuernannte Beamte an sie gerichtet, und gehen nun auf ihre Posten, um zu thun, was sie wollen, d. h. sie thun wenig anderes, als was ihre Vorgänger gethan. In der Wirtschaft des Staats, der Provinzen bleibt's beim Alten.

Unter diesen Eindrücken empfand ich beinahe Mit-

leid mit den neuen Ministern, deren Absichten, wie sie sie mehrfach und in gewisser Feierlichkeit geäußert, mir imponiert hatten und die ich als bestem Willen und ehrlichsten Überzeugungen entflossen erachtete. Das war auch gewiß der Fall. Männer wie Moret, der Minister des Innern, Finanzmann ursprünglich und Verwaltungsrat einer großen Bank, ebenso der Marquis von Sardoal, Minister der öffentlichen Arbeiten und des Verkehrs, einer der besten parlamentarischen Redner der dynastischen Linken, gingen mit einer so thatkräftigen Energie an die Verwaltung und an die Reform ihrer Departements, daß man hätte denken sollen, es könne nicht fehlen, es müsse dabei zum Wohl des Ganzen etwas Gutes herauskommen. Und wenn sie nun in diesen patriotischen Hoffnungen sich wiegten und schließlich nur Enttäuschungen dafür ernteten — möchte man nicht meinen, daß sie, und mit ihnen andere Männer des besten Willens, es satt bekämen, gegen Unmögliches anzukämpfen und dem Wohl des Staats sich widmen zu wollen? — O nein, es ist dies keineswegs der Fall. Sie verlieren die Lust daran doch nicht. Als sie nur zu bald ihre Ministerposten wieder verlassen mußten, um dem konservativen Kabinett Canovas Platz zu machen, trösteten sie sich mit der Zukunft.

Bei diesem Mangel fester Grundsätze des politischen Parteilebens ist dasselbe überwiegend die

Handhabe einzelner Persönlichkeiten, die sich eine Führerrolle darin verschafft haben. Jeder gerade obenauf gekommene Politiker hat denn auch womöglich seine eigene Partei, die er wie ein Fähnlein in den Verband einer der herkömmlichen politischen stellt, ohne sich aber dadurch die Freiheit nehmen zu lassen, je nach seinem Vorteil nach rechts oder links abzuschwenken. So giebt es innerhalb der drei allgemeinen Parteibezeichnungen: konservativ, liberal, republikanisch, eine immer wechselnde Anzahl von solchen Fähnlein, oder Fraktionen, unter besonderen Führern.

Die Konservativen haben eine Farbenschattierung von tiefschwarz bis lichtgrau. Es giebt unter ihnen die starren, finsteren, altspanischen Absolutisten, welche sowohl die Legitimität des Carlismus vertreten, als auch die alte Oberherrschaft der katholischen Kirche im Lande. Andere wieder sind gemäßigter, wollen dem Zeitgeist etwas Rechnung tragen, eine Verfassung sich gefallen lassen, ohne jedoch mehr als Scheinfreiheiten darin zu gewähren, und hängen noch an Isabella. Eine dritte konservative Fraktion ist liberal angehaucht und derzeit als die Partei der Alfonsisten zu bezeichnen. Ihr Führer ist Canovas del Castillo, ein Nebenbuhler von ihm der herrschsüchtige Martinez Campos, ein anderer Romero Robledo, ein verschlagener und intriganter Politiker.

Dann die Liberalen, unter denen Serrano den einen, Sagasta den anderen Flügel befehligt, einer immer mehr auf Schleichwegen der Politik als der andere. Männer wie Lopez Dominguez von Serrano'scher Farbe, und Posada-Herrera von Sagasta'scher gehören dazu.

Ihnen sind neuerdings die Republikaner nahe gerückt, welche sich mit der konstitutionellen Monarchie Alfons' XII. ausgesöhnt haben und deshalb sich die „dynastische Linke" nennen. Es sind die demokratischen Führer Moret und Sardoal, die hier ihren Platz haben, und denen Martos mit seinem Fähnlein sich beigesellt hat. Dieser selbst gehörte zu den unbedingten Republikanern, wie Rios-Rosas, Pi y Margall und Castelar, von welchen jeder wieder die Republik auf seine eigene Weise erstrebt und eingerichtet wissen will.

Endlich noch die socialistischen Republikaner unter Zorilla und Salmeron, die natürlich ebenfalls in einzelnen wichtigen Fragen gar nicht Eines Sinnes sind. Beide sind flüchtig und leben in Frankreich oder in der Schweiz; Zorilla ist sogar neuerdings als Hochverräter wegen seiner geheimen Umtriebe gegen die Monarchie Alfonsos zum Tode verurteilt worden.

Einen starken Grund zu den Uneinigkeiten der Fraktionen und ihrer Führer sonst einer und derselben Farbe bildet von den Carlisten bis zu den

Radikalen hinüber die Neigung für oder gegen Centralisation der Verwaltung in Spanien. So giebt es denn noch konservative, liberale und republikanische Centralisten wie Föderalisten, um die Unklarheit des politischen Parteilebens in Spanien für einen Fremden vollständig zu machen. Die Föderativnatur des Spaniers, muß man hierbei bedenken, ist nicht minder stark wie die der Deutschen. Die Provinzen, mit Ausnahme der castilischen, hängen noch wie an ihren Stammeseigentümlichkeiten, so an den alten, von den Königen ihnen nach und nach genommenen Sonderrechten und Freiheiten. Bekannt ist namentlich der Fanatismus der Basken dafür. Carlisten und Republikaner halten da für die Erhaltung der heiligen „Fueros“ zu einander, während Andere, Konservative wie Liberale bis zur radikalsten Abstufung, wieder mit Haß auf diese Vorrechte der nordischen Provinzen blicken und sie gänzlich aufgehoben haben wollen. Die Bevölkerung im Süden hegt aber ebenfalls noch Sondergelüste, und die Revolution 1874 unter der Republik, die sich zuletzt in Cartagena als Kommune festsetzte, gab dafür bedenkliche Beweise.

Unter solchen Umständen hat eine Regierung in Spanien, welcher Farbe immer, und sei sie vom allerbesten Willen erfüllt, mit ungeheuren Schwierigkeiten zu kämpfen. Das ganze Land ist voller Gärungen und alle Parteien sind immer nur auf Er-

perimente verwiesen, diese Gärungen zu beruhigen oder gewaltsam niederzuhalten, weil solche durch ihre Herrschaft in der Regierung nur heftiger aufwallen. Daher auch dieser weitverbreitete Pessimismus im Volke, weil niemand, der nicht persönliche Zwecke in der Politik verfolgt, sich etwas Gutes von der Regierung verspricht, zumal wenn diese nicht von der ihm genehmen Partei ist. Und niemanden bleibt ja seine eigene Partei genehm, wenn sie ihm nicht persönliche Vorteile zuschiebt.

Dies Unglück Spaniens, seine ewige innere Beunruhigung und politische Unbeständigkeit, entstammt den Folgen der Despotie, die von den Königen im Bunde mit der Geistlichkeit ausgeübt wurde und Unwissenheit wie Trägheit im Volke erhielt. Alle Ideen fanden da in der Phantasie eine empfängliche Genossin, riefen Wünsche, Pläne, Hoffnungen in den Einzelnen auf, für die man dann schnell politische Programme herrichtete, ohne daß ein fester Grund materieller Interessen zur Stütze solcher Bestrebungen vorhanden war. Wer etwas Neues, etwas Anderes für das verhaßte Bestehende durchsetzen wollte, suchte die Armee dafür zu gewinnen, weil sie allein die Macht dazu besaß. Andere Stände, deren materielle Interessen innig mit einem idealen politischen Streben verknüpft werden konnten, sind in Spanien zu schwach für solche Hilfe. Bauern, Pächter, Tagelöhner, welche tief im Aberglauben und in der

Feindseligkeit gegen alle moderne Kultur stecken, lassen sich wohl von socialistischen Träumen verlocken; aber sie würden unter deren Verwirklichung als Freiheit nur eine Gesetzlosigkeit verstehen, die natürlich keinen Bestand haben kann. Der Adel ist verarmt oder er dient; die hohen Aristokraten mit immensem Grundbesitz verstehen die Anforderungen der neuen Zeit für Spanien keineswegs. Ein kräftiges Bürgertum, das auf den Wert seiner Arbeit für den Staat pochen kann, giebt es nicht; es hängt vom Luxus, von den Beamten, von der Kirche ab, die ihm das Leben fristen. Die Industrie hat nur in Barcelona Platz und Raum gewonnen; an einzelnen anderen Orten Spaniens erhielt sie kaum eine beachtenswertere Bedeutung bisher.

Wichtiger und ersprießlicher für das Land muß also eine Regierung derzeit erscheinen, welche den Boden für eine gesunde Entwickelung zunächst zu festigen vermag und dafür Vertrauen bei den Gebildeteren im Lande findet. Niemanden traute man unter Alfons XII. solch eine Fähigkeit mehr zu, als Antonio Canovas del Castillo, der in der That auch nach dem Fiasko des liberalen Ministeriums Posada-Herrera wieder an die Spitze der Regierung berufen wurde. Selbst bei seinen erbitterten Feinden auf der liberalen und radikalen Seite steht seit Jahren dieser konservative Führer in hoher Achtung, sowohl wegen seines persönlichen Charakters, wie

als ein erfahrener Staatsmann. Sein Anhang ist groß, sowohl in der Madrider Gesellschaft wie in der politischen Partei, die sich liberal-konservativ nennt, von ihm einst begründet wurde und vortrefflich über das ganze Land hin organisiert worden ist. Das Vertrauen des jungen Königs zu ihm ist überdem unbedingt. Denn Canovas hat die Restauration der Dynastie ebenso geschickt wie mutig durchgeführt; er hat Alfons den Thron zurückgegeben, nachdem er während der Exilszeit desselben sein Berater, sein Bevollmächtigter, sein uneigennütziger Freund gewesen. Aber alle Dankbarkeit des Königs deswegen berechtigte Canovas nicht zu der Stellung eines leitenden Staatsministers, wenn er nicht als solcher sich schon aufs verdienstvollste bewährt hätte. Er war es schon zweimal unter ihm und säuberte das Land von den Carlisten, wie er auch die Insel Cuba für Spanien gerettet hat. Seit dreißig Jahren ist er in den politischen Geschäften; er war nicht nur jung schon Cortesmitglied für seine Vaterstadt Malaga, wo er 1828 geboren wurde, Geschäftsträger in Rom unter Isabella, ihr Minister des Innern und der Kolonien; sondern als Royalist auch nach der Septemberrevolution von 1868 verbannt und seit 1870 mit Martinez Campos die Seele der Bewegung für eine Einsetzung des Sohnes Isabellas auf den spanischen Thron. Er führte den Regentschaftsrat bis zur Mündigkeit dieses Königs, nachdem er ihn zurück

nach Madrid geführt. Herb und schneidig, imponiert seine Energie, wie die Selbstlosigkeit seines Charakters; als Dichter geehrt, Mitglied der Akademie und anderer gelehrter Gesellschaften Spaniens, ist er an der Spitze der intelligenten Welt seines Vaterlandes nicht minder wirkende Kraft, wie in der Politik. Als Royalisten und als Konservativen hat ihn ein lauterer Patriotismus zu allen Handlungen geleitet. Er haßt die absolute Monarchie, von welcher Spanien nur zu viel Unheil erfuhr, und er verwirft die absolute Demokratie, weil für eine solche die Spanier in ihrer Masse zu ungebildet und bei ihrem vielfachen Aberglauben, ihrer Eitelkeit und phantastischen Launenhaftigkeit zu ungeeignet sind. Eine Reaktion in die alte spanische Wirtschaft ist unter ihm nicht zu fürchten. Wie er seine schwere Aufgabe lösen wird, kann indes erst die Zukunft lehren. Diese Aufgabe ist deutlich erkennbar geworden: Festigung der Monarchie, Versöhnung der verschiedenen, ihr prinzipiell nicht feindseligen Parteien damit, Beruhigung der Leidenschaften, Strenge gegen das Verschwörerwesen, Sorge für eine Belebung der materiellen Interessen des Landes, wodurch mehr als durch alle wohlgemeinten Dekrete im Geiste des Fortschritts bei einer Nation zu erwarten ist, die einmal von ihren ererbten Anschauungen, auch bezüglich der Kirche, noch nicht läßt. Dieser letztere Umstand nötigte denn auch Canovas, einen so engherzigen Kleri-

kalen wie Pydal y Mon in sein neues Ministerium aufzunehmen. Spanien ist so weit hinter allen Kulturnationen zurückgeblieben, daß man ihm Zeit lassen muß, um nachzukommen. Mit revolutionären Stößen wandelt man es nicht um, sondern nur unter geordneten Zuständen durch Einsicht und Redlichkeit in der Absicht, es mit dem frischpulsierenden Leben der anderen Nationen wieder in Verbindung zu setzen. Dadurch wird das vermodernde und vermoderte Alte, das in täuschendem Pomp ihm anhaftet, von selbst abfallen.

Canovas ist ein besonderer Freund der Deutschen, wie er den Franzosen längst abgeneigt geworden. Es ist dafür zunächst seine konservative Natur maßgebend gewesen, die Spanien um so weniger mit dem republikanischen Frankreich in politischer Fühlung sehen möchte, als dasselbe dem monarchischen Spanien keineswegs besonders freundlich gesinnt ist, überdem es gern als eine von sich abhängige Provinz des Romanismus betrachtet und deshalb verletzend genug schon behandelt hat. Die konservative deutsche Reichsmacht gewährt dagegen der Monarchie Alfonsos und der auf ihre Kräftigung bedachten staatsmännischen Politik Canovas' einen wertvollen Rückhalt gegen Frankreich und bietet eine Solidarität der Interessen dar, ohne doch gegenseitige Verpflichtungen aufzuerlegen. Zudem blickt Spanien noch mit besonderem Mißtrauen auf die neuere fran-

zösische Kolonialpolitik und wittert dahinter Gefahr für die seinige, welche es wieder zu beleben sucht, und für seine bisherige Stellung als Mittelmeermacht und gegen Marokko. Der Abschluß des spanischen Handelsvertrages mit Deutschland geschah denn auch zur Bezeugung der Annäherung, die Don Alfons persönlich mit Deutschland suchte, und seine Reise dahin 1883 zum Besuch des Kaisers in Wiesbaden, dem dann im Herbst schon der Gegenbesuch des deutschen Kronprinzen in Madrid folgte, rief sogar die Gerüchte einer engeren Allianz zwischen beiden Reichen auf, die aber als grundlos abgewiesen wurden. Hierbei sei bemerkt, daß die Spanier durchweg einer politischen Allianz wie immer höchst abgeneigt sind, aus Sorge offenbar, dadurch in kostspielige auswärtige Händel verwickelt werden zu können, wodurch auch wieder Veranlassung zu inneren Unruhen gegeben würde. Ihr Ehrgeiz geht nicht dahin und auch nicht der von Canovas, obwohl er als derjenige gilt, welcher die spanische Freundschaft mit Deutschland im Stillen unter Vega de Armijos Ministerium (1883) vermittelte und dabei schon die Wiederübernahme der Regierung nach der demokratischen Versuchsära unter Posada-Herrera im Auge gehabt habe.

Kurze Zeit, nachdem Canovas im Januar 1884 das Ministerium übernommen, hatte Emilio Castelar mit ihm auf der Straße und dann auch so-

gar mit dem Könige Don Alfons in einer vornehmen Gesellschaft eine offenbar politisch bedeutsame Unterredung. Natürlich dachte man wohl augenblicklich, daß der ehemalige Präsident der spanischen Republik auch endlich zur Bekehrung geneigt sei und gleich Martos und anderen früheren Gesinnungsgenossen seinen Frieden mit der jetzigen Monarchie suche, obwohl es unglaublich sein mußte bei seinem Ruf als politischen Charakter, bei seiner schwärmerischen Hingebung an sein republikanisches Ideal, und er erst wenige Wochen vorher noch in den Cortes wieder als der rücksichtslose Gegner der Monarchie Alfons' XII. aufgetreten war. Wie erklärte es sich also, daß er mit seinem politischen Gegner Canovas im Spazierengehen eine vertrauliche Unterredung hatte, und wie gar, daß er in einer Theegesellschaft bei der Herzogin Medina-Celi mit dem Könige zusammen war?

Zunächst ist hierfür nicht außer Acht zu lassen, daß die größte politische Gegensätzlichkeit der spanischen Caballeros sie durchaus nicht zu persönlichen Feinden macht. Sie kämpfen auf der Tribüne, in den Klubs, in der Presse für ihre Sache, und kommen in den Gesellschaften, in den Sitzungen und Versammlungen der Academia, des geographischen Vereins, des Atenäos, des Kasino, in ungezwungenem Verkehr zusammen. Beansprucht nun freilich eine Audienz beim Könige, oder eine doch kaum zufällig stattfindende, sondern vorbereitete und von beiden

Teilen gewollte Begegnung eines Mannes von so ausgesprochenen republikanischen Grundsätzen, wie Castelar, mit dem Monarchen seines Vaterlandes eine ganz andere Bedeutung, so muß man doch auch hierbei sowohl den Charakter des jungen Königs wie die Verhältnisse Spaniens in der Auffassung eines Patrioten in Rechnung ziehen.

Versteht sich hinlänglich, was der König Alfons an Canovas als Minister hat und dieser von ihm für Spanien erwartet, um so viel weniger schien es begreiflich, was sie Beide von einer Annäherung an Emilio Castelar sich versprechen konnten. Der berühmte Redner wider die Monarchie war sicherlich nicht geneigt, sich, seinen Ruhm und seine Evangelien, die er bisher gepredigt, um eines Königs Gunst zu verleugnen. Als gewesenem Präsidenten der spanischen Republik, ihrem Diktator, vermag ihm die Monarchie nichts für seinen persönlichen Ehrgeiz, nichts für seine große Eitelkeit zu bieten. Selbst Geld und Gut von dieser Seite wiese er kalt lächelnd ab, denn er hat davon als alter Junggeselle mehr als genug und verdient mit seiner immer geschäftigen Feder jährlich ein fürstliches Einkommen, das ihm in seinem schönen Hause gestattet, mit den Ansprüchen eines Aristokraten zu leben. Es konnte also keine Rede davon sein, daß Castelar, wie sein ehemaliger Minister unter der Republik, Martos, aus einem Saulus ein Paulus werde und sich den

Mund an einer Serviette des Königs in dessen Palast abwische. Castelar wird auch für seine Zukunft bleiben, was er war, der Redner par excellence für die Republik, welcher Freund und Feind mit seinen gesprochenen Symphonien entzückt, und der sie stundenlang mit seiner weichen Kastratenstimme in politische Dichtung und poetische Harmonieen wiegt. Er ist der Lamartine Spaniens, der Lamartine nach 1848. Als praktischen Politiker hat er sich selbst für bankerott erklärt, laut und öffentlich und durch die Thatsache, daß er seine verwilderte und ihm selber abscheulich verwirklichte Republik, wie Brutus seine Söhne, den Nachrichtern überlieferte — den Generalen Serrano und Concha. Niemand erwartet auch noch etwas anderes von ihm, als schöne Reden, schöne Schriften und das immer wieder begeisternde, selbst die Monarchisten entzückende Schauspiel, wie er in den Cortes sein Ideal der Republik mit Blumen bekränzt und als Hoherpriester unter Weihrauchdämpfen ihm Hosianna singt. Er weiß es, daß er nur für einen Träumer, einen edlen Schwärmer gilt; aber er ist überzeugt, daß die Zukunft seinem Glauben rechtgeben und der Republik gehören werde. Republikaner so platonischer Art, wie er, existieren nicht sehr viele; in Spanien zumal sind es meist ordnungs- und staatsfeindliche Elemente, welche in der Republik nur das Mittel zur Befriedigung ihrer Gelüste sehen. Vor ihnen hat

Castelar das Grauen gelernt. Er ist kein Revolutionär, wie Zorrilla; er hat mit diesen socialistischen Republikanern ebensowenig gemein, wie mit den kosmopolitischen. Er ist vielmehr Spanier durch und durch, der seinerseits, anders wie Canovas, von einer notwendigen Verbindung der romanischen Rasse gegen die germanische spricht, und der es sogar trotz all seinem Freisinn mit Rosenkranzbeten und Messehören wie ein fanatischer Carlist hält. Die Monarchie ist ihm nur noch ein Übergangsstadium zur republikanischen Unvermeidlichkeit, und er läßt sie in Spanien bloß als ein notwendiges Übel zu, dem er aber seinen republikanischen Idealismus zum Ausbrüten zu übergeben versucht. Daher seine kleine Schar, die er in den Cortes anführt, sich die der konservativ gesinnten „Possibilisten", der Möglichen, nennt, und daher seine Manifeste, die Republik der Zukunft zugleich mit der Respektierung der Monarchie der Gegenwart predigen, wenn diese sich dazu verstehe, die Stufen zu jener in der Gesetzgebung zu bauen.

Nun ist es jedenfalls eine starke Zumutung, sich sein eigen Grab zu graben und darin die Aufgabe seines Lebens zu erkennen. Nach Castelar soll dies aber König Alfons thun, wenn er gut mit ihm stehen will. Der König soll sich demokratisieren und damit seinen Spaniern in gutem Beispiel vorangehen, wonach dann die beste der Republiken von

selbst sich einstellt. Bei aller dynastischen Selbstverleugnung, deren Don Alfonso fähig sein möchte, dürfte er es soweit darin aber doch nicht bringen, um Don Emilio gefällig zu sein. Wenn man eine persönliche Annäherung dieser beiden Geister annehme, die sogar der konservative Monarchist Canovas vermittelt habe, so müßte man vielmehr an ein natürliches Gesetz denken, wonach die Gegensätze sich berühren können. Was sie zu dieser Berührung in diesem Falle triebe, wäre der selbstlose Patriotismus, der diesen drei Männern einen gemeinsamen Zug verleiht und wie er unter den Spaniern, trotz ihrer ewigen stolzen Hinweisung auf Spaniens Ehre, äußerst selten zu finden ist. König Alfons, Canovas und Castelar, das sind drei Namen, die drei Begriffe, drei Hoffnungen bedeuten, und die, man kann behaupten, in reinem Glanz hoch oben strahlen. Der König wird nicht in Castelar aufgehen wollen und dieser nicht in Canovas. Aber sie könnten sich, so seltsam es klingt, vereinigen zum Besten ihres Vaterlandes. Don Alfons ehrt auch die Überzeugungen eines Mannes wie Castelar. Er hat anderen, die ihre Überzeugungen aus Vorteilen des Augenblicks gewechselt haben, die Hand gereicht und sie sich zu Verehrern, zu ergebenen Freunden seiner Herrschaft gewandelt. Einen Republikaner wie Castelar durch gleiches königliches Entgegenkommen gewinnen, hieße nicht ihn abfällig machen, ihn bekehren wollen, son-

dern einen prinzipiellen Gegner ehren und dadurch seinem großen Anhang im Lande mit Klugheit die Feindseligkeit gegen das Bestehende nehmen. Das wäre ein Besänftigen wogender Elemente, und das wäre viel, wäre notwendig und wohlthätig für Spanien.

Und Castelar seinerseits, warum sollte er zum Wohl seines Vaterlandes, das er in den redlichen Händen des jungen Königs und unter der festen Steuerung von Canovas sieht, unter solchen Umständen nicht thun können und selbst müssen, was einst der viel radikalere Republikaner Mazzini gethan? Der schrieb aus dem Exil an Viktor Emanuel, daß er zur Erreichung der Nationaleinheit Italiens der Aufruhrexpedition Garibaldis nach Sizilien kein Hindernis in den Weg legen, sondern im Gegenteil ihm darin behilflich sein möge. Geschehe dies, so solle der König die Früchte ernten und die Revolution werde sie ihm nicht entreißen. — „Grüßen Sie mir Mazzini," sagte Viktor Emanuel zu Brofferio, der ihm diesen Brief übergeben durfte; „sagen Sie ihm, daß ich seinen Brief mit vielem Vergnügen gelesen habe und seine guten Absichten zu schätzen weiß." — Dann eroberte Garibaldi Sizilien und Neapel, schenkte diese zwei Königreiche Viktor Emanuel von Piemont, welcher nunmehr König von Italien wurde, mit einer nationalen That sich identifiziert und dadurch seinen Thron befestigt,

seiner Krone mit demokratischem Öl einen neuen Glanz verliehen hatte.

Für Spanien ist eine solche nationale Auferstehung unnötig. Was es zu seiner Erhebung aus langem Verfall zu thun hat, ist aber nicht minder groß, und ein jeder Patriot, welchen politischen Grundsätzen er auch sonst folge, müßte dafür seine Kräfte einsetzen: einerseits, gerechte Ursachen zur Revolution in Spanien verhindern, und andererseits, die leichtfertigen, wuchernden Gelüste nach Revolution ohnmächtig werden lassen. Dazu bedarf es einer starken Regierung, die im modernen und freisinnigen Geiste auf dem von Fäulnis und Korruption gereinigten Boden eine schöpferische Thätigkeit entwickelt, und ihre Unterstützung durch einen Patriotismus, der nicht auf der Zinne der Partei steht. Wenn Castelar das eine dem Könige und seinem Minister Canovas zutraut, warum sollte er nicht das andere thun?

Aber nach dem, was dann über diese Unterredung des idealen Republikaners mit dem praktischen konservativen Staatsmann verlautete, waren sie einer solchen Verständigung so abhold als möglich. Castelar machte Canovas Vorwürfe über seine feindselige Verfolgung der republikanischen Partei, und dieser entgegnete darauf, daß er Duldung ihrer Wühlereien im Interesse des Staatswohles für übel angebracht erachte. So schieden beide Parteiführer mit einer förmlichen Kriegserklärung.

Castelars Anhänger sind, wie bemerkt, keine Revolutionäre; sie begnügen sich mit einer grundsätzlichen Bekämpfung der monarchischen Institution im allgemeinen und mit der gesetzlich erlaubten Agitation für ihre Bestrebungen unter der bestehenden monarchischen Ordnung in Spanien. Dieselben sind zunächst auf Wiedereinsetzung der Civilehe, auf größere Preßfreiheit und allgemeines Wahlrecht gerichtet. Säulen für die politische Freiheit aufzurichten, Dämme gegen reaktionäre Gelüste, und der geistigen Abhängigkeit des Volks von der Kirche Abbruch zu thun, ist unzweifelhaft für Spanien nur ersprießlich. Doch ist nicht zu verkennen, daß das Volk selbst über den kulturförderlichen Wert solcher Neuerungen wenig Verständnis besitzt. Die Civilehe ist gar nicht von ihm begehrt, zumal der weibliche Teil desselben würde sich dafür gewiß nicht erwärmen; das allgemeine Wahlrecht dürfte zunächst keineswegs die fortschrittliche Bewegung in Spanien fördern, eher von der klerikalen Macht vorteilhaft ausgenutzt werden. Gründliche Reform der Armee- und Civilverwaltung sind offenbar viel wichtigere Zwecke, die jenseit der Pyrenäen zum Besten des Staats wie des Volkes zu verfolgen wären, ferner bessere Schuleinrichtungen, industrielle Unternehmungen und Hebung der Landwirtschaft durch Schöpfung eines mehr begüterten Bauernstandes, der jetzt noch immer wenig anderes als Knechtsdienste

für die großen Herren mit meilenweitem Grundbesitz leistet.

Allen Segen, der aus einer solchen Reform der spanischen Verhältnisse unter einer tüchtigen, einsichtsvollen und dauernden Regierung für Spanien aufsprießen müßte, wähnt nun die radikale und socialistische Republikanerpartei Salmerons und Zorrillas auf revolutionärem Wege einzig und allein ermöglichen zu können. Gleichwie in Rußland und aus gleichen Ursachen ist in Spanien der revolutionäre Geist zu einer Krankheit geworden, von der schichtweise das Volkstum befallen ist, ohne sie wieder los werden zu können. Es ist eine moralische Seuche, die an Stelle der Versumpfung in Aberglauben und Bigotterie getreten ist. Statt der religiösen sind da die revolutionären Ideen zu Dogmen geworden. Aber im allgemeinen, wie sich auch die Parteien dieses Dogmas mit ihrer Schwärmerei dafür brüsten, entstammt dieselbe doch wirklicher und edler Begeisterung nur höchst selten, und die Menge folgt nur ehrgeizigen Führern in der Hoffnung, von ihnen nach dem Erfolg mit materieller Annehmlichkeit belohnt zu werden.

Ein gemeinsamer Grundzug der spanischen Republikaner, wie ich ihn schon in Castelar hervorgehoben habe, ist die Idee einer natürlichen Allianz der lateinischen Rassen gegen die germanische. Castelar, der so beredsam einst die Friedensaufgabe der

republikanisierten Völker gefeiert, predigte nach den deutschen Siegen von 1870, wie weiland Peter von Amiens gegen die Ungläubigen, den heiligen Kreuzzug gegen die modernen Hunnen zwischen Weichsel und Rhein. Alle spanischen Republikaner und bis in die gemäßigt liberalen Parteien hinein teilen im Grunde seine Gesinnung in dieser Hinsicht, und die französischen denken bekanntlich nicht anders. Die Errichtung fest geschlossener nationaler Staaten in unserer Zeit hat ja nun einmal das Ideal eines allgemeinen Weltbürgertums, wie es vor ein paar Jahrzehnten den Freisinnigen und Humanisten auch in den Ländern lateinischer Rasse als höchstes Kulturziel vorschwebte, in die Nacht zurückgerückt. Schärfer treten statt dessen die Rassengegensätze in die Politik und in die öffentlichen Meinungen der einzelnen Nationen. Vordem war der Germanismus in den Augen der Lateiner eine der ihrigen zwar völlig entgegengesetzte Civilisation, aber eine auf Rationalismus und Humanität beruhende, die sie ihnen anziehend machte. Ja, man kann sagen, daß die gelehrte Welt der katholischen Nationen Europas mit germanischen Grundideen stark versetzt wurde. Ihre Philosophie, ihre wissenschaftliche und selbst ihre schöne Litteratur nahmen deutsche Ideen in sich auf. Seitdem nun aber das Übergewicht in Waffen und damit das politische, wie es das deutsche Reich erlangt hat, aller Welt klar geworden ist, erhebt sich

eine Reaktion des lateinischen Geistes dagegen und mehr als je betont man in Spanien wie in Frankreich die Unvereinbarkeit des lateinischen Rassengefühls mit dem germanischen. Wie Canovas aus monarchischen Interessen die Freundschaft mit Deutschland in sein Programm gestellt hat, so ist es gerade dadurch ein anderer Lehrsatz der spanischen Republikaner geworden, eine große republikanische Politik der starken monarchischen entgegenzustellen und sich mit den französischen Gesinnungsgenossen deshalb in Übereinstimmung zu setzen.

Diese Partei in ihren verschiedenen Schattierungen vom blauen Castelar an bis zum roten Zorrilla fühlte übrigens unter der unverkennbaren Erstarkung der Alfonso'schen Regierung den errungenen Boden im Volke merklich wieder schwinden. Ihre Hoffnungen waren namentlich durch die verunglückten Pronunciamentos in Badajoz im Sommer 1883 und durch den persönlichen Mut, mit dem der junge König diesem revolutionären Versuch schnell entgegentrat, stark gesunken, und zwar gerade, als sie zu einer Verwirklichung derselben vorgehen wollten. Es gärte in der That stark im Lande, und als Don Alfons die Reise nach Deutschland unternahm, nachdem er dem Putsch von Badajoz ein Ende gemacht, meinten die Republikaner doch noch, daß er nicht nach dem Schloß von Madrid zurückkommen werde. Sein ebenso besonnenes wie würdiges Benehmen dann in

Paris gegenüber der ihm dort angethanen Beleidigung als „Ulan“ (wie man sich erinnern wird, war der König vom Kaiser Wilhelm ebenzuvor zum Chef eines in Straßburg stehenden preußischen Ulanenregiments ernannt worden) änderte indessen auf einen Schlag die Stimmung im Lande zu seinen Gunsten. Er hatte vom Präsidenten Grévy Genugthuung verlangt, weil seine Nation „empfindlich und stolz“ sei, und damit war er der berufene Vertreter der spanischen Nationalehre geworden, welchem alle Parteien in Spanien ihren Beifall und ihre Genugthuung nicht versagen konnten. Vor der honra de España, der Ehre Spaniens, beugt sich jeder, der sangre española, spanisches Blut, in den Adern hat. Durch das Auftreten des Königs in Paris spielte der Spanier einmal wieder eine Rolle auf dem Welttheater und in einer Ehrensache; der königliche Ulan hatte gewissermaßen seine Lanze für die nationale Würde seines Vaterlandes eingelegt. In Bayonne oder Biarritz, wo sich gewöhnlich die spanischen Parteiführer zusammenfinden, wenn sie eine Verschwörung planen, waren die Republikaner um diese Zeit just dabei. Sie ließen indessen alle ihre Absichten fallen, als sie den Pariser Vorfall erfuhren, da sie die Begeisterung wohl voraussahen, mit welcher nunmehr der König bei seiner Rückkehr in seinem Lande und vor allem in Madrid empfangen werden würde.

Dennoch wollten sie wieder ein Lebenszeichen von

sich geben und dazu wurde von ihnen eine öffentliche Kundgebung in Madrid zu Ehren des ein Jahr zuvor verstorbenen Figueras an seinem Todestage beschlossen. Figueras war am 11. Februar 1873 zum ersten Präsidenten der proklamierten spanischen Republik erhoben worden, bald darauf aber vor den socialistischen Kundgebungen nach Frankreich geflüchtet und auf seinen leer gewordenen Platz wurde dann Castelar erhoben. Die Feier für ihn sollte alle demokratischen Republikaner Spaniens angehen, und öffentliche Einladungen des Festkomitees betonten solche Einigkeit bei dieser Gelegenheit als einen patriotischen Akt. Eine corona d'oro sollte gestiftet und in feierlichem Zuge am Sonntag, den 11. November, zu Figueras' Gruft gebracht werden. Es war also eine Gelegenheit geboten, nicht nur einer interessanten politischen Demonstration in Madrid beizuwohnen, sondern auch mit Augen zu sehen, wie stark die republikanische Macht daselbst aufzutreten vermöge.

Um ein Uhr sammelten sich die Parteigenossen, welche den Zug bilden wollten, auf der Allee des Prado. In einem Wagen befand sich aufgerichtet die corona d'oro, ein anderthalb Meter im Durchmesser großer Kranz, dessen eine Hälfte aus künstlichen, grünen und goldenen Lorbeerblättern, die andere aus riesigen, wie mit goldenen Blüten vermischten Veilchen bestand. Die schwarze Scheibe, um welche

diese imposante Zier gelegt war, trug ein kleines Bild der Republik und darunter die Inschrift:

„Zu Ehren von Stanislaus Figueras y Moragas, erstem Präsidenten der spanischen Republik. 11. Februar 1873. Gewidmet von den Republikanern am 11. November 1883.“

Ein zweiter Wagen, vierspännig und in Gala-ausstattung, der Kutscher in weißer Perücke, Kniehosen und weißen Strümpfen, die Köpfe der Pferde mit großen weißen Federbüschen versehen, trug eine andere solche „Corona“, welche die Republikaner von Barcelona und sonst noch in den Provinzen mit einigen anderen kleineren Blumenkränzen geschickt hatten.

Dazu sammelten sich nach und nach etwa dreihundert Männer, zumeist dem Arbeiterstande zugehörig, an, unter ihnen eine Gruppe, welche aus der Madrider Vorstadt Delicias gekommen war und ihre besondere Tafel mit Trauerkranz auf einer kleinen Stange mit sich führte. Sang- und klanglos setzte sich der Zug mit den zwei Wagen, die Komiteemitglieder voran, in Bewegung und schritt in losen Reihen, von sonntäglichen Müßiggängern begleitet, um die Stadt herum dem entlegenen Friedhofe zu.

Den Soldaten war die Beteiligung daran verboten worden, aber es gab doch mehrere, welche sich nebenher zugesellten und bis zum Friedhof mitgingen. Polizei, die ja in Madrid in verschwenderischer

Fülle auf den Straßen und Promenaden immer zu sehen ist, war zu Fuß und zu Pferde besonders nach dem Sammelplatz am Friedhof gewiesen worden, wo von einer Tribüne herab die üblichen Reden gehalten werden sollten. Beim Gang durch die Vorstadt Delicias mehrte sich auch die Menge beträchtlich; Frauen und Kinder gingen mit; viele Herren, die den langen Weg in der Sonnenwärme sich erspart hatten, kamen aus der Stadt noch herzu. Jetzt zeigte sich auch insofern etwas mehr Leben in dem übrigens ganz ohne Ordnung sich bewegenden Zuge, als alle paar Minuten ein kräftiges, kurz währendes Klatschen der Vordersten ertönte, ohne daß ein Wort dazu Anlaß gab oder zu hören war; sei es, daß damit neue Ankömmlinge oder erkannte Genossen auf den Balkonen begrüßt wurden, oder es sonst ein Ausdruck der Anfeuerung sein sollte. Die Spanier sprechen ja auch mit Händeklatschen im Theater und Cirkus nicht nur, sondern z. B. auch im Café, um den Kellner zu rufen.

Endlich kam man an dem Friedhof an, umschritt ihn halb längs seiner hohen Mauer und machte, wo sie wie ein Festungswinkel sich ausnahm, auf freiem, sonnigem, stoppelvollem Felde Halt um die hier errichtete, schwarz bekleidete und vorn mit den republikanischen Abzeichen bemalte Tribüne. Die Menge mochte hier an zweitausend Köpfe betragen. Sechs, acht Gendarmen zu Pferde, je zu zweien, außer

einigen Polizisten der Stadt, hielten im Hintergrunde und hörten, wie ihr Kommandant, aufmerksam zu, was an Reden sich nun vernehmen ließ. Da sprach erst Herr Arenas, der wohl der Regisseur der ganzen Aufführung war; dann Llano y Persi, Rispa, Carvajal, lauter bekannte und populäre Männer der Partei, die mit Beredsamkeit ihr leicht bewegliches Publikum hinzureißen verstanden. Es fehlte denn auch nicht an Bravorufen und Hüteschwenken bei den Kraftstellen der sechs, sieben Redner, die nach und nach auftraten und die alle sehr gut über den weiten Raum hin zu hören waren. Auch hielten sie sich kurz. Dem Inhalt ihrer Reden war ja am Ende zu großer Mannigfaltigkeit kein Grund gegeben. Es handelte sich um einen Ausdruck des Andenkens an Figueras, um die Hoffnungen der Partei, um die Mahnung zur Eintracht. Und nachdem dies hinreichend geschehen, löste sich die ganze Versammlung in aller Harmlosigkeit auf, während die Kommission die Kränze nach der Grabstätte im inneren Hof des Friedhofs brachte. Die spanischen Grabstätten sind in Hallenhöfen reihenweis übereinander in Gewölben und vermauert; jede derselben hat an der Mauer den Namen dessen, der da ruht, und Pietät hat oft diese Grufteinlassungen mit Glas und Rahmen, Blumen, Kunstschnitzereien und dergleichen dahinter versehen.

Diese republikanische Kundgebung hatte offenbar

nur eine sehr geringe Teilnahme in der Bevölkerung von Madrid gefunden, und sollte sie eine Heerschau der Partei bedeuten, so hat sie unmöglich imponieren können. Daß sie überhaupt stattfinden konnte, bewies übrigens die Freiheit, welche das Gesetz dem Versammlungsrecht gewährte. Allerdings saßen damals ehemalige Gesinnungsgenossen der Republikaner im Ministerium Posada-Herrera, die nicht gut jene Freiheit beeinträchtigen konnten, war ihnen auch aus Rücksicht für den König, dem sie nun dienten, die Demonstration sehr unangenehm und hatten sie wenigstens ihre alten Freunde beschworen, bei dieser Gelegenheit jeden Anlaß zur Störung der öffentlichen Ordnung und aufrührerische oder den König angreifende Reden zu vermeiden. Unter Canovas del Castillo wäre eine derartige Kundgebung der Republikaner überhaupt nicht geduldet worden.

Deutschland in Spanien.

Insofern wir die alten Vandalen, die Sueven und die Goten als unsere nationalen Vorfahren ansehen, stehen wir seit fünfzehn Jahrhunderten mit dem Volk auf der iberischen Halbinsel in unzweifelhafter Vetterschaft und die geschichtlichen Zeugnisse dafür sind nicht ganz verloren gegangen. Wird auch der Name der Provinz Andalusien nicht von den Vandalen herstammen, so ist sicherlich der von Katalonien von den Goten, die hier nach der Zurückdrängung durch die Araber ihre neuen Reiche errichteten. Daher der Name Gotalanien, Gotenland, in alten Urkunden auch für den der spanischen Mark, wie sie unter Karl dem Großen und Ludwig dem Frommen jenseit der Pyrenäen als vom Frankenreich beherrschtes Gebiet bestand. In kräftigen Spuren findet man da noch und ebenso in Toledo, der alten Hauptstadt des gotischen Reiches, Burgbauten von gotischer Hand. Auch das heutige spanische Recht

fußt großenteils, zumal in Katalonien, auf dem altgotischen Forum judicum (Lex Visigothorum), wie es unter Reccasuinth im Jahre 672 vollendet und gemeinsam für Goten und römische Provinzialen maßgebend wurde, dann auch nach der Übersetzung ins Spanische im dreizehnten Jahrhundert als Fuero juzgo in Anwendung blieb. Wo im Nordwesten, in Galizien, die Suevenstämme sich mit den Celto-Iberiern am meisten vermischt, mag es diesem Umstand zuzuschreiben sein, daß von da her die besten und meisten Hausknechte und Dienstmägde für die übrigen Spanier der Mittelprovinzen kommen, gleichwie es aus dem alemannischen Elsaß für Paris der Fall war, als es eine französische Provinz gewesen.

Aber wer giebt etwas auf solche alten Verwandtschaften, zumal wenn alle persönlichen Beziehungen zwischen ihnen seit einer Ewigkeit aufgehört haben und jede derselben nach dem Gesetz der Artveränderung sich eigentümlich entwickelt hat? Wir Deutschen haben ja überdem allen Kulturnationen Westeuropas einst unser Blut eingeimpft, ganze Volksstämme ihnen, wie in Spanien, so auch in Frankreich, Italien, England, zur belebenden Mischung und politischen Beseelung überlassen, so daß wir uns auf das Verdienst einer fruchtbaren Mutternation auch jenseits der Pyrenäen nichts Besonderes einzubilden haben. Nur noch Naturforschern mag es von höherem Interesse sein, im Lande Spanija, wie

es die Phönizier zuerst getauft, den Spuren der Germanen unter der Massenvertretung all seiner dort gewesenen Völkerschaften nachzugehen, an einem Blondkopf rassenfreudig den Schädelbau zu studieren, in anmutigen weiblichen Gesichtern die gotischen Augen zu suchen.

Die erste geschichtliche Beziehung zwischen Spanien und Deutschland finden wir in der unglücklichen Zeit des letzteren unter dem Zwischenreich nach dem Kaisertum der Hohenstaufen. Einer der Gegenkönige, die damals aufgestellt wurden, war auch Alfons X., der Weise, König von Castilien, den im Jahre 1257 der Erzbischof von Trier mit Brandenburg und Sachsen unter französischem Einfluß zum Kaiser erwählte, während eine andere Partei der deutschen Fürsten Heinrich III. von England dazu auserkoren hatte. Zum erstenmal, daß diese Wahl auf auswärtige Monarchen gelenkt wurde. Alfons besaß wenigstens noch Erbansprüche von seiten seiner Mutter Beatrix, einer Tochter Philipps I. von Schwaben, auf das Herzogtum dieses Namens. Aber er erhielt es so wenig, wie daß er nach Deutschland kam, um da den Kaiser zu spielen; diese ihm zugeschobene Würde kostete ihn nur ungeheure Summen, so daß er darüber in schwere Schulden geriet, zu gewaltsamen Besteuerungen seiner spanischen Unterthanen griff, und mit infolge davon vom Throne Castiliens gestürzt wurde.

Dann standen Spanien und Deutschland unter Karl V., in dem soviel deutsches wie spanisches Blut rollte, in vieljähriger enger Beziehung. In Lieb und Leide ertrugen sie diese Verbindung wie eine Konvenienzehe. Sie hat beiden Nationen weder allgemeinen Nutzen gewährt, noch in ihnen eine nachhaltigere Teilnahme für einander zurückgelassen. Kaiser Karl V. für uns ist seinen spanischen Landsleuten König Carlos I., nennen sie zumeist ihn auch gleich uns den Fünften. Wir denken anders über ihn, als sie; uns steht er in ruhmreicher Bedeutung für Deutschland nicht so hoch wie den Spaniern für ihr Vaterland. Doch während eines Menschenalters, daß beide Reiche unter diesem Herrscher standen, sind sie auch, wie nie zuvor und wie niemals nachher wieder, in äußerlichen Verkehr getreten. Spanische Heerhaufen kamen nach Deutschland und schlugen unter Alba mit in der Mühlberger Schlacht; deutsche Landsknechte zogen im kaiserlichen Gefolge bis nach Madrid. Die Entdeckung Amerikas, die ungeheuren Kolonien, welche Spanien dort zugefallen, lenkten auch den deutschen Seehandel dahin und bewirkten sogar ehrgeizige Versuche, eine deutsche Kolonialpolitik daselbst in Gang zu bringen. Deutsche Gelehrte, Künstler und Handwerker trugen Früchte ihres heimischen Kulturlebens über die Pyrenäen, wo eine glanzvolle Welt voller Reichtum und aufgegangener Empfänglichkeit einen dankbaren Markt

dafür bot. In Sevilla ließen sich Michael Dachauer, Meinard Ungut, Johannes Pegnitzer von Nürnberg, schon unter Karls V. Eltern als die ersten Buchdrucker in Spanien nieder und andere ihrer Landsleute folgten ihnen, um in Madrid und Burgos die Pressen aufzustellen. Deutsche Maler neben niederländischen arbeiteten für spanische Kathedralen und schlugen in Madrid und Sevilla ihre Werkstätten auf. Die großartige Bilderwand in der gewaltigen Kathedrale der letzteren Stadt ist wesentlich Meister Dancarts, eines Deutschen, Arbeit, was die feinen Schnitzereien betrifft, welche vierundvierzig Felder mit Darstellungen aus dem Leben Christi bilden, um die sich das steinerne Laub- und Bogenwerk des Riesenbaues in germanischem (gotischem) Stile rankt und wölbt. Dancart brauchte zu dieser Leistung ein Menschenalter, von 1482 bis 1526; sein Bruder Georg Ferdinand malte die drei Bilder auf der Rückseite dieses 145 Fuß hohen Retablo, der Hinterwand des freistehenden Hochaltars.

Nach Karls V. Tode hörten alle wichtigeren politischen Beziehungen zwischen Spanien und Deutschland auf, will man nicht den Erbfolgekrieg im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts dazu rechnen. Deutschland ging seine eigenen Wege und Spanien die seinigen, ohne daß eines sich um das andere kümmerte. Beide kamen in ihrer besonderen Art herunter bis zur Ohnmacht und um ein Spiel frem-

der dynastischer Interessen zu werden. Aber in der traurigen Zeit, nachdem Spanien ein französisches Herrscherhaus erhalten hatte und nun von Fremden regiert wurde, finden wir auch einen Deutschen in der Reihe derselben: den Grafen Lothar Joseph Dominik von Königseg. Er war österreichischer Feldmarschall und wurde 1725 als Gesandter nach Madrid geschickt, wo er bis 1730 verblieb. Während dieser Jahre leitete er in Wahrheit alle Angelegenheiten des Staats, als ein allmächtiger Günstling Philipps V., des ersten der bourbonischen Könige in Spanien, wie es vor ihm der Italiener Alberoni und der Holländer Ripperda gewesen. Seinen bedeutenden Einfluß mißbrauchte er wenigstens nicht, ohne aber auch ein gänzlich verfahrenes Staatswesen wieder in bessere Ordnung bringen zu können.

In der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, unter der thatkräftigeren Regierung Karls III., sind es deutsche Bauern, die in Spanien eine kulturbringende Rolle spielen. Es wurden verschiedene Male deutsche Kolonisten dahin berufen und sind in größerer Menge dort auch ansässig geblieben. Bei Karls Thronbesteigung war die ganze Sierra Morena nur eine Zuflucht für wilde Tiere und Banditen. Kein friedlicher Reisender wagte sich in diese Gegend, und so war der Handel von einer Landstrecke ausgeschlossen, welche die Natur zu einem der Hauptverbindungswege in Spanien geschaffen hatte;

denn sie liegt zwischen den Thälern des Guadiana und Guadalquivir und in der geraden Richtung zwischen den Häfen des mittelländischen und atlantischen Meeres. Karls III. Regierung beschloß, diesem Übel abzuhelfen. Da er aber die arbeitsscheuen Spanier dazu nicht für geeignet fand, ließ er durch seinen freisinnigen Berater, den Grafen Pablo Olavides, Gobernador von Sevilla, im Jahre 1767 holländische und deutsche Kolonisten einladen, sich in der Sierra Morena niederzulassen, um sie der Kultur und dem Verkehr zu erschließen. Mehr als sechstausend folgten diesem Ruf. Den Protestanten darunter wurde freie Übung ihres Gottesdienstes versprochen und Olavides sicherte sie auch ehrlich gegen alle Bekehrungsversuche der spanischen Mönche und Geistlichkeit, an denen es ja natürlich in dem katholischen Lande par excellence nicht fehlte. Die Zugewanderten erhielten Ländereien in Überfluß und dafür bauten sie die prächtige Straße von Despenna-Perros zwischen dem weinreichen Thal von Penna und der Stadt Baylen über die Sierra Morena. Sie errichteten selbstverständlich auf ihren Kolonien Dörfer und Meiereien, und was vor ihrer Ansiedlung eine unzugängliche Wüste gewesen war, verwandelte sich nunmehr in einen lachenden, fruchtbaren Landstrich. Die deutsche, wesentlich schwäbische Sierrakolonie erhielt den Namen Carolina; eine andere näher Cordoba zu und von Schwarzwäldern

seit 1768 herstammend, heißt Luisiana. In beiden großen Ortschaften ist den Einwohnern die deutsche Sprache schon fast gänzlich verloren gegangen und der mitgebrachte lutherische Glaube wohl zumeist. Aber in ihrem Äußern, ihrem Wesen, in manchen unter ihnen erhaltenen Sitten, verleugnen sie die deutsche Herkunft nicht. Ihre Töchter gelten als die schönsten der Gegend, gepriesen wegen ihrer goldblonden Haarfülle und ihrer blauen Augen, deren Sterne der andalusische Himmel mit sprühendem Lichtglanz erfüllt hat. Dazu haben sie noch den Vorzug, reich zu sein; denn ihre Väter sind meist im Besitz von fruchtbaren Äckern, guten Wiesen, gepflegten Obstgärten und großen Weinkulturen, wie sie schon die Groß- und Urgroßväter geschaffen haben. Man sagt zwar, daß die männlichen Nachkommen sich dem allgemein Spanischen auch durch eine gewisse Trägheit angepaßt haben, die ja wohl das Klima erklärlich macht; doch in Bezug auf Weintrinken in großen Zügen sollen sie die alte deutsche Natur noch nicht verleugnen können und werden dafür von ihren spanischen Nachbarn weidlich verspottet, ohne daß sie es sich aber zu Herzen nehmen mögen.

Mit Vorliebe trinken sie einen weißen Wein, der überhaupt in Andalusien eine allgemeine Verbreitung hat und Manzanilla heißt nach dem Ort, wo er in Menge wächst. Manzanilla de la rana rufen die Wasserverkäufer in den Straßen von Se-

villa aus, also Froschwein, wie unsere Kinder etwa Gänsewein sagen. Wenn ihn der Spanier, der überhaupt mehr das Wasser als den Wein liebt, meist nur mit Wasser gemischt trinkt, so werden die Bauern da mit ihrem deutschen Blut umsoweniger diese Nachahmung lieben, als gerade der Manzanillawein von ihnen in besonderen Ehren gehalten zu werden verdient. Denn wie behauptet wird, ist es diese Rebengattung, die von Karl dem Großen in den Rheingau verpflanzt wurde, so daß der Manzanilla der Vater unseres Rheinweines wäre. In der That, obwohl er leicht ist, giebt er einer deutschen Zunge in südlicherer Brütung alle edlen und lieblichen Eigenschaften unserer weißen Rheinweine zu kosten. Übrigens trinken ihn die Spanier auch unvermischt mit Wasser sehr gern. Die kleinen Canitas, in der Form und Größe eines halben Lampencylinders, in denen er vorgesetzt wird, stehen dann in einem durchlöcherten Scheibengestell, in ganz kleinen, für eines solcher Gläser oder zwei, oder in größeren mit zwanzig und dreißig gefüllten Canitas, je nach der Gesellschaft, für die der Wein bestellt worden ist. Pflegt doch der Spanier in seinem freigebigen Sinn für die ganze Gesellschaft, in der er sich an einem Tisch im Wirtshause findet, ohne weiteres der Spender zu sein. Die Majos in Sevilla, die Toreros, haben eine besondere Fertigkeit, solch eine Canita derartig in der Hand zu schwen-

ken, daß der helle Wein wie in einer gewundenen Säule emporsteigt und so in dem Munde des Trinkers verschwindet.

Aus jener Zeit, da so viele deutsche Ansiedler ins iberische Land gezogen wurden, stammt auch wohl ein Asylhaus in Madrid, welches eigens für Deutsche und Portugiesen gestiftet wurde. Eine sächsische Prinzessin, die nach Portugal verheiratet war, wird als die Wohlthäterin bezeichnet. Da der gestiftete Fonds sehr wenig in Anspruch genommen wurde, so wuchs er im Laufe der Jahre zu einem bedeutenden Umfang an und sein Vorhandensein ging fast in Vergessenheit. Erst nach 1870 entdeckte man ihn gleichsam wieder und seine Bestimmung in den niedergelegten Statuten, wonach nun die Bedingungen der Aufnahme und Unterstützung für die in neueren Zeiten nur zu zahlreich sich einfindenden armen deutschen Reisenden und Abenteurer geregelt wurden.

Aus erklärlichen Gründen gewann Spanien unter Napoleons Vergewaltigung und zumal durch seine heroische Verteidigung dagegen wieder ein allgemeines Interesse und für Deutschland, welches sich ebenfalls nach Erhebung aus seiner Schmach und nach Rache an dem französischen Unterdrücker sehnte, im besonderen. Die Wellenschläge der spanischen Geschichte, die seit langen Zeiten nur hinter den Pyrenäen stattfanden, vermischten sich auf einmal

wieder mit der großen, gewaltig aufrollenden Strömung der Weltgeschichte. Ein wie durch Erdbeben verschüttet anzusehendes Volk, in innerer Versumpfung gefesselt, in Trägheit der Entwickelung zerflossen, raffte sich auf einmal empor und rief Bewunderung für seinen opfermütigen Patriotismus auf. Nach verlebten Kräften in einer glanzvollen Kulturperiode, die dann zu einer merkwürdigen Abschwächung und teilweis barbarischen Natürlichkeit der Nationalität führte, schien eine Wiedergeburt für sie gekommen zu sein. Daher beachtete man in Deutschland diesen Prozeß mit außerordentlichem Anteil und ohne schon zu fürchten, daß es sich nur um die wilde politische Zuckung eines zurückgekommenen Volkes handelte.

Die spanischen Dichter wurden jetzt in die deutsche Litteratur eingeführt, Calderon, Moreto, Lope de Vega uns nun erst bekannter. Ja, durch deutschen Geist wurde direkt belebend auf die spanische Litteratur gewirkt. Böhl von Faber, der als Kaufmann in Cadix lebte, bewirkte unzweifelhaft durch seine Schriften bald nach der Napoleonischen Zeit eine Wiederbelebung der altspanischen Dramen, die den Spaniern beinahe über dem in ihrer Litteratur und auf ihrer Bühne herrschenden Franzosentum fremd geworden waren. Die Tochter dieses Deutschen ist dann unter dem Namen Fernan Caballero eine berühmte spanische Romanschriftstellerin geworden. Eugen Hartzembusch, 1806 als Sohn deutscher Eltern

geboren, bis zu seinem achtzehnten Jahre ein Tischler, erstieg gleich mit seinem ersten Trauerspiel: „Los Amantes de Teruel“ die Höhen des spanischen Parnasses und ist bis heute als einer der beliebtesten Dramatiker der Spanier in Ehren. Auch durch den ersten richtigen Abdruck der Calderon'schen Werke erwarb er sich hohes Verdienst. Diese Anteilnahme Deutscher an der spanischen Litteratur hat sich bis in unsere Tage zu Gunsten derselben fortgesetzt. Fastenrath hat sich als einen wertvollen Vermittler der spanischen Litteratur für die deutsche gezeigt, und Ludwig Braunfels eine neue Übersetzung des Don Quixote mit so kenntnisreichen gründlichen Erläuterungen des Textes gegeben, daß auch Spanien ihm dafür zu hohem Danke verpflichtet sein muß.

Daß deutsche Offiziere und Landsknechte in den neueren Bürgerkriegen der Spanier hüben wie drüben mitthätig gewesen sind, mag nur nebenbei Erwähnung finden. Unser General von Göben hat bekanntlich im ersten Carlistenkrieg in den Guerillabanden des Prätendenten mitgefochten; ein preußischer Lieutenant Schmidt ist im letzten dieser Kämpfe gefangen und standrechtlich erschossen worden. Aber von einer anderen, einer friedlichen Beziehung Deutschlands zu Spanien, oder umgekehrt, ist erfreulicher zu reden.

Die Königin Isabella wollte, ähnlich wie ihr

Vorfahr Karl III. dem Ackerbau und dem Wegeverkehr in Spanien, so dem jammervollen Stand des Forstwesens daselbst aufhelfen und zwar ebenfalls mit deutscher Hilfe. Nicht, daß sie etwa deutsche Forstleute kommen ließ, sondern sie schickte tüchtige junge Spanier nach Deutschland, um dort die Forstwissenschaft zu studieren. Diese jungen Männer besuchten meist die Akademie zu Tharandt und es gab eine förmliche Kolonie solcher spanischen Studenten daselbst, die Jahr um Jahr durch neue Mitglieder vermehrt wurde. Fast alle dieselben lernten auch noch anderwärts deutsches Leben und Wissen in mehrjährigem Aufenthalt kennen und kehrten dann in ihre Heimat zurück, um in den Staatsdienst zu treten. Nicht alle sind dem Forstfach angehörig geblieben, manche in andere höhere Beamtenstellungen übergegangen, andere in so glücklichen Privatverhältnissen, daß sie sich außerhalb der Schwankungen der spanischen Verwaltungswirtschaft bewegen konnten. Aber sie alle sind, wenigstens in Madrid, wie zu einem Klub durch ihre deutschen Studienerinnerungen zusammengerückt, in die sie gern und dankbar sich gemeinsam zurückversetzen, und diesem Kreis haben sich ehemalige Minister und Gouverneure, die es alle Tage wieder werden können, Grafen und Granden, hohe Offiziere und Schriftsteller angeschlossen, welche teils ebenfalls in Deutschland gewesen sind, teils es unbekannter Weise hochschätzen. Die Forst-

leute aber haben in ihrem Ressort förmlich Schule gemacht und rühmen sich, darin deutsche Verwaltungsgrundsätze eingeführt zu haben, womit sie, wenn auch die kahlen Gebirge noch nicht wieder beforsten, so doch die vorhandene Waldkultur vor weiterer planloser Verwüstung schützen konnten. In dieser Schule ist langsam ein pflichttreues, patriotisches Beamtentum erstanden, das sich den politischen Parteispielereien möglichst fernhält und wie ein fruchtbarer Kern von Germanisierung innerhalb des so stark demoralisierten spanischen Verwaltungsorganismus erscheint.

Sodann fehlte es natürlich nicht an Deutschen, die ihrem Wanderzug die Richtung nach Spanien gaben und sich davon überzeugten, daß jenseit der Pyrenäen auch noch Leute wohnen. Sie haben sich wohlgefühlt daselbst und heimisch gemacht; ihre Arbeit, ihre Rührigkeit lohnte sich inmitten einer Bevölkerung, die am liebsten die Fortschritte in der Industrie, in Gewerbe und Handel, in den ihr von außerhalb zugeführten Waren anerkennt. Deutsche Uhrmacher mit schwarzwälder Arbeit machten besonderes Glück und es giebt deren, oder schon spanisierte Nachkommen von ihnen, in allen größeren Städten des Landes. Agenten deutscher Nationalität erkannten und fanden in Madrid ein dankbares Feld zur Einführung verschiedener moderner Industrieartikel. Schweizer wanderten ein, welche den Kaffee-

häusern und den Hotels einen verfeinerten Charakter gaben und glänzenden Erfolg damit hatten, so daß ein Café Swizzo oder ein Hotel Swizzo heut überall in Ansehen bei den Spaniern steht. Andere Deutsche richteten ihre Spekulation auf die rationellere und sorgsamere Behandlung des Weines, worauf die Einheimischen gar kein Gewicht legten und keine Mühe zu verwenden liebten. Sie füllen ihn, wie er gekeltert, in Bocksbeutel ein, da bei dem Holzmangel im Lande die Fässer ihnen viel zu teuer kommen. Die Deutschen jedoch, die in Malaga, oder Cadix, oder Jeres, wie auch Engländer, die Kultur der edleren Trauben in die Hand nahmen, sahen auf sorgsame Lese der Beeren, füllten den Saft in Fässer, die sie in guten Kellern lagern ließen, und gewannen dadurch einen Wein zum Export, der ihre Mühe reichlich lohnte, so daß die spanischen Großgrundbesitzer im Süden nun doch nach und nach es für angebracht halten, in dieser Weinbehandlung es ihnen nachzumachen.

Zu solchen Anfängen von deutschen Kolonien in den Städten stellte sich auch bald der richtige Landsmann ein, welcher ihnen einen Mittelpunkt des geselligen Verkehrs bereitete. Das war der Bierwirt, oder der Brauer, der es unternahm, in Spanien selber Bier zu bereiten und den Einheimischen Geschmack an diesem, ihnen bis dem Namen nach unbekannten Getränk beizubringen. Das Bier eroberte

sich ja seit der nationalen Wiedererstehung Deutschlands die romanische Welt mit erstaunlicher Schnelligkeit, und wie in Frankreich und Italien, so drang es nach 1870 auch jenseit der Pyrenäen siegreich vor. Selbst spanische Kaffeehäuser bequemten sich endlich, diese germanische Propaganda zu fördern und sich aus München und Frankfurt, Erlangen und Berlin, wie aus Rotterdam und aus England, das Bier in Flaschen liefern zu lassen, die trotz dem Preise von anderthalb oder zwei Franken für eine Flasche immer mehr Absatz fanden. Die deutschen Kolonien gewannen sodann mit dem Aufschwung des Handels nach dem vorher wie abgesperrt und kaum beachteten Spanien mehr und mehr an seßhaften Mitgliedern. In Barcelona wurden es ihrer mehrere hundert, in Valenzia ein paar Dutzend, in Madrid an zweihundert, in Sevilla an die zwanzig. Überall ist das Bierhaus die Stätte, wo sie gern als deutsche Männer zusammentreffen, haben sie auch sonst mit dem unserer Rasse eigenen Aneignungssinn sich möglichst schon zu Spaniern umgemodelt. In Barcelona giebt es mehr als eine deutsche birreria; in Valenzia Rakosniks „Alemana, fabrica de cervezas“; in Madrid ein Café swizzo, oder das Café de Paris, oder das italienische Kaffeehaus, „der blutige Knochen“ zubenannt, wo eben überall deutsches Flaschenbier gehalten wird; und in Sevilla eine deutsche Brauerei, welche gemütlichsten Aufenthalt

gewährt und wo zu Ehren der Anwesenheit unseres kaiserlichen Kronprinzen daselbst ihrer vierzig Reichsgermanen und Österreicher mit ihren Damen auch einen flotten Kommers abhielten, der einigen mit anwesenden spanischen Freunden vor Vergnügen den Kopf am ehesten verdrehte. Und in Jeres, wo der beste aller spanischen Weine wächst, ist ein Deutscher durch Bierbrauen ein reicher Mann geworden. Viel versendet innerhalb Spaniens die deutsche Brauerei in Santander. Die Spanier suchen übrigens dem germanischen Kühltrunk noch einen ganz besonderen Geschmack für ihre Zunge abzugewinnen, indem sie ihn mit Limonade mischen!

Nachdem sie einst, um ein anderes Gebiet zu streifen, selber die Schätze ihrer Gebirge an Erzen, Gold und Silber ausgebeutet, verschmähten sie es, damit fortzufahren, als es zum lohnenden Ertrag damit großer Kapitalien für neue Anlagen von Minenwerken und für Maschinen bedurfte. Die reichen Caballeros und Großgrundbesitzer geben keine Gelder für dergleichen, überhaupt nicht so leicht für industrielle Unternehmungen im eigenen Lande her, und deshalb ist man ja dort so unglaublich arm daran. Fremde Kapitalien, englische, amerikanische, italienische, französische, wurden darum nach und nach den Minenwerken in Galizien, Asturien, von Huelva und anderen Gebirgsgegenden Südspaniens, in guten Spekulationen zugewandt, und auch deutsches

Kapital schloß sich ihnen an. Auf der Mineralschatzausstellung in Madrid während des Sommers 1883 war Deutschland in dem Bergwerkswesen Spaniens und in den Maschinen dafür stattlich genug vertreten.

Interessant ist die erste Einführung deutscher Kräfte in das spanische Bergbauwesen, die schon über hundert Jahre zurückreicht. Englische wie spanische Geschichtswerke erzählen darüber Folgendes: Zu den berühmtesten Minen in Spanien gehörten die von Almaden in der Mancha wegen ihres Quecksilberreichtums. Dies Metall, das nicht nur zu vielen alltäglichen technischen Zwecken unentbehrlich ist, war für Spanien ganz besonders wertvoll, weil es ohne dasselbe unmöglich das Gold und Silber der neuen Welt aus seinen Erzverbindungen auszuscheiden vermochte. Aus Almaden, wo die Natur seine Ausbeute auf alle Weise erleichtert hat und der Zinnober, in dem es sich findet, reich vorhanden ist, hatte man früher Zufuhren in Masse bezogen; aber sie hatten eine Zeit lang nachgelassen, obgleich die Nachfrage, besonders vom Auslande, eine steigende war. Unter diesen Umständen beschloß die spanische Regierung, aus Besorgnis, daß eine so bedeutende Quelle des Reichtums ganz versiegen möchte, eine Untersuchung über den Betrieb der Mine anzustellen. Kein Spanier besaß aber die Kenntnisse dafür und so mußte die Regierung sich an Fremde wenden, wie allemal damals, wenn für die Volkswirtschaft

im spanischen Lande etwas geschehen sollte. Im Jahre 1752 wurde ein Irländer, Namens Bowles, berufen, Almaden zu untersuchen, um die Ursache des abnehmenden Ertrages an Quecksilber zu entdecken. Er fand nun, daß die Bergleute in die Gewohnheit geraten waren, ihre Schächte gerade hinunterzutreiben, statt der Richtung der Adern nachzugehen. Dies widersinnige Verfahren, in dem sie nicht behindert wurden, erklärte zur Genüge das Zurückgehen des Betriebes. Demzufolge befahl die Behörde, den Schacht wieder schräg hinabzutreiben. Aber die spanischen Bergleute hielten zu fest an ihrer Gewohnheit; sie gaben nicht nach, weil ihre Väter die Schachte gerade hinuntergetrieben und es also recht sein mußte. Es blieb nichts übrig, als sie fortzuschicken, und statt ihrer wurden nun deutsche Bergleute berufen (y habiendo hecho venir mineros alemanes). Nach ihrer Ankunft trat schnell Besserung ein. Die Minen nahmen im Betriebe der Deutschen eine ganz neue Gestalt an und die Ergiebigkeit des Quecksilbers daselbst verdoppelte sich.

Mehr und mehr Bergwerke kamen seitdem in die Hände, oder doch in den Betrieb, wie der Engländer, so auch der Deutschen, darunter die ausgedehnten von Rio tinto, bedeutende in Galizien und in Murcia. Damit berief man deutsche Ingenieure, immer neue deutsche Bergleute, Verwaltungsbeamte, Maschinenbauer, an diese Orte und zahlreich

bilden sie jetzt gleichsam eine Postenkette in den Provinzen Spaniens von Norden nach Süden, von den kantabrischen Gebirgen bis zur Sierra Nevada und zum Rio tinto, Pioniere der Arbeit und Kultur, welche den Spaniern zeigen, wie sie es selber machen könnten, wenn sie nur wollten. Aber der größte Teil von ihnen beharrt noch in der überlieferten Dünkelhaftigkeit gegen die geregelte Arbeit und sieht die Fremden in Spanien durchaus nicht gern. Im Norden sind sie als Francos, im Süden als Ingleses mißachtet, wenn auch Temperament und die sinnliche Natur des Spaniers bei ihm eine Gefälligkeit der Form, eine Höflichkeit des Wesens gefördert haben, die er nicht leicht verleugnet. Alemanos sind ihm noch Menschen, die er nicht recht in seiner Geographie unterzubringen weiß. Seiner Meinung nach kommen alle diese Fremden nach Spanien, weil es ein reiches Land ist, das sie auszunutzen trachten. Nur erst wenige Spanier in den Städten haben durch den Verkehr und durch die geschäftlichen Beziehungen mit den Fremden eine richtigere Auffassung darüber und auch ein besseres Wissen über die Welt da draußen sich angeeignet. Sie begreifen doch schon, daß man mit diesem Verkehr ihnen die Hand reicht, um sich durch Teilnahme an der Arbeit wieder emporzubringen; daß man ihnen an Beispielen überzeugend zeigt, wie sie zum Wohlstand

für sich und zu einem werdenden des Landes gelangen können.

Von Jahr zu Jahr sucht auch die deutsche Industrie auf der iberischen Halbinsel sich weiter nach noch anderen fruchtbaren Gebieten auszudehnen, die bei dem Mangel spanischer Gewerbthätigkeit und Fabrikation vernachlässigt wurden oder brachliegen. Die deutschen Handelsreisenden schwärmen bereits hin und her durch das Land, das wie eine große Wüste nur gottgesegnete und nicht zu ruinierende Oasen hat. Gleich Zugvögeln sammeln sich diese Kaufleute im Frühjahr und im Herbst in Barcelona, und machen von hier aus ihre Tour bis hinüber nach Portugal, ja auch schon nach Nordafrika. Die einen mit ihren Mustern in Goldarbeiten und Schmuck aller Art, die anderen mit Modellen von Maschinen, Öfen und patentierten Erfindungen; jene mit Baumwollenwaren, mit Wäsche, mit Garnen, mit Goldleisten, mit Bronzewaren, Uhren, Luxusartikeln aller Art, Spielsachen, Fächern, Papier; diese mit ihren Vorlagen in Möbeln und Pianinos. Kaum war der neue Handelsvertrag zwischen Deutschland und Spanien geschlossen, so schwang sich die Einfuhr unserer Arbeiten mächtig empor, von dreißig auf über neunzig Millionen Franken.

Immer dichter und dichter werden die Maschen des Netzes werden, das deutscher Fleiß nach Spanien hinüber zur Ausbreitung der Kulturarbeit webt,

als müsse sie vorerst ihre Mission in diesem Lande erfüllen, das wie ein an Europa hängengebliebenes Stück Afrika erscheint, ehe sie auch an der Eroberung des großen „schwarzen" Weltteils jenseit der Meerenge von Gibraltar mit ihren friedlichen Waffen teilnimmt. Und dies wird ja unleugbar die Aufgabe der nächsten Zukunft sein. Bald wird es auch ein Deutschland in Afrika geben.